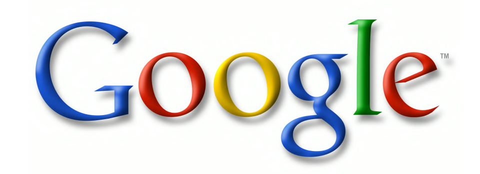
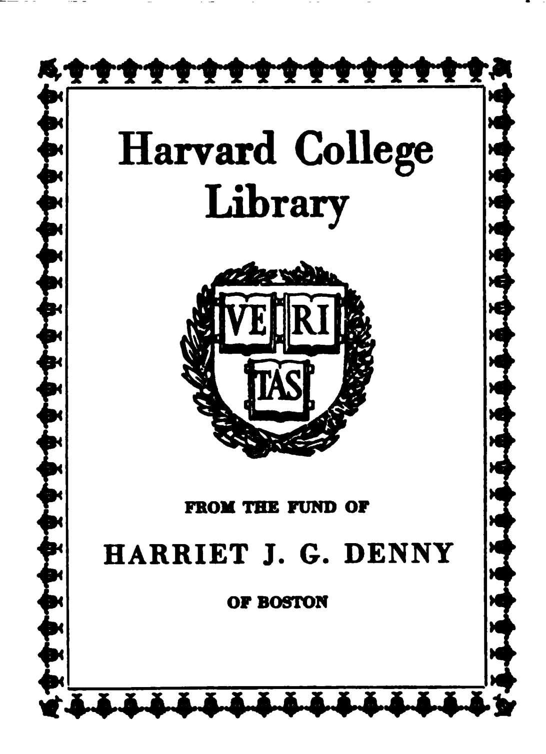
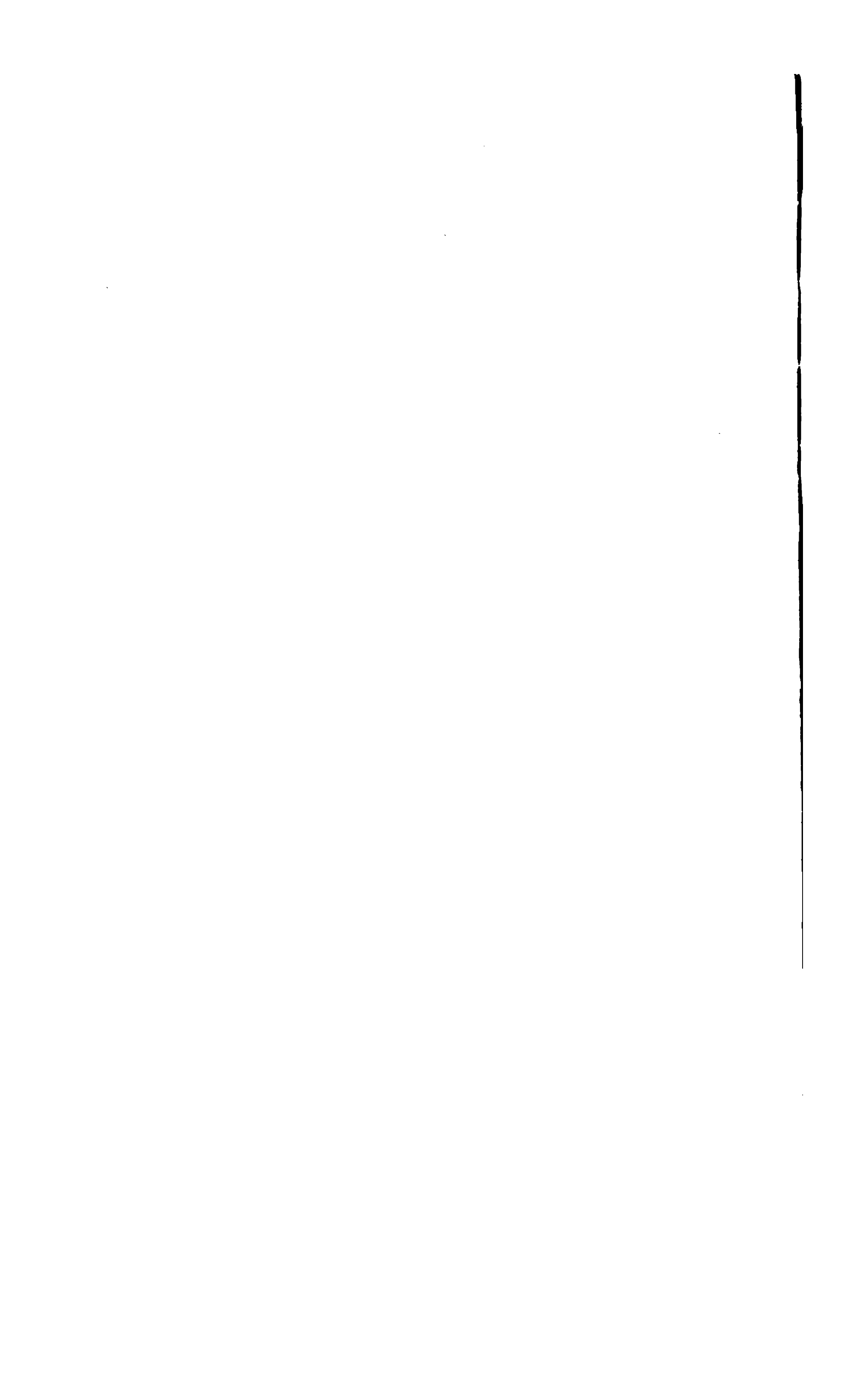





Harvard College
Library
VE RI
TAS
FROM THE FUND OF
HARRIET J. G. DENNY
OF BOSTON





Finnische Märchen

übersetzt

von

Emmy Schreck.

Mit einer Einleitung

von

Gustav Meyer.



Weimar

Hermann Böhlau

1887.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

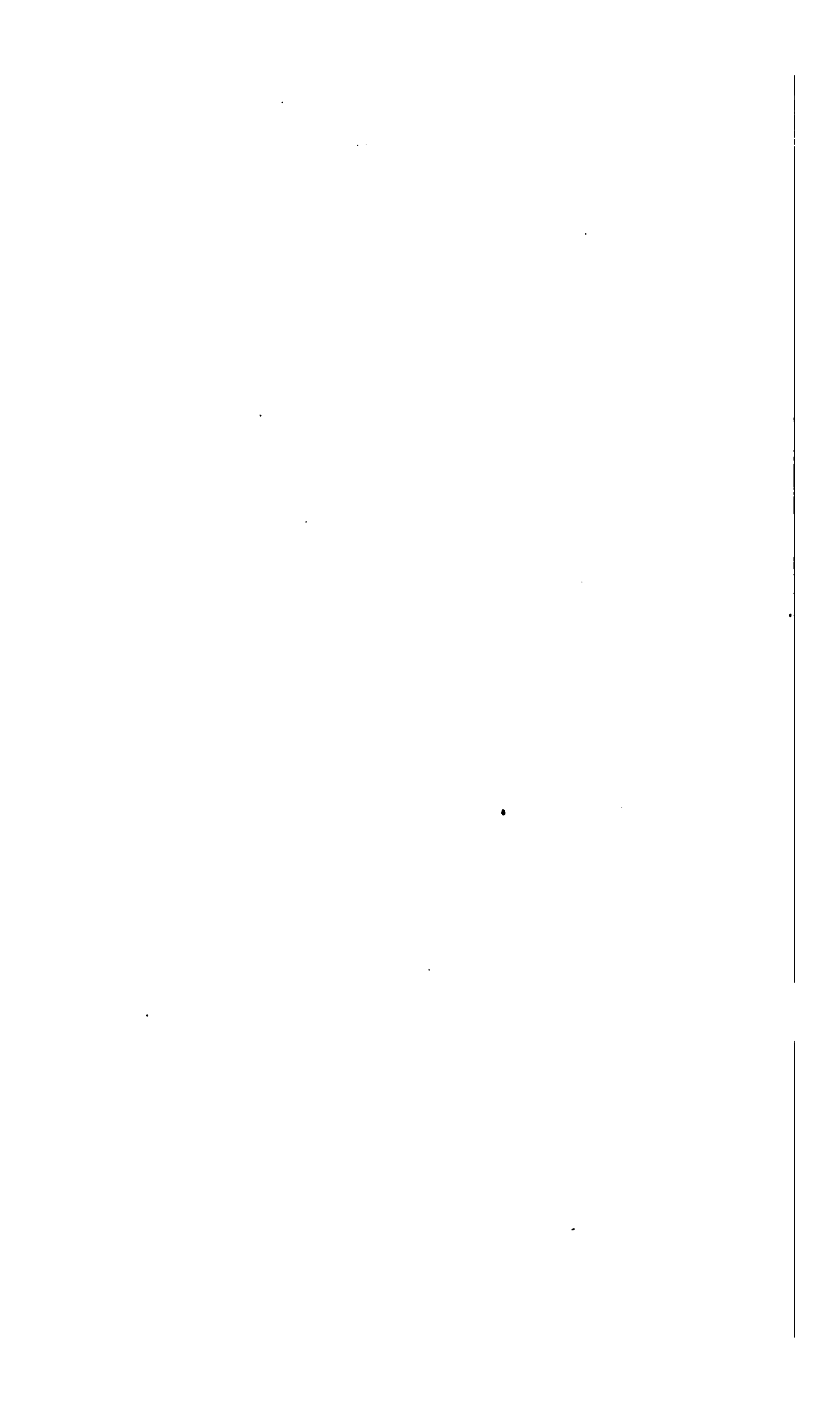
Ihrem lieben

Dr. Wilhelm Rullmann

gewidmet

von

Emmy Schreck und Gustav Meyer.



Einleitung.

Die vorliegende Uebersetzung finnischer Märchen ist durch mich veranlasst worden, und darum habe ich mich der Aufgabe nicht entziehen wollen, sie beim Publicum mit einigen wenigen Worten einzuführen, die es allerdings nur doppelt schmerzlich werden empfinden lassen, dass nicht ein Besserer, wie sonst so häufig, auch in dieser Sache das Wort ergriffen hat.

Vor etwa zwei Jahren, wo ich mehr als heut in Mussestunden folkloristische Thätigkeit pflegen konnte, hatte sich mir im Verlaufe einer Arbeit die Wahrnehmung aufgedrängt, dass für eine vergleichende Behandlung des Schatzes an Thiermärchen bei den verschiedenen Völkern unsere Quellen, selbst für europäische Völker, noch bei weitem nicht reichlich genug fliessen. Bei meinen Bemühungen, diese Lücken nach Möglichkeit zu ergänzen, erfuhr ich durch einen sich dafür lebhaft interessirenden Freund, dass seine Schwägerin, Frau Schreck in Leipzig, eine geborene Finnländerin, gelegentlich eine Uebersetzung finnischer Thiermärchen angefertigt habe. Meine Bitte, mir das Manuscript dieser Märchen zu überlassen, erfüllte die Uebersetzerin aufs freundlichste, im weiteren Verlaufe des sich daran knüpfenden, für mich an Genuss und Anregung überaus

reichen Briefwechsels machte ich ihr den Vorschlag, eine grössere Auswahl finnischer Märchen zu übersetzen, und das Ergebniss davon liegt in dieser Sammlung vor, welche dank dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Böhlau in Weimar das Licht der Welt erblickt hat.

Ich habe mich selbst gelegentlich gegen das Zuviel ausgesprochen, das mir in der über uns hereinbrechenden Fluth von Märchensammmlungen hervor zu treten scheint und das die Verleger sowohl als das Publicum misstrauisch gegen jeden neuen derartigen Versuch machen muss. Ich habe darauf hingewiesen, dass es nun wol an der Zeit sei, die Untersuchungen wieder einmal im Zusammenhange aufzunehmen, für welche Benfey die für alle Zeit giltigen Grundlagen in seiner Einleitung zum Pantschatantra geschaffen hat. Mit jener Bemerkung sind aber selbstverständlich nur jene Sammlungen gemeint, welche, immer wieder dieselben Gegenden ausbeutend, nichts als Varianten von längst Bekanntem bringen. Eine Uebersetzung finnischer Märchen ist von vornherein davon ausgenommen, da sie dem allergrössten Theile der in Europa für Folklore sich Interessirenden neues Material zugänglich macht. Denn die finnische Sprache wird, trotz ihres hohen Wohlklanges und ihrer grossen Wichtigkeit für linguistische Studien, doch wol für immer darauf verzichten müssen von einer grösseren Anzahl Nicht-Finnen verstanden zu werden. Dass aber der finnische Märchenschatz schon wegen seiner Beziehungen zu benachbarter germanischer und slavischer Volksdichtung eine hohe Bedeutung beanspruchen darf, liegt ohne weiteres auf der Hand.

Märchen der den Finnen am nächsten verwandten Ehsten und Lappen sind bereits, wenn auch zum Theil erst in jüngster Zeit, durch deutsche Uebersetzungen allgemein zugänglich gemacht. Die von Friedrich Kreutzwald gesammelten ehstnischen Märchen übersetzte im Jahre 1869 F. Löwe;

erst 1881 konnte die zweite Hälfte dieser Uebersetzung veröffentlicht werden.[1] Und eine Uebersetzung lappischer Märchen ist gar erst in diesem Jahre dem deutschen Publicum dargeboten worden.[2] Diesen beiden Werken reiht sich zunächst das vorliegende an, die erste Sammlung finnischer Märchen in deutschem Gewande.

Das kleine Finnland beschämt manches grosse Kulturvolk in Bezug auf die frühzeitig begonnene und systematisch durchgeführte Sammlung und Ausbeutung seiner volksthümlichen Ueberlieferungen. Das Interesse für finnische Volkspoesie ist ungefähr ebenso alt wie die finnische Landesuniversität Åbo (seit 1828 in Helsingfors), die im Jahre 1640 von der Königin Christine gegründet wurde. Indessen wurden während des siebzehnten Jahrhunderts, so viel man weiss, nur Sprichwörter gesammelt, von denen ein kleines Heft 1702 erschien. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts findet man in Dissertationen öfters Fragmente von Zauberliedern erwähnt, ein Beweis dafür, dass man auch mit dem Sammeln dieser Erzeugnisse des Volksgeistes sich bereits beschäftigte. Eine grössere Anzahl von Zauberliedern, zusammen mit epischen und lyrischen Stücken, liess gegen das Ende des Jahrhunderts der hochgefeierte finnische Professor Porthan durch seine Schüler und Freunde sammeln. Gedruckt wurden indess nur Auszüge in den um jene Zeit verfassten Mythologien von Lencquist (1782) und Ganander

---

[1] Ehstnische Märchen. Aufgezeichnet von F. Kreutzwald. Aus dem Ehstnischen übersetzt von F. Löwe. Halle 1869. — Zweite Hälfte. Dorpat 1881. Aeltere Mittheilungen ehstnischer Märchen zählen W. Grimm Kinder- und Hausmärchen III 353 (1856) und Schiefner im Vorwort zum ersten Bande von Kreutzwald-Löwe S. V auf.

[2] Lappländische Märchen, Volkssagen, Räthsel und Sprichwörter. Nach lappländischen, norwegischen und schwedischen Quellen von I. C. Poestion. Wien 1886.

(1789). Eine kleine Sammlung finnischer Volksräthsel, meistens in poetischer Form, erschien 1783.[1]

Bei dem vielseitigen Interesse Goethe's an volksthümlicher Dichtung darf es nicht wundern, dass wir bei ihm auch die Uebersetzung eines finnischen Liebesliedes finden, das er, wie Düntzer nachgewiesen hat, einem französischen Reisewerke entnommen hat.[2] Im Kanteletar findet sich, so weit ich sehe, das Original nicht. Herder's Volkslieder, welche Proben ehstnischer und lappischer Poesie mittheilen, enthalten kein finnisches Lied. Schon viel früher war jedoch eine Probe finnischer Volksdichtung in Deutschland bekannt gemacht worden: Daniel Georg Morhof hatte 1682 in seinem „Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie“ ein finnisches Bärenlied, das er der Historia ecclesiastica Sveo-Gothorum (Åbo 1675) des Bischofs Bång entnahm, mit einer wenig geschmackvollen deutschen Uebersetzung mitgetheilt. Ich setze es her, weil das Buch nicht Jedem gleich zur Hand sein dürfte:[3]

O schönes Wild von unsern Pfeilen,
Durch so viel Wunden hier berückt,
Das sich getraut bey uns zu heilen,
Will seyn von unsrer Speis' erquickt,
Durch dich wird uns nunmehr gelingen
Noch hundertmahl dergleichen Beut,
Und du kanst tausend Nutzen bringen,
Bistu zu kommen nur bereit.
Ich könnte hie vielleicht wohl kommen
Selbst von den Göttern hergesand,

---

[1] Vgl. Porthan De poesi fennica 1766. Lencquist Specimen academicum de superstitione veterum Fennorum theoretica et practica Åbo 1782. Ganander Mythologia fennica Åbo 1789.

[2] Hempelsche Ausgabe I 97: ‚Käm' der liebe wohlbekannte'. — Voyage pittoresque au Cap Nord par A. F. Skjöldebrand. 1801.

[3] S. 375 f. in der mir vorliegenden Ausgabe Lübeck und Franckfurt 1700, deren Orthographie und Interpunction beibehalten sind.

Die mir zu meinem Nutz' und Frommen,
Viel guter Beute bracht zur Hand.
Wird dieser Tag denn nun sich enden
So geh ich in mein Hausz hinein,
So will ich zwischen meinen Wänden,
Drey Nächte durch voll Freuden seyn.
Ich habe mich mit Lust und Glücke
Hieher durch Berg und Thal gebracht,
Nun komm ich frölicher zurücke,
All' Unlust habe gute Nacht.
Der Tag ist frölich angefangen,
Mit denen die noch übrig sein,
Bald kömmt er wieder hergegangen
Zu voller Lust und Freudenschein.
Ich ehre dich allzeit indessen
Von dir erwartend Beut und Danck,
Dass ich nicht möge dich vergessen
Und meinen guten Bärensang.

Zu welch unerträglicher Geschwätzigkeit sind hier die zwanzig kurzen trochäischen Verse des Originals auseinandergezogen!

Das nationale Erwachen Finnlands und das daraus hervorgehende ernstere Interesse für die im Volke bewahrten Reste der Vergangenheit datirt — merkwürdig genug — erst seit der Vereinigung aller finnischen Provinzen unter russischer Herrschaft, also seit dem Jahre 1808. Man weiss, mit wie weit gehender Selbständigkeit das Grossfürstenthum Finnland ausgestattet wurde und wie in Folge dessen der bis dahin übermächtige Cultureinfluss des Schwedischen immer mehr und mehr zurück trat. Nun nahm das Sammeln der Volkslitteratur einen immer grösseren Aufschwung. Gottlund, Poppius, Topelius und Lönnrot machten mehr oder minder bedeutende Sammlungen. Einzelne Kleinigkeiten wurden auch herausgegeben, das meiste aber blieb ungedruckt, weil die Bücher zu wenig Interesse und Absatz fanden — man braucht sich bloss an das Schicksal ähnlicher Unter-

nehmungen in grösseren Culturländern zu erinnern. Leicht hätte es gehen können wie mit den Sammlungen des achtzehnten Jahrhunderts, welche mit sehr wenigen Ausnahmen durch Feuersbrünste und Unachtsamkeit wieder verloren gegangen sind. Da erstand allen diesen Bestrebungen ein Mittelpunkt und Hort in der finnischen Litteraturgesellschaft. 1831 gestiftet, war sie besonders dazu berufen, die reichen Sammlungen von Elias Lönnrot dem finnischen Volke und der Nachwelt zu erhalten. Lönnrot, geboren 1802, ist am 19. März 1884, viel betrauert von dem Volke, dem die ganze angestrengte Arbeit seines Lebens gegolten, dahingeschieden. Er hat das in diesem Jahre gefeierte fünfzigjährige Jubiläum der Litteraturgesellschaft nicht mehr erlebt, deren Schriften in den von ihm besorgten Veröffentlichungen ihre schönste Zierde besitzen. Er kann mit Jacob Grimm verglichen werden, dem er zwar an Genialität und vielseitigem Wissen nicht gleich kam, wohl aber an hingebender Liebe und treuer, stiller Arbeit für sein Volk. Noch kurz vor seinem Tode hat er ein gross angelegtes finnisches Wörterbuch beendet.

Es sind, wenn wir von den Sammlungen der Sprichwörter (1842), Räthsel (1844) und Zauberlieder (1880) absehen, besonders die drei grossen von der Litteraturgesellschaft veröffentlichten Ausgaben der epischen Lieder, der lyrischen Gedichte und der Märchen, welche den grossen Reichthum des finnischen Volksgeistes erschlossen haben und geeignet sind auch ausserhalb ihrer engeren Heimat die weitesten Kreise zu interessiren.

Schon im Jahre 1835 erschien die erste Ausgabe der von Lönnrot gesammelten epischen Lieder, die seitdem so berühmt gewordene Kalevala, in zwei Bänden mit etwas über 12000 Versen in 32 Gesängen. Fortgesetzte Sammlungen in entlegenen Theilen des Landes ergaben eine so ungeahnte Fülle bisher unbekannter Lieder, dass die zweite Ausgabe

(1849) fast um das Doppelte vermehrt war: sie umfasst 50 Gesänge mit fast 23000 Versen. Das Bekanntwerden dieser epischen Volksdichtungen, die durch wohl zwei Jahrtausende bloss mündlich fortgepflanzt waren und bei aller Selbständigkeit der einzelnen Lieder doch eine fortlaufende und zusammenhängende Handlung zeigen, war von der grössten Bedeutung für die Entscheidung der Fragen, die sich überhaupt an Entstehung und Entwickelung des Epos knüpfen und die besonders auf dem Gebiete der altgriechischen und altdeutschen Litteratur zu so hitzig geführtem Streite Veranlassung gegeben haben. Man kann sagen, dass die finnische Kalevala in der Mitte der Entwickelungsreihe liegt, deren einen für uns erkennbaren Endpunkt die serbischen und südrussischen Heldenlieder, den andern die Ilias und die Odyssee bilden. Rechnet man dazu die hohe Bedeutung dieser alten Lieder für die Erkenntniss eines vor aller Geschichte liegenden Culturzustandes der Finnen — was bei den bekannten, linguistisch nachweisbaren Wechselbeziehungen finnischer und germanischer Stämme auch für die deutsche Alterthumskunde nicht ohne Ertrag war — so wie die trotz mancher Längen bald in die Augen springenden hohen poetischen Schönheiten der Lieder, so wird man die sympathische Begrüssung verstehen, die Jacob Grimm denselben bereits 1846 zu Theil werden liess.[1]

Grimm konnte damals bereits eine schwedische Uebersetzung des Epos von Alexander Castrén (1841) benutzen, der sich ebenfalls um die finnische Alterthumskunde hoch verdient gemacht hat und dessen letztes Werk eine erst nach seinem 1852 erfolgten Tode heraus gegebene finnische Mythologie war.[2]

---

[1] Ueber das finnische Epos. In Hoefer's Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache I 13 ff.

[2] Castrén's Vorlesungen über finnische Mythologie. Im Auftrage der Kais. Akademie der Wissenschaften aus dem Schwedischen

Auch ins Französische wurde die erste Ausgabe der Kalevala schon 1845 von Léouzon-le-Duc übertragen, der auch eine heute natürlich veraltete Studie über die Urgeschichte, die Mythologie und die epische Dichtung Finnlands hinzufügte. Nach dem Erscheinen der zweiten Lönnrot'schen Ausgabe fertigte Anton Schiefner seine deutsche Uebersetzung der Kalevala an.[1] Man kann nicht behaupten, dass sie der Dichtung in Deutschland viele Freunde geworben hat. Sie war weniger von aesthetischen als von philologischen Gesichtspunkten geleitet. Allerdings waren auch gegen das philologische Verständniss des Einzelnen recht viele Einwendungen zu machen, wie das in ziemlich scharfer Weise in der Besprechung von Ahlqvist in der finnischen Zeitschrift Suomi geschehen ist. Im ganzen rechtfertigte die Uebersetzung einigermassen den herben Witz: „Herr Schiefner hat seine Arbeit den Manen des edlen Castrén gewidmet; sollte er über kurz oder lang eine zweite sehr verbesserte Auflage publiciren, so empfehlen wir ihm, statt jener Worte, folgenden Vers aus Racine's Phèdre:

„pour apaiser *ses manes* et *son* ombre plaintive . . .“

Ahlqvist hat schon damals auf einige Grundsätze hingewiesen, welche die Uebersetzer des finnischen Epos leiten sollten. „Es wäre den Uebersetzern leicht gewesen der Beschuldigung des Mangels an Formschönheit zu entgehen, hätten sie nur sich vorgenommen dasjenige zu ersetzen, was keine Nachahmung zuliess. Sollten die Uebersetzungen durchaus trochäisch sein — obgleich der Jambus im Schwedischen wie im Deutschen viel häufiger gebraucht wird — so müsste des finnischen Trochäus Beweglichkeit und Ab-

---

übertragen und mit Anmerkungen begleitet von H. Schiefner. St. Petersburg 1853.

[1] Kalewala, das National-Epos der Finnen, nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner. Helsingfors 1852.

wechslung ersetzt werden durch Einschiebung eines oder mehrerer Dactylen, nach Beschaffenheit des Inhalts. Ferner müsste der Vers dann und wann einen männlichen Schluss haben ....“ und so weiter. Ich weiss nicht, ob diese Worte Hermann Paul bekannt gewesen sind, der seine Uebersetzung der Kalevala jedenfalls ganz nach diesen Grundsätzen gemacht hat.[1] Sie ist eine treffliche Leistung deutscher Uebersetzerkunst, in fliessender und geschmackvoller Sprache, dabei die Einfachheit und sinnliche Naturfülle des Originals nirgends verwischend, und wird wahrscheinlich viel dazu beitragen einer hochbedeutsamen Dichtung der Weltlitteratur auch bei uns in etwas weiterem Kreise Eingang zu verschaffen. Leider ist Paul nach dem Erscheinen des ersten Bandes, welcher 25 Runen, also die Hälfte des Ganzen, enthält, gestorben. Hoffentlich wird das, wie ich höre, fertige Manuscript der zweiten Hälfte bald gedruckt werden.

Schon früher hatte uns Paul mit einer Verdeutschung des Kanteletar beschenkt.[2] Kantele heisst das finnische Musikinstrument, dessen Erfindung durch Väinämöinen in der Kalevala erzählt wird und über das man die ausführliche Auseinandersetzung bei Retzius nachlesen mag.[3] Davon hat Lönnrot die Sammlung lyrischer Lieder benannt, welche er im Jahre 1840 herausgab. Paul's Uebersetzung, welche mit Weglassung von Varianten und unbedeutenden Bruchstücken etwa die Hälfte der Originalausgabe umfasst,

[1] Kalewala, das Volksepos der Finnen. Uebersetzt von Hermann Paul. I. Helsingfors 1885. Vgl. dazu die lesenswerthe Besprechung von Roman Woerner in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1886 No. 210 und 211.

[2] Kanteletar, die Volkslyrik der Finnen. Ins Deutsche übertragen von Hermann Paul. Helsingfors 1882.

[3] Finnland. Schilderungen aus seiner Natur, seiner alten Cultur und seinem heutigen Volksleben von Gustaf Retzius. Autorisirte Uebersetzung von C. Appel. Berlin 1885. S. 128ff.

setzt auch Fernerstehende in Stand, sich an den Erzeugnissen einer Volksdichtung zu erfreuen, welche einfache Gedanken in mannichfachster Abwechslung darzustellen und ein wenig complicirtes und von keinem Zwiespalt zerrissenes Seelenleben mit grosser Zartheit und Tiefe der Empfindung zum Ausdruck zu bringen weiss, ernst und still wie die Urwälder und Landseen Finnlands.

Später als den in poetischer Form überlieferten Resten finnischer Volksdichtung wandte man den Märchen seine Aufmerksamkeit zu. Erst am Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre wurden eigens ihretwegen Sammler ausgeschickt. Das so zusammengebrachte Material wurde von Eero Salmelainen (Erik Rudbeck) geordnet und in den Jahren 1852—1866 in vier Heften herausgegeben.[1] Aus diesen ist das vorliegende Buch übersetzt. Es ist die erste Sammlung finnischer Märchen, welche in deutscher Uebersetzung geboten wird. Nur vereinzelte Stücke der Rudbeck'schen Sammlung waren früher an zerstreuten und schwer zugänglichen Orten mitgetheilt worden. So machte bald nach dem Erscheinen des ersten Heftes das von A. Erman herausgegebene „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Russland" in seinem dreizehnten Bande (1854) S. 476 ff. auf die Sammlung aufmerksam und theilte drei Märchen mit: „Die vom Bösen geschenkten Instrumente", „Das Mädchen im dritten Stockwerke der Hofburg" und „Lippo und der Tapio", von denen das erste und das dritte sich in unserem Buche als No. 17 und No. 2 finden, während das zweite eine Variante unserer No. 8 ist. Derselbe Band brachte S. 580 ff. noch die Uebersetzung des Märchens „Die auf der Insel Lebenden" (Saaressa eläjät, Rudbeck I^2 99 ff.),

[1] Suomen Kansan Satuja ja Tarinoita. I. Helsingissä 1852. II 1854. III 1863. IV 1866. Die ersten beiden Hefte liegen mir in zweiter Ausgabe 1871 und 1873 vor, nach welcher ich im Folgenden citire.

eine Variante unserer No. 11. Im sechzehnten (1857) und siebzehnten (1858) Bande desselben „Archivs“ sind drei Märchen aus dem zweiten Hefte Rudbeck's übersetzt.[1] Ferner sind in dem mir nicht zugänglichen Buche von Dr. Bertram Jenseits der Scheeren oder der Geist Finnlands (Leipzig 1854) drei Märchen übersetzt: „Die sonderbare Fleuduse“, „Das Mädchen aus dem Meere“ und „Der vigilante Jäger“, also unsere No. 16, 10 und 2. Auch in Grässe's „Märchenwelt“, die ich ebenfalls nicht habe einsehen können, sollen sich nach Herrn Reinhold Köhler's Mittheilung einige finnische Märchen befinden.

Die in dem vorliegenden Buche übersetzten Märchen entsprechen in folgender Weise den Märchen des Originals:

1. Brautfahrt des Schmiedes Ilmarinen = I 1 ff. Seppo Ilmarisen kosinta.
2. Lippo und Tapio = I 6 ff. Lippo ja Tapio.
3. Mikko Mieheläinen = I 18 ff. Mikko Mieheläinen.
4. Das Teufelsschiff = I 29 ff. Hiiden laiva.
5. Der Aschenhocker = I 35 ff. Tuhkamo.
6. Die redenden Tannen = II 73 ff. Haastelevat kuuset.
7. Das geschwätzige Weib = II 155 ff. Suulas akka.
8. Der Aschenhans = I 43 ff. Tuhkimo.
9. Die wunderbare Birke = I 59 ff. Ihmeellinen koivu.
10. Das dem Meere entstiegene Mädchen = I 77 ff. Merestänousija neito.
11. Die neun Söhne des Weibes = I 87 ff. Naisen yhdeksän poikaa.
12. Das Mädchen ohne Hände = I 108 ff. Käsitöin neiti.
13. Von dem Mädchen, das ausging ihre Brüder zu suchen = I 119 ff. Veljiänsä-etsijä tyttö.

[1] XVI 236 Anton Puuhara = Rudbeck II² 100 ff. Autti Puuhaara. XVII 14 Die Weissagungen = Rudbeck II² 64 ff. Ennustukset. XVII 21 Nicht so was = Rudbeck II² 53 ff. Ei-niin-mitä.

14. Die dem Wassernix versprochenen Kinder = I 129 ff. Vetehiselle luvatut lapset.
15. Der in einen Hengst verwandelte Jüngling = I 142 ff. Oriiksi muutettu poika.
16. Die wunderbare Flöte = I 169 ff. Ihmeellinen pilli.
17. Die Gaben des Unholds = I 181 ff. Hiiden lahjat.
18. Die wundersamen Schmiede = IV 1 ff. Ihmeelliset sepät.
19. Vom Manne, der als Vogel über die Lande flog, als Fisch durch das Wasser schwamm = IV 8 ff. Miehestä, joka maat lenti lintuna, vedet ui kalana.
20. Der Lohn fürs Nachtlager = IV 12 ff. Yösian kostaminen.
21. Das widerhaarige Weib = IV 18 ff. Vastahakoinen akka.
22. Der weise Mann und das Fieber = II 157 ff. Tietäja ja tauti.

Von den Thiersagen steht der erste grosse Cyklus „Bär, Fuchs und Wolf und ihre Abenteuer auf der Ilmola-Feldmark" bei Rudbeck III 3 ff; das 17. Abenteuer ist von der Uebersetzerin aus dem Ehstnischen hinzugefügt. Die übrigen Thiermärchen entsprechen folgenden Stücken des Originals:

2. Das Girren der Taube = III 45 Kyyhkysen kujerrus.
3. Hase, Wolf, Fuchs und Bär in der Fanggrube = III 45 No. 2 Jänis, susi, repo ja karhu yhtenä maahaudassa.
4. Die Thiere und der Teufel = III 47 Eläimet ja paholainen.
5. Der Fuchs, der Wolf und der Löwe = III 50 Kettu, susi ja jalopeura.
6. Der Fuchs und der Hase = III 52 Kettu ja jänis.
7. Das Eichhorn, die Nadel und der Fausthandschuh = III 52 Orava, neula ja kinnas.
8. Der Bär als Richter = III 55 Karhu tuomarina.
9. Der Wolf als Grenzwächter = III 56 Susi passin katsojana.

10. Der alte Hahn = III 57 Vanha kukko.
No. 11—14 sind aus noch ungedruckten Originalen übersetzt, über die ich später noch ein Wort sagen werde.

Es ist eine wohl schon über den Kreis der Fachgelehrten hinaus bekannt gewordene Thatsache, dass die Märchen der europäischen Völker kein den einzelnen von ihnen speciell zugehöriges Eigenthum sind, sondern dass alle oder wenigstens fast alle bei den einzelnen in mehr oder weniger genau zu einander stimmenden Varianten erzählt werden, dass ferner viele derselben auch bei den benachbarten Völkern Asiens und Afrikas vorkommen, dass endlich selbst bei entlegenen, gänzlich uncultivirten Stämmen Afrikas und Amerikas sich zu manchen die überraschendsten Parallelen nachweisen lassen. Die einzige Theorie, welche diese merkwürdige Erscheinung befriedigend zu erklären vermag, ist die Wanderungstheorie. Danach ist ein Märchen an einem Punkte entstanden und hat sich, wie heutigen Tages Witzworte und Anekdoten, durch Weitererzählen von einem Volke zum andern verbreitet. Man kann in dieser Weise sowohl die häufig bis zu wörtlicher Gleichheit gehenden Uebereinstimmungen verstehen als auch zu den ebenso bemerkenswerthen Abweichungen Stellung nehmen, die sich besonders durch Verschmelzung mehrerer Märchen zu einem, durch Verschleppung einzelner Märchenzüge an andere Stellen und durch Anpassung des aus der Fremde eingewanderten Märchens an die psychische Individualität und die Lebenserscheinungen des entlehnenden Volkes erklären lassen. Dabei ist es, wie ich glaube, durchaus nicht nöthig anzunehmen, dass einzig und allein Indien das Mutterland aller unserer Märchen und märchenartigen Erzählungen ist. Uralte ägyptische Märchen müssen, so lange nicht zwingende Gegengründe angeführt sind, als eigenste Erfindung der Aegypter betrachtet werden, und das Vorhandensein durchaus origineller Erzählungen bei den Eingeborenen Afrikas und Aus-

traliens ist völlig unbestreitbar. Und wenn die letztern hie und da in einzelnen Zügen sowohl als auch in der ganzen Richtung auffallend an unsere Märchen anklingen, so kann man oft gewiss mit Fug auf die gemeinsamen Grundlagen der menschlichen Phantasie zur Erklärung dieser Thatsache hinweisen.[1]

Der verstorbene Theodor Benfey hat zuerst in seiner berühmten Einleitung zu der Uebersetzung des indischen Fabelwerks Pantschatantra den richtigen Weg für die Behandlung dieser Fragen eingeschlagen und Indien als die Heimat des grössten Theiles, wenn nicht aller Erzählungsstoffe des Abendlandes nachzuweisen gesucht. Ich betone hier nicht zum ersten Mal, dass es mir Zeit scheint, jetzt, wo nicht bloss indische Quellen in grösserer Reichhaltigkeit uns zugänglich gemacht worden sind, sondern wo wir auch über die Märchen und Fabeln der Weltlitteratur einen viel weiteren Umblick haben, diese Untersuchungen wieder aufzunehmen. Es ist ungemein zu beklagen, dass Reinhold Köhler sein ungeheures und von keinem andern auch nur annähernd erreichtes Wissen auf diesem Gebiete bis jetzt wenigstens noch nicht in den Dienst einer grösseren Arbeit gestellt hat, um die Heimat und die Wanderungen der Märchenstoffe im einzelnen darzulegen, für deren allgemeine Gruppirung und Zurückführung auf gewisse Grundtypen J. G. v. Hahn in der Einleitung zu seinen „Griechischen und albanesischen Märchen" eine dankenswerthe Vorarbeit geliefert hat.

Es ist nicht meine Absicht zu den einzelnen Märchen unseres Buches einen fortlaufenden Commentar zu liefern. Schon der finnische Herausgeber hat den einzelnen Stücken Nachweisungen aus Märchensammlungen anderer Völker vorgesetzt, an die man leicht anknüpfen kann, um die Stoffe

[1] Ich habe mich über diese Fragen ausführlicher an mehreren Stellen meiner „Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde" (Berlin 1885) ausgesprochen, z. B. S. 177ff. 221ff.

weiter zu verfolgen. Ich will mich auf einige mehr allgemeine Bemerkungen beschränken.

Für die Vergleichung von Märchen fällt nach dem oben Bemerkten nicht so sehr die ethnologische oder sprachliche Verwandtschaft der Völker ins Gewicht, als ihre Berührungen in Folge geographischer Nähe oder historischer Ereignisse. Das ist der Grund, weshalb ich im Stande war, auf specielle Uebereinstimmungen zwischen arabischen und sicilianischen Märchen hinzuweisen (Essays und Studien S. 186 ff.). Wenn man aber mit den finnischen Märchen zunächst ehstnische und lappische vergleichen will, so mag man das thun, dabei aber nicht an die Stammverwandtschaft der Völker, sondern an ihre geographische Verbreitung denken. Wie sehr bei den Lappen, diesem kümmerlichsten und poesielosesten der finnischen Stämme, [1] die Farben der Märchen verblasst sind, sieht man zum Beispiel aus einer Vergleichung des Märchens „Die Tochter des Beivekönigs" bei Poestion a. a. O. S. 236 ff. mit unserer damit identischen No. 5. Von nicht verwandten Völkern haben natürlich vor allem die Schweden und Norweger und die Russen Anrecht darauf als die Märchenlieferanten für Finnland betrachtet zu werden, und damit tritt die finnische Märchendichtung in engen Zusammenhang mit der germanischen und slavischen überhaupt. Wir haben für diese an und für sich selbstverständliche Thatsache zum Ueberfluss ein bestimmtes Zeugniss. Im Jahre 1855 schrieb Lönnrot an Schiefner: „Als ich einen Finnen fragte, woher er so viele Märchen wisse, antwortete er mir: „Ich habe mehrere Jahre nach einander bald bei russischen, bald bei norwegischen Fischern am Eismeer Dienste gethan, und so oft der Sturm uns vom Fischfang abhielt, vertrieben wir uns die Zeit mit Märchen und Erzählungen. Dann und wann war mir ein Wort oder

---

[1] Vgl. O. Donner, Lieder der Lappen (Helsingsfors 1876) S. 22.

eine Stelle unverständlich, doch errieth ich den allgemeinen Inhalt aller Märchen, die ich nachmals mit selbsterfundenen Zusätzen daheim wiedererzählte"".[1] Diese Stelle ist nicht uninteressant für die Lehre von der Wanderung der Märchen und Sagen.

Eine Abtheilung unseres Buches wird in dieser Beziehung besonderes Interesse für sich in Anspruch nehmen dürfen, nämlich die Thiermärchen. Wir lernen hier eine grosse Anzahl finnischer Märchen kennen, die sich um den Fuchs, den Wolf und den Bären als Hauptfiguren gruppiren, mit andern Worten Märchen des bekannten Reineke-Kreises. Man kennt die verschiedenen Ansichten, welche über das Verhältniss dieser Reineke-Märchen zu den litterarischen Bearbeitungen der Thiersage, dem sogenannten Thierepos, aufgestellt worden sind, und wie sich in der Anschauung über Wesen und Ursprung des letzteren seit Jacob Grimm ein so bedeutender Umschwung vollzogen hat. Es ist hier nicht der Ort auf diese Frage ausführlich einzugehen; ich deute nur kurz die Ansicht an, welche ich mir über dieselbe gebildet habe. Thiermärchen, welche den Löwen und den Schakal zu Hauptfiguren hatten, waren in Indien entstanden und hatten sich von dort, wahrscheinlich zugleich mit der lehrhaften Tendenz, die ihnen entweder ursprünglich anhaftete oder in sie hineingetragen worden war, nach dem Occident verbreitet. Die aesopischen Fabeln der Griechen sind aus solchen volksthümlichen Märchen gewissermassen destillirt. Diese litterarischen Fabeln gingen zunächst wesentlich durch Vermittelung der Römer zu den übrigen Völkern Westeuropas über und haben bekanntlich ungeheuer lange fortzeugende Kraft besessen. Daneben ist ein lebendiger Strom mündlicher Ueberlieferung anzunehmen, der die alten Volkserzählungen ebenfalls nach dem Abendlande trug.

---

[1] Archiv für wissenschaftliche Kunde von Russland XXII 614.

Seiner Bahn im einzelnen nachzuspüren wird vermuthlich für immer verlorene Mühe sein; hier gilt das Wort Liebrechts: „Ein Märchen, eine Erzählung u. s. w. findet Wege der Fortpflanzung, die sich oft durchaus allem näheren Nachweise entziehen". Es sind wesentlich ausserhalb der Thiermärchen liegende Momente, die mich bestimmen, anzunehmen, dass für den Westen Europas Italien, für den Osten (zunächst also für die slavischen Völker) Byzanz die Vermittlerin gewesen ist; und es freut mich, in dieser schon früher von mir geäusserten Ansicht (Essays und Studien S. 227) mit dem mir erst später bekannt gewordenen Buche des russischen Gelehrten Kolmačevsky „Das Thierepos im Westen und bei den Slaven", Kasan 1882, zusammen zu treffen. Ziemlich früh hat man, zunächst in französischen Klöstern, diese Thiergeschichten theils einzeln, theils zu vielfach von einander abweichenden Gruppen zusammen geschlossen, litterarisch verwerthet, auch hier wieder mit didaktischer, diesmal vorwiegend satirischer Tendenz. Das „Thierepos" ist also ein verhältnissmässig sehr spätes Product gelehrter geistlicher Dichtung, das seine Frische und Ursprünglichkeit lediglich den zu Grunde liegenden Volksmärchen zu danken hat. Diese, die ja ohnehin in dem „Epos" nicht ohne Rest aufgingen, wurden daneben ruhig weiter erzählt und weiter verbreitet; zunächst wenigstens sind jene litterarischen Thierdichtungen gewiss ohne jeden Einfluss auf das Volk geblieben. Wieweit ein solcher später, als der Reineke vielfach zum Volksbuch geworden war, anzunehmen sei, darüber wage ich kein Urtheil auszusprechen; ganz wird er kaum abzuleugnen sein, weiss doch J. Wolff in der Einleitung zu Haltrich's Siebenbürgisch-deutschen Thiermärchen sogar von einem aus Goethe's Reineke Fuchs stammenden Märchen zu berichten.[1] Es scheint mir jedoch nicht nothwendig,

[1] Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften von Josef Haltrich. In neuer Bearbeitung herausgegeben von J. Wolff.

da Einfluss der litterarischen Gestaltungen auf die volksthümliche Version anzunehmen, wo, wie bei den Siebenbürger Sachsen und in unsern finnischen Märchen, solche Fuchsmärchen auch zu grösseren Cyklen zusammengefasst erscheinen.[2] Das ist gelegentlich durch einen oder den andern besonders begabten Erzähler geschehen; im grossen Ganzen laufen die Thiermärchen nur als einzelne Stücke um. Es ist dem Zusammenschweissen epischer Lieder zu epischen Cyklen und weiter der Verbindung mehrerer einzeln gesungenen Strophen zu längeren lyrischen Liedern zu vergleichen. Die selbstständig erzählten oder gesungenen einzelnen Geschichten, Lieder und Strophen kommen immer daneben auch vor.[3] Uebrigens will ich der Mahnung Hrn. Wesselofsky's solche Märchencyklen mit den litterarischen Bearbeitungen der Thiersage zu vergleichen durch-

---

Wien 1885. S. 4. In dieser Einleitung ist die Frage der Thiermärchen — im Gegensatz zu Haltrich, der ganz Grimm'schen Anschauungen huldigte — ansprechend auseinander gesetzt. Vgl. jetzt auch die lichtvolle Darlegung in Reissenberger's Einleitung zu seiner Ausgabe des Reinhart Fuchs (Halle 1886).

[2] Die Siebenbürger Märchen stehen in dem eben angeführten Buche von Haltrich-Wolff S. 29 ff. und bei Haltrich, Deutsche Volksmärchen in Siebenbürgen, 3. Auflage, Wien 1882, S. 269 ff.; die finnischen Märchen in unserem Buche S. 183 ff.

[3] Vgl. z. B. No. 9 der „Finnischen Märchen“: Der Wolf als Grenzwächter. Hier sind nur zwei Erzählungen combinirt, die von der Sau, die ihre Ferkel taufen will, bevor sie der Wolf frisst, und die von dem Erlaubnissschein, den die Stute dem Wolf an ihrem Hufe sehr deutlich vordemonstrirt. Beide Geschichten stehen auch bei Haltrich-Wolf, dort in einem grösseren Cyklus, aber ohne gerade aneinander angereiht zu sein. Sie gehören auch sonst zu den verbreitetsten Thiermärchen: vgl. Grimm Reinhart S. LXXVII, 12. LXXV. CCLXIII. Hahn, Griechische und albanesische Märchen No. 92. Wagner, Carmina graeca medii aevi S. 120. 135. Krauss, Sagen und Märchen der Südslaven I 1.

aus nicht entgegen treten; soweit ich aber sehe, wird eine solche Vergleichung durchaus nur ein negatives Resultat ergeben.

Die ehstnische Sammlung von Kreutzwald-Löwe enthält keine Thiermärchen; wohl hat aber schon J. Grimm in seiner Einleitung zum Reinhart aus andrer Quelle ehstnische Thiermärchen benutzen können. Poestion's Uebersetzung lappischer Märchen wird durch einige Thiersagen eröffnet, von denen die beiden ersten ebenfalls bekannte Episoden des Reineke-Kreises enthalten und ebenfalls auf cyklische Märchenbildung bei den Lappen hindeuten. [1] Damit ist wohl die Nachricht zu verbinden, dass Gustav von Düben auf seinen Wanderungen durch die schwedischen Theile von Lappland ein langes Reineke-Fuchs-Gedicht hörte (Poestion S. 3); leider ist sonst nichts über dasselbe bekannt geworden. Herrn Kolmačevsky sind für seine Studie über

---

[1] Beide enthalten die bekannte Erzählung, wie der Fuchs sich tot stellt, von einem Bauern auf den Wagen geladen wird und die Fische von demselben stiehlt. Daran reiht sich hier, wie anderwärts, die Erzählung vom Fischfang des Wolfes (hier Bären), bei dem diesem der Schweif einfriert. Beide Märchen finden sich in unserer finnischen Sammlung nicht. Wohl aber ein drittes, welches in No. 2 der lappischen Märchen mit jenen beiden contaminirt ist. Fuchs und Bär dreschen zusammen, bei der Theilung weist der Fuchs dem Bären, der mehr gearbeitet habe, den grösseren Haufen zu und dieser bekommt so die Spreu. „Wie kommt es denn, fragt der Bär, dass es in deinem Munde brisk brask lautet, wenn du kaust, in meinem aber nur slisk slask?“ „Das kommt natürlich daher, dass ich so viel Sand und kleine Steinchen in meinem Haufen habe, das knirscht so, wenn ich esse“, antwortete der Fuchs. Das entspricht dem 9. Abenteuer des finnischen Reineke-Cyklus. Felix Liebrecht äussert sich über jene lappische Geschichte vom Fuchs und den Fischen (Germania XV, 161), „sie brauche nicht eigentlich entliehen zu sein, da sie sich ja selbst unter den Hottentotten wiederfindet“. Natürlich ist sie bei den Hottentotten ebenfalls entliehen. Sie steht bei Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 13.

das Thierepos die finnischen Thiermärchen unbekannt geblieben.

Die nicht dem Reineke-Kreise angehörigen Thiermärchen sind entweder kleine Geschichten, welche den Ursprung gewisser in die Augen fallender Eigenthümlichkeiten der Thiere erklären sollen (so unsere No. 6) oder kleine Schwänke. Das sind die beiden Gebiete, wo der Erfindungskraft der einzelnen Völker der weiteste Spielraum gelassen ist. Doch wird man z. B. in No. 12 (der Kaulbarsch und der Lachs) die bekannte Erzählung vom Wettlauf des Hasen und des Swinegels wiedererkennen. Die Fische, welche Meer und Landseen Finnlands in so grosser Anzahl bieten, spielen in der Poesie der Finnen wie der Lappen überhaupt eine hervorragende Rolle; auch in Lappland wird der betreffende Scherz vom Lachs und Pottfisch erzählt (Poestion S. 23). Zielinski hat in seiner Abhandlung über die attische Märchenkomödie wahrscheinlich zu machen gesucht, dass auch im altgriechischen Volksmärchen die Fische einen bedeutenderen Platz einnehmen als bei uns; [1] was ja an und für sich durchaus nicht unwahrscheinlich ist. Ich bin sonst weit davon entfernt den zum Theil an allzu dünnen Fäden hängenden Constructionen des Verfassers überall beizustimmen. Es ist aber erfreulich, dass man doch die Aufgabe nicht aus den Augen verliert den Spuren von Volksmärchen in der antiken Litteratur nachzugehen. Von Friedländer und Rohde sind in dieser Hinsicht bereits werthvolle Andeutungen gemacht worden; und wir dürfen noch mehr wahrscheinlich von Eduard Zarncke erwarten, der in seiner Untersuchung über das in den plautinischen Miles gloriosus eingewebte Märchen ein vortreffliches Muster für solche Arbeiten gegeben hat.

---

[1] Zielinski, Die Märchenkomödie in Athen. Abdruck aus dem Jahresbericht der Deutschen Schulen zu St. Annen. St. Petersburg 1885. S. 71.

Ich will bei dieser Gelegenheit auf ein finnisches Oedipus-Märchen hinweisen, das im zweiten Hefte der Rudbeck'schen Sammlung steht. Es ist von der Uebersetzerin nicht mit aufgenommen worden, findet sich aber in Erman's Archiv XVII 14ff. Sein Inhalt ist folgender: Zwei weise Männer übernachten auf einem Bauernhofe. Dort war eben ein Schaf im Lammen begriffen und die Frau in Kindesnöthen. Sie stehen beiden bei, weissagen aber zugleich, das Lamm werde von einem Wolfe gefressen werden und der Knabe werde seinen Vater tödten und seine Mutter heirathen. Das Lamm wird bei einem Festmahl geschlachtet, aber eben als man es nach der Suppe auf den Tisch bringen will, sieht man, wie ein Wolf die letzten Bissen verschlingt. Nun will der Vater das Kind tödten, aber auf der Mutter Bitten wird es auf ein Brett gebunden und ins Meer geworfen; doch hat es bereits eine kleine Messerwunde an der Brust davon getragen. Das Knäblein wird an den Strand getrieben und von dem Abte eines Klosters erzogen. Erwachsen, macht sich der Bursche auf die Wanderschaft und tritt als Knecht auf einem Bauernhofe ein. Er bekommt ein Rübenfeld zu hüten und erschiesst den Hausherrn, der selbst bei Nacht kommt, um sich eine Schürze voll Rüben zu holen. Nach einiger Zeit nimmt die Wittwe den Knecht zum Ehegatten; bei gemeinsamem Baden entdeckt sie an der Narbe auf der Brust, dass er ihr Sohn sei. Voll Verzweiflung macht sich der Unglückliche auf den Weg, um von den Schriftkundigen zu erfahren, ob Sohn und Mutter Vergebung finden könnten. Zwei Mönche, die ihm verneinend antworten, erschlägt er; von einem dritten erfährt er, ihnen würde vergeben werden, wenn er Wasser aus einem Felsen hervorgraben und ein auf dem Schoosse seiner Mutter ruhendes Schaf weiss werden würde. Beides geschieht, als er eines Tages einen Rechtsverdreher so vor die Stirn schlägt, dass er todt niederfällt.

Poestion's lappische Märchen enthalten zwei Versionen der Polyphemsage. Die eine derselben (S. 122 ff.) stimmt sehr genau zu der homerischen Darstellung: der Lappe, der mit seinen Gefährten in die Höhle des Riesen gerathen ist, blendet ihn mit geschmolzenem Blei, das er ihm statt einer Augensalbe in die Augen giesst, gibt ihm als seinen Namen „Garniemand" an und rettet sich sammt den Andern in den Häuten geschlachteter Böcke aus der Höhle. Die andre hat nur einen Zug bewahrt (S. 72): ein Lappe kommt in die Hütte einer Hexe, gibt ihr als seinen Namen „Selbst" an und verbrennt ihr das Gesicht mit kochendem Wasser. Als ihre Genossen sie um den Grund ihres Wehgeschreies fragen, antwortet sie: „Selbst mich verbrannte!"

Es ist eine hübsche und dankbare Aufgabe, deren Lösung nicht mehr allzu lange hinausgeschoben werden sollte, die Volksmärchen auszuschälen, die in die homerischen Gedichte Eingang gefunden haben. Hierfür wird die Vergleichung der Kalevala mit finnischen und verwandten Märchen eine lehrreiche Parallele bieten. Schiefner hat nach dem Erscheinen der beiden ersten Hefte der Rudbeck'schen Sammlung eine sehr inhaltreiche Anzeige derselben geschrieben, in welcher er besonders dieser Seite des Gegenstandes gerecht geworden ist.[1] Ein Aufsatz Schiefner's in Erman's Archiv (XXII 608 ff.) bringt Nachträge zu dieser Abhandlung. Hier wird auch die gewiss richtige Beobachtung ausgesprochen, dass „gewisse wesentliche Erscheinungen in Kalevala erst den Märchencyklen ihr Dasein verdankten". Das scheint mir unzweifelhaft von einigen Zügen der Episode von dem schon als Kind übermässig starken Kullervo, der z. B. (in der 33. Rune) ebenso Bären und Wölfe statt der Heerde nach Hause treibt, wie in unserm dritten Mär-

[1] Ueber den Mythengehalt der finnischen Märchen. Bulletin de la classe historico-philologique de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg. XII (1855) 369 ff.

chen Mikko Miehelàinen die wilden Thiere an seinen Schlitten spannt und wie in einem russischen Märchen Iwaschko Bärenohr einen Bären nach Hause treibt und in die Hürde sperrt. Im allgemeinen wird sich allerdings, da es sich ja bloss um zwei verschiedene Seiten der Volksdichtung handelt, eine Wechselwirkung zwischen Epos und Märchen nicht ableugnen lassen, und die Grenzbestimmung des beiderseitigen Einflusses wird nicht immer leicht sein. Gleich dasjenige Märchen, welches unsere Sammlung eröffnet, „Die Brautfahrt des Schmiedes Ilmarinen", ist aus Zügen der Kalevala zusammengesetzt. Die beiden im Märchen nicht näher bezeichneten Freier, die mit Ilmarinen zusammen auftreten, sind natürlich Niemand anders als Väinämöinen und Lemminkäinen. Die Vorbereitungen Ilmarinens zur Brautfahrt stimmen sehr genau zu der Erzählung in der achtzehnten Rune des Epos: dort heizt ihm die Schwester Annikki (im Märchen die Mutter) zuerst die Badestube, bringt ihm dann Leinenhemd, Unterkleider und Strümpfe, und der Knecht spannt dann das schnelle Füllen vor den buntgeschmückten Schlitten (V. 383 ff.). Wie in unserm Märchen, bekommt im Epos Ilmarinen drei Aufgaben (19. Rune); die erste derselben, das Umpflügen des Schlangenfeldes, ist dem Epos und dem Märchen gemeinsam.[1] Die beiden andern Aufgaben stimmen nicht überein; doch lässt sich für die dritte, wo Ukko Untamo Ilmarinen verschluckt und dieser in seinem Magen sich eine Schmiede einrichtet, an die 17. Rune der Kalevala anknüpfen, wo Väinämöinen von Vipunen verschluckt wird und ihn durch Hämmern und Schmieden in seinem Leibe so lange quält, bis er ihm seine ganze Weisheit vorsingt. Im Epos wird Ilmarinen's Frau von Kullervo's wilden Thieren zerrissen; er schmiedet sich

[1] Der Zug, dass die Jungfrau selbst dem Helden mit ihrem Rathe beisteht — wie in der Medeasage —, findet sich nur im Epos.

dann aus Gold und Silber eine andere Frau (Pygmalion!); als er am Morgen, nachdem er bei ihr geruht, erwachte, war die der Jungfrau zugewandte Seite kalt. Nach diesem verunglückten Versuche raubt er aus Nordland die jüngere Schwester seiner ersten Frau, die ihn unterwegs beschimpft und dafür von ihm aus Zorn in eine Möwe verwandelt wird (37. und 38. Rune). Beide Züge enthält auch unser Märchen, aber in umgekehrter Reihenfolge; hier wird die erste Frau, die sich Ilmarinen durch Verwandlungen dreimal [1] entziehen will, in eine Möwe verwandelt, schliesslich aber, als das Experiment mit der kupfernen Frau misslungen ist, wieder zum Weibe gemacht.

Ich will diese einleitenden Bemerkungen nicht schliessen, ohne darauf hinzuweisen, dass die finnische Litteraturgesellschaft neuerdings sich wieder in hervorragender Weise der Sammlung der Volksüberlieferungen zugewendet hat. Ich kann darüber aus einem in der französischen Zeitschrift „Mélusine" [2] abgedruckten Briefe von Hrn. Eliel Aspelin und aus einem an die Uebersetzerin gerichteten Briefe von Hrn. J. Krohn das Folgende mittheilen. In alle Theile des Landes sind in den letzten zehn Jahren Sammler geschickt worden, die sich besonders des neuen Hilfsmittels der Stenographie für ihre Aufzeichnungen bedienen konnten. So haben die Herren Borenius, Genetz u. A. eine grosse Menge Varianten zum Nationalepos gesammelt, deren Redaction den Herren J. Krohn und Borenius anvertraut worden ist.

---

[1] Von der der Märchendichtung überhaupt eigenen Verwendung der Dreizahl — Trigemination hat das Zielinski in der angeführten Abhandlung S. 12 genannt — bieten unsere finnischen Märchen eine so grosse Anzahl von Beispielen, wie sie sich so gehäuft schwerlich anderswo finden. Vgl. darüber schon Schiefner in der oben citirten Anzeige im Bulletin.

[2] Mélusine. Revue de mythologie etc. dirigée par H. Gaidoz et E. Rolland. II, 66.

Der erstere hat auch eine umfassende historisch-aesthetische Studie über das Epos zu veröffentlichen begonnen. Herr Aspelin besorgt eine neue Ausgabe der Sprichwörter, die seit Lönnrot von etwa 7700 auf 10 000 bis 11 000 gestiegen sind. Herr Porkka hat eine ungemein interessante Sammlung von „Thränenliedern“, von denen sich bei Lönnrot nur wenig Proben fanden, vorbereitet. Viele lyrische Gedichte, Zauberlieder, Zauberformeln aus dem wenig civilisirten Nord-Osten des Landes sind zusammengebracht; Borenius hat auch Melodien epischer Lieder aufgezeichnet. Auf Märchenjagd gingen unter Andern die Herren Sjoeros, Mustakallio und Karl Krohn aus; besonders der letztere hat von seinen fünf in den Jahren 1881—1885 unternommenen Reisen ein sehr reiches Material heimgebracht, dem die paar nicht aus Rudbeck stammenden Thiermärchen unserer Sammlung entnommen sind; er hat sie noch vor der finnischen Veröffentlichung der Uebersetzerin freundlichst zur Verfügung gestellt. Dieselbe soll mit den Thiermärchen beginnen, welche nächstes Jahr, etwa 20 Bogen stark, erscheinen werden.

Eine Stelle aus dem Briefe von Hrn. J. Krohn kann ich mir nicht versagen hier abzuschreiben: „Ausser den eigens auf Kosten der Gesellschaft durch herumreisende Sammler veranstalteten Sammlungen hat man bekannt gemacht, dass für eingesandte Sammlungen, wenn sie gewisse vorgeschriebene Regeln erfüllen (genaues Angeben des Fundortes, des Erzählers u. s. w.), Preise je nach dem Umfange und Werthe des Manuskripts ausgezahlt werden, in den meisten Fällen in von der Litteraturgesellschaft herausgegebenen Büchern bestehend, ausnahmsweise auch in Geld. Dieser Aufruf hat eine wahre Sündfluth von Zusendungen zu Wege gebracht. Volksschullehrer, Schüler der gelehrten Schulen, Bauern, Frauen, selbst Tagelöhner schicken unaufhörlich grössere und kleinere Sammlungen, jeder aus seiner nächsten

Heimath. Natürlich ist nicht Alles von gleichem Werthe, aber der grösste Theil doch verwendbar. Ich führe dies an, weil es mir scheint, als hätte man in den grösseren Culturländern nicht genug verstanden, auch das Volk für wissenschaftliche Zwecke zu interessiren. Bei uns wird in derselben Art auch vielfach für Alterthumskunde und vaterländische Geschichte mit gemeinschaftlichen Kräften gearbeitet."

Es wird von der Theilnahme, welche der vorliegende Band findet, abhängen, ob die Uebersetzerin sich entschliessen wird auch von den neuen durch die finnische Litteraturgesellschaft zusammengebrachten Schätzen den Folkloristen anderer Länder durch eine deutsche Uebersetzung Einiges zu vermitteln. Die lebendige und innige Theilnahme, welche sich diese hochgebildete, schriftstellerisch und künstlerisch strebende Frau für ihre Heimat zu erhalten wusste, hat auch dieser Uebersetzung einfacher und so oft gering geachteter Volksmärchen warmes Leben eingehaucht. Möge man das bei uns anerkennen, wo man ja stets fremden Litteraturerzeugnissen eine gastliche Stätte gegönnt hat; möge man aber auch in Finnland selbst dankbar dafür sein.

Graz, Ende October 1886.

Gustav Meyer.

Inhalt.

I. Märchen.

Seite

Die Brautfahrt des Schmiedes Ilmarinen. (Aus Aunus.) . 3
Lippo und Tapio. (Aus Ilomants.) 10
Mikko Mieheläinen. (Aus Aunus.) 14
Das Teufelsschiff. (Aus Karelen.) 28
Der Aschenhocker. (Aus Oesterbotten.) 35
Die redenden Tannen. (Aus Jaakkima.) 44
Das geschwätzige Weib. (Aus Karelen.) 48
Der Aschenhans. (Aus Karelen.) 50
Die wunderbare Birke. (Aus Russisch-Karelen.) 63
Das dem Meere entstiegene Mädchen. (Aus Russisch-Karelen.) 74
Die neun Söhne des Weibes. (Aus Russisch-Karelen.) . . 85
Das Mädchen ohne Hände. (Aus Wuokkiniemi.) 98
Von dem Mädchen, das ausging ihre Brüder zu suchen. (Aus Ilomants.) 107
Die dem Wassernix versprochenen Kinder. (Aus Paanajärwi.) 116
Der in einen Hengst verwandelte Jüngling. (Aus Sawolaks.) 128
Die wunderbare Flöte. (Aus Satakunta.) 137
Die Gaben des Unholds. (Aus Liperi.) 151
Die wundersamen Schmiede. (Aus Tawastland.) 159
Vom Manne, der als Vogel über die Lande flog, als Fisch durch das Wasser schwamm. (Aus Karelen.) . . . 165
Der Lohn fürs Nachtlager. (Aus Tawastland.) 169
Das widerhaarige Weib. (Aus Kivennapa.) 173
Der weise Mann und das Fieber. (Aus Karelen.) 175

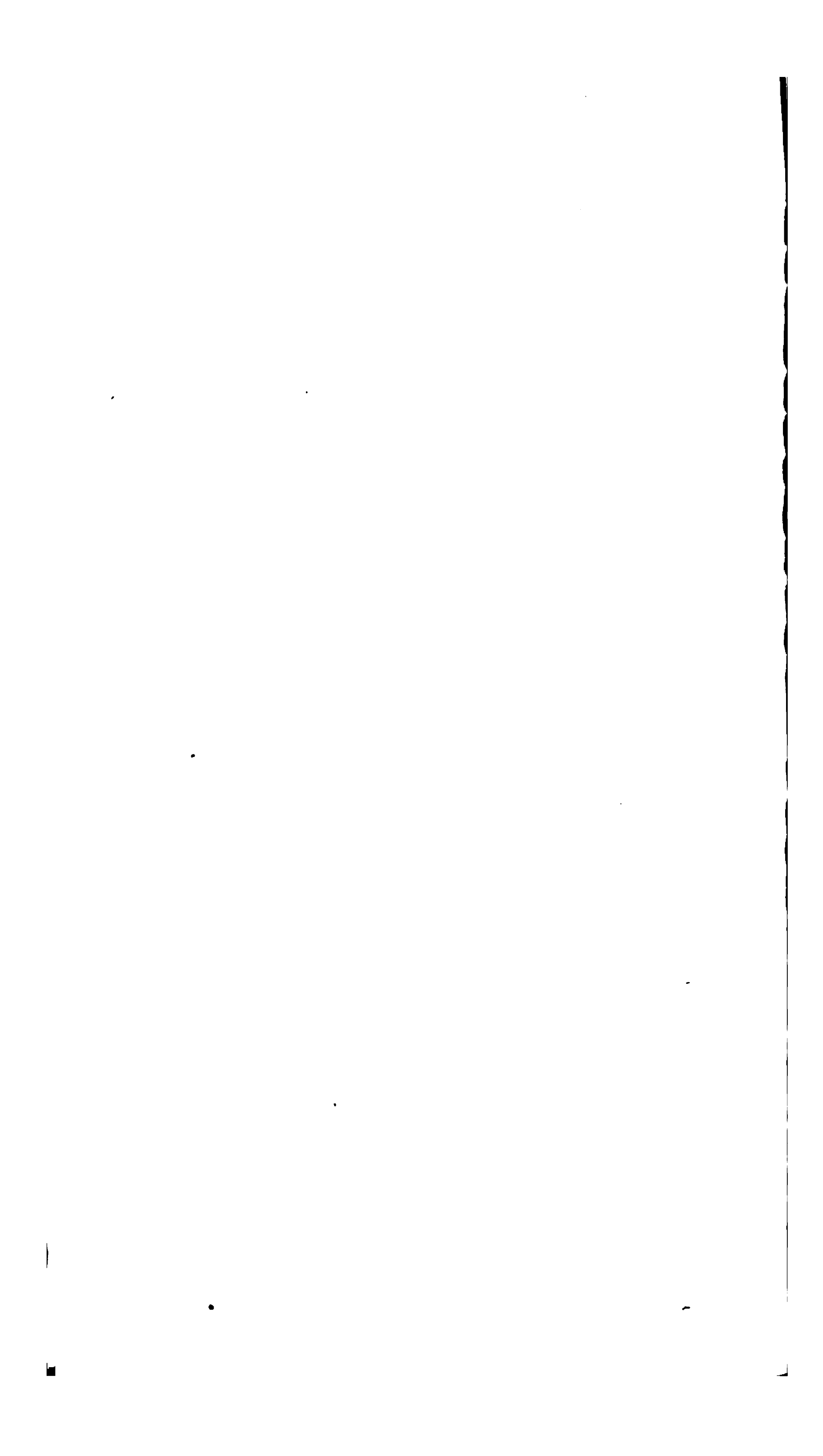
II. Thiersagen.

Seite

Bär, Fuchs und Wolf, und ihre Abenteuer auf der Ilmola-Feldmark 183
Das Girren der Taube. (Aus Ruokolaks.) 222
Hase, Wolf, Fuchs und Bär in der Fanggrube. (Aus Toksova.) 223
Die Thiere und der Teufel. (Aus Karelen.) 224
Der Fuchs, der Wolf und der Löwe. (Aus Tawastland.) . 226
Der Fuchs und der Hase. (Aus Satakunta.) 228
Das Eichhorn, die Nadel und der Fausthandschuh. (Aus Wuokkiniemi.) 229
Der Bär als Richter. (Aus Tawastland.) 231
Der Wolf als Grenzwächter. (Aus Tawastland.) 232
Der alte Hahn. (Aus Karelen und Tawastland.) 234
Vom Kranich, der dem Fuchs das Fliegen lehrte 238
Der Kaulbarsch und der Lachs. (Aus Pyhäjärvi.) 238
Des Fuchses böse Streiche 239
Die ehstnischen Wölfe. (Aus Pieksämäki.) 243

I.

Märchen.



1.

Die Brautfahrt des Schmiedes Ilmarinen.

(Aus Annus.)

Der Schmied Ilmarinen, der unsterbliche Meister, arbeitete in seiner Schmiede, that das Eisen in die Esse und bewegte den Blasebalg. Da trat ein Weiblein an die Schwelle der Schmiede — klein war das Weiblein, so klein sie war, gross war das Weiblein, so gross sie war, — das sagte: „Ei, Schmied Ilmarinen, wüsstest du die Kunde, die ich dir bringe, du thätest nicht das Eisen in die Esse!" Darauf antwortete der Schmied Ilmarinen: „Kleines Weiblein, du winziges, grosses Weiblein, du riesiges! bringst du mir gute Kunde, dann gebe ich dir auch gute Gaben; lautet deine Nachricht schlecht, dann stosse ich dir dies glühende Eisen in die Kehle!" — „Dies ist, was ich dir zu sagen habe:" erwiderte das Weib, „es sind zwei Freier hinausgefahren, die um des Teufelkönigs Tochter, die blendend weisse, schöne Katrina werben wollen. Im Nachen sind sie hinausgerudert."

Als er das hörte, nahm der Schmied Ilmarinen schnell das Eisen aus der Esse und schritt in tiefen Gedanken nach Hause. Er berieth sich mit seiner Mutter und sprach: „O Mutter, die du mich geboren, heize die kupferne Badstube; heize sie, dass sie heisser werde als glühendes Eisen, heisser als ein glühender Stein!"

Die Mutter heizte die Badstube und schickte sich an, den Sohn zu baden. Doch Ilmarinen sagte: „Gieb mir,

1*

o Mutter, die du mich geboren, mein leinenes Hemd und meine enganliegende Hose, dass ich mich schmücke.“ Da brachte ihm die Mutter das Hemd und die Hose, und der Schmied begab sich in die Badstube.

Nachdem er sich gebadet, läuft er eilig, baarfüssig und ungegürtet, nach Hause und ruft seinem Sclaven zu: „Mein alter, treuer Sclave, spanne schnell mein drei Sommer altes, treffliches Fohlen vor den bunten Schlitten; nimm das kupferne Geschirr dazu, mit dem eisernen Zaum, den stählernen Zügeln und dem zinnernen Brustriemen.“ — Der greise, treue Sclave führte das drei Sommer alte, treffliche Fohlen herbei und fing an es einzuspannen; aber der Brustriemen ging nicht zu. Da kommt der Schmied Ilmarinen selber, baarfüssig und ungegürtet, seinem Sclaven zu Hülfe, knüpft den Brustriemen fest und spannt das Fohlen ein. Dann tritt er wieder in die Stube, kleidet sich eilends an, nimmt Abschied von seiner Mutter und sagt: „O Mutter, die du mich geboren, gieb mir deinen Segen auf die Reise, denn es gilt jetzt eine Brautfahrt!“

Nachdem er seiner Mutter Segen empfangen, setzte sich Ilmarinen, der Schmied, in den bunten Schlitten, gezogen vom trefflichen, drei Sommer alten Fohlen mit dem eisernen Zaum, dem kupfernen Geschirr und den stählernen Zügeln, und fuhr sausend über das offene Meer; dabei ward des Pferdes Huf nicht nass, noch zog der Schlitten eine Spur. Er mochte wohl eine Weile gefahren sein, da holte er die beiden Ruderer ein, von denen ihm das Weib gesagt hatte, und zog mit ihnen des Weges dahin.

Jenseits des Meeres schaute des Teufelkönigs Töchterlein, die blendend weisse, schöne Katrina, aus dem dritten Stock des Schlosses auf das Meer hinaus. Sie erblickte die Reisenden und sagte zu ihrem Vater: „O mein Väterchen, es kommen drei Freier herangezogen; zwei rudern im Nachen, der dritte fährt im Schlitten.“ — Bald kamen die

drei Reisenden in des Teufels Schlosse an, wo sie vom König mit Ehren empfangen und aufs beste bewirthet wurden. Nachdem sie gegessen und getrunken, thaten die Männer ihr Begehren kund und sagten, sich tief vor dem Könige verbeugend: „Wir kommen, lieber König, als Bewerber um die schöne Katrina.“ — Der König gab ihnen gleich Preisarbeiten auf und fragte zuerst: „Wer von euch, ihr Männer, übernimmt es, mein Schlangenfeld mit ungestiefelten Beinen, nackten Füssen und mit unbedeckter Haut zu pflügen.“ — „Siehe, ich will dein Feld pflügen“, antwortete Ilmarinen, der Schmied, muthig; aber die beiden Andern wagten sich nicht an solch eine Arbeit, verbeugten sich vor dem Könige und zogen ihres Weges.

Als sie fort waren, ging der Schmied Ilmarinen rasch ans Werk; er spannte schnell sein treffliches Fohlen an den Pflug und fing an das Feld zu pflügen. Es kochte und zischte, und das Gewürm thürmte sich bis zu zwei Ellen in die Höhe; bald schnellten die Schlangen unter dem Pfluge hinweg, bald an dem Schmiede empor, doch nicht eine einzige berührte ihn. Ilmarinen vollbrachte sein Werk aufs beste, trat kühn vor den König und sagte: „Nun, mein Herr König, dein Schlangenfeld ist gepflügt!“ — „Gut!“ sagte der König, „doch wenn du solch eine Arbeit vollbringen konntest, so wirst du wohl auch auf meine Tenne einen Teich hinzaubern können, in dem grosse Fische schwimmen, kleine Fische plätschern.“ — „Auch dieses bringe ich zu stande“, antwortete der Schmied Ilmarinen, und ging ohne Zögern auf die Tenne. Kaum hatte er dort sein Zauberlied gesungen, als auch sofort auf der Tenne ein Teich entstand, in dem grosse Fische schwammen, kleine Fische plätscherten.

Nachdem er auch diesen Auftrag erfüllt, trat der Schmied wieder vor den König, und sagte sich verbeugend: „Das Werk ist gethan, das du mir aufgetragen hast!“ Darauf

antwortete der König dem Schmiede: „Bis jetzt hast du deine Sachen gut gemacht. Nun gehe hin und bringe deiner Braut, der schönen Katrina, den schweren Kasten vom Meeresstrande, der schon seit undenklichen Zeiten darin verborgen liegt."

Was war zu thun? Der Schmied musste den Kasten aufsuchen, und schritt dem Meeresstrande zu. Da sah er drei Jungfrauen am Ufer sitzen, redete sie an und fragte: „O ihr Mägdelein! wo ist der Kasten mit der Morgengabe der schönen Katrina? wisst ihr es?" — „Der ist im Besitz des Ukko Untamo, von ihm musst du ihn fordern", sagten die drei Jungfrauen; „dort sieht man sein Schloss. Frage ihn, vielleicht giebt er ihn dir. Aber sei nur ja auf deiner Hut; Viele sind schon hingegangen, aber nur Wenige sind zurückgekehrt." — Der Schmied begab sich in das Schloss des Untamo, wie ihm geheissen worden, und schaute durchs Fenster hinein. Siehe, da schlief der greise Untamo, zu einem Knäuel zusammengeballt, Kopf und Füsse an der Thürschwelle. Der Schmied schlich sich leise hinan, sprang mit einem Satz mitten in die Stube und rief laut: „Gieb mir, Ukko Untamo, den Kasten mit der Morgengabe der schönen Katrina heraus." Darauf antwortete der alte Untamo: „Kannst du dich auf meiner Zunge halten und darauf hüpfen und springen, so bekommst du die Morgengabe sofort." — Der Schmied besann sich nicht weiter, sondern sprang behende auf Untamo's Zunge und fing an darauf zu hüpfen. Aber in demselben Augenblicke öffnete Ukko Untamo die Kinnladen so weit, dass sein Mund anderthalb Ellen im Umfange mass und die Zähne ellenlang hervorstaken; ohne ihn zu zerbeissen, schlang er Ilmarinen, den Schmied, in seinen Magen hinunter. Der Schmied verlor auch jetzt nicht den Muth, sondern zog seine Kleider aus: das Hemd benutzte er als Schmiede, aus den Hosen machte er einen Blasebalg; das linke Knie gebrauchte er

als Amboss, die linke Hand als Zange, die rechte Faust als Hammer, und nun fing er an in Untamo's Magen zu schmieden und zu hämmern. Von seinem Hemde nahm er die kupferne Brustschnalle ab und schmiedete daraus einen Vogel, dem er eiserne Krallen und einen stählernen Schnabel machte. Als er damit fertig war, sang er sein Zauberlied; da brachte er sogleich Leben in das Herz des Vogels, dem er dann einen Schwung gab, dass er in Untamo's Magen herumflog. Wie der Vogel so hin und her flatterte, zerriss er mit seinen scharfen Krallen die Gedärme in Untamo's Leibe und stiess ihm mit seinem stählernen Schnabel ein grosses Loch in die Seite. Ukko Untamo gerieth darüber in so fürchterliche Todesangst, dass er in seiner Qual dem Schmiede zurief: „Wenn du aufhörst meinen Leib zu zerreissen, Schmied Ilmarinen, sollst du sofort die Morgengabe der schönen Katrina erhalten. Geh hin zum Meeresstrande; wo du die drei Jungfrauen sitzen siehst, da liegt der Kasten im Sande vergraben."

Als der Schmied Ilmarinen dieses vernahm, schlüpfte er durch das Loch, welches der Vogel durchgestossen, aus Untamo's Magen hinaus und sprang aus der Stube auf den Hof und dem Meeresstrande zu. Da sah er, wie früher, die drei Jungfrauen sitzen und rief ihnen zu: „Ihr lieben Mägdelein, gebt mir der schönen Katrina Morgengabe heraus, der alte Untamo hat sie mir bereits zugesagt." — „Nimm sie hin; hier im Sande steckt der Kasten! Hebe ihn heraus und trage ihn heim", sagten die Jungfrauen und zeigten dem Schmiede die Stelle, wo der Kasten verborgen lag. Er grub ihn aus und brachte ihn dem Könige mit den Worten: „Hier bringe ich der schönen Katrina den Kasten mit der Morgengabe, den du mich suchen hiessest." Der König war mit den Thaten des Schmiedes zufrieden, da er seinen Schatz aus der Gewalt des Ukko Untamo wiedererlangt hatte. Er gab dem Schmied Ilmarinen seine

Tochter, die blendend weisse, schöne Katrina zum Weibe und segnete die Beiden zur Heimfahrt.

Da sass nun der Schmied Ilmarinen mit seinem jungen Weibe in dem bunten Schlitten, gezogen von dem trefflichen Fohlen im kupfernen Geschirr mit dem eisernen Zaum, den stählernen Zügeln und dem zinnernen Brustriemen, und sauste über das offene Meer dahin; des Pferdes Huf ward nicht nass, und der Schlitten hinterliess keine Spur. Sie fuhren weiter und immer weiter, bis die Nacht sie auf dem Meere überraschte. Da sang Ilmarinen, der Schmied, sein Zauberlied, und alsbald erhob sich mitten im Meere eine Insel, auf welcher sich der Schmied mit seinem Weibe zur Ruhe begab. Sie schliefen die Nacht durch bis zum Morgen. Da erwachte Ilmarinen aus dem Schlafe, schaute zur Seite, — aber er sah sein Weib nicht mehr. Er stand vom Lager auf, schritt dem Meeresstrande zu und zählte alle Enten auf der Insel. Siehe da, eine Ente war überzählig. Als er das sah, sang der Schmied schnell sein Zauberlied und sagte: „Verstecke dich nicht, Katrina, da bist du ja!" Alsbald verwandelte sich die Ente wieder in sein Weib. Sie sausten wieder über das offene Meer dahin, wer weiss, wie lange sie gefahren sein mochten, da überraschte sie wieder die Nacht auf ihrer Fahrt. Aber der Schmied Ilmarinen sang sein Zauberlied und es entstand eine Insel auf dem Meere, auf welcher sich die Beiden zur Ruhe legten. Die Nacht verging, der Morgen brach an; da erwachte Ilmarinen, der Schmied, aus seinem Schlafe und blickte zur Seite: aber sein Weib war nicht mehr da. Eilig sprang er von seinem Lager auf und zählte alle Bäume auf der Insel, — da fand sich ein überzähliger Baum. Schnell sang Ilmarinen sein Zauberlied und rief: „Verstecke dich nicht, schöne Katrina, da bist du ja!" und augenblicklich stand sein Weib wieder vor ihm. Der Schmied Ilmarinen setzte sich neben sie in den

bunten Schlitten, gezogen vom trefflichen, drei Sommer alten Fohlen, und fort sausten sie über das offene Meer. Sie fuhren den Tag über, bis die Nacht hereinbrach, da sang der Schmied Ilmarinen sein Zauberlied wie früher, und zauberte auf dem Meere eine Insel hervor, auf welcher er sich neben seinem Weibe zur Ruhe legte. Die Nacht verging, der Tag dämmerte bereits, als der Schmied aus dem Schlaf erwachte und zur Seite schaute: aber sein Weib war nicht mehr da. Diesmal ward Ilmarinen, der Schmied, zornig auf sein Weib; er sprang schnell von seinem Lager auf und wanderte am Meeresstrande umher. Beim Herumgehen zählte er die Steine auf der Insel und fand einen überzähligen Stein. „Verstecke dich nicht, Katrina, da bist du ja!“ sagte er schnell, sang sein Zauberlied, und alsbald stand sein Weib wieder vor ihm. Aber der Schmied redete sie zürnend an: „Um dich zu erlangen, du schöne Katrina, habe ich Riesenarbeit gethan und habe Riesenmühe gehabt, und du betrügst mich immer. So gehe denn hin und treibe dich für ewige Zeiten auf dem Meere umher!“ Als er das gesagt, sang der Schmied sein Lied und verwandelte sein Weib, die blendend weisse, schöne Katrina, in eine Möwe, ewig verdammt über dem Meere gegen den Wind zu fliegen.

Doch das Leben ohne Weib ward dem Schmiede zu einsam, und er begann sich aus Kupfer ein Weib zu schmieden. Er sang ein Zauberlied, und es entstand ein Menschenbildniss. Er sang ein zweites Lied, und es kam Leben in das Herz des Weibes. Ilmarinen legte sich neben sein selbsterschaffenes Weib zur Ruhe; die eine Hand that er auf den Busen der Frau, die andere auf die eigene Brust. Als er am folgenden Morgen erwachte und seine Hände befühlte, da war die Hand warm, welche er auf der eignen Brust gehabt hatte, und die andere eisigkalt, die er zu seinem Weibe gethan. Da sprach der Schmied Ilmarinen, der ewige

Meister, die Worte: „Niemand schmiede sich selbst ein Weib; man nehme nur das erschaffene!"

Dann sang er noch ein Zauberlied; da verwandelte sich die Möwe wieder in sein Weib, die blendend weisse, schöne Katrina, wie sie leibt und lebt. Er setzte sich mit ihr in den Schlitten, gezogen vom trefflichen Fohlen, und fuhr mit eilender Fahrt in die Heimat, wo seine Mutter die Schwiegertochter aufs beste empfing.

2.
Lippo und Tapio.
(Aus Ilomants.)

Lippo, der flinke Mann, der Jäger, begab sich eines Tages mit zwei Gefährten auf die Rennthierjagd. Einen ganzen Tag wanderten sie im Walde umher, da brach die Nacht herein, und sie suchten in einer Reisighütte Schutz gegen die Finsterniss und die Kälte. Sie brachten die Nacht in der Hütte zu, und als der Tag zu dämmern begann, glitten die drei Männer auf ihren Schneeschuhen weiter; bevor sie die Hütte verliessen, schlug Lippo seine Schneeschuhe aneinander und sagte: „Heute muss mir der Tag Beute bringen; ein Stück dem einen Schneeschuh, ein Stück dem andern, ein drittes meinem Stabe." Die Männer hatten sich kaum in Bewegung gesetzt, als sie auch drei Rennthierspuren fanden; sie folgten ihnen und erblickten bald die drei Rennthiere: zwei nebeneinander, das dritte etwas weiter ab von den andern. Da sagte Lippo zu den Gefährten: „Ihr mögt die beiden Thiere verfolgen, das sei eure Beute; ich will dem einzelnen nachjagen." Mit diesen Worten glitt er auf dem Schnee dahin, den ganzen Tag, bis ihn die Nacht überraschte; aber das Rennthier holte er nicht ein, obgleich er der schnellste Schneeschuhläufer war.

Da kam er im Walde an ein Gehöft; das Rennthier flüchtete sich in den Stall auf dem Hofe und Lippo eilte ihm nach. Auf dem Hofe stand der Herr des Hauses, ein ehrwürdiger Greis, Haupt und Kinn mit grauem Tannenmoos bewachsen. „Oho!“ sagte er, „welcher Krötensohn hat meinen Hengst heute in Schweiss gejagt?“ — Lippo trat vor, begrüsste den Greis und sagte: „Ich habe es gethan, konnte ihn aber nicht einfangen, und bin so in diesen Hof gerathen.“ — Der Greis, welcher Tapio selber war, sagte darauf: „Nun, wenn du bis zum Abenddunkel meinen Hengst gejagt hast, so magst du zur Nacht in meiner Stube bleiben.“ Lippo trat in die Stube des Tapio ein und schaute sich darin verwundert um: hier waren Rennthiere und Hirsche, dort Bären, Füchse, Wölfe und alle nur erdenklichen Thiere des Waldes. Tapio setzte ihm ein Abendessen vor und bewirthete ihn gut. Am folgenden Morgen wollte Lippo seine Fahrt fortsetzen, aber er konnte seine Schneeschuhe nicht finden. Er fragte den Tapio danach, doch dieser sagte: „Willst du nicht als Schwiegersohn bei mir bleiben? Ich habe eine einzige Tochter.“ Lippo antwortete: „Gern bliebe ich, aber ich bin ein ganz armer Mann.“ — „Das lass meine Sorge sein!“ rief Tapio, „Armuth ist kein Fehler, und bei uns sollst du haben, wonach dein Sinn gelüstet.“ Er gab dem Lippo seine Tochter, und der flinke Schneeschuhläufer und Jäger blieb als Schwiegersohn in der Waldhütte des Tapio.

Drei Jahre waren vergangen, seitdem er zu Tapio gekommen, da gebar ihm Tapio's Tochter einen Sohn. Nun gedachte Lippo seine Heimat zu besuchen und bat Tapio, ihn dorthin zu führen. Tapio sagte: „Wenn du mir Schneeschuhe nach meinem Sinn verfertigst, lasse ich dich ziehen.“ Lippo eilte in den Wald und begann Schneeschuhe zu schnitzen. Ueber ihm sass eine Meise auf einem Baumzweige und sang:

„Tii, tii, ich kleine Meise
Lehre dich die rechte Weise:
Nach unten thu ein Zweiglein spitz,
Ans Ende vorn des Fusses Sitz!“

Lippo warf ein Holzstückchen nach dem Vogel und sagte: „Was pfeifst du da, du dummes Thierchen?“ Er machte seine Schneeschuhe fertig, verzierte sie so schön er's verstand und brachte sie dem Tapio. Tapio versuchte sie, sagte aber alsbald: „Diese Schneeschuhe sind nichts für mich!“ — Am folgenden Tage musste Lippo aufs neue hinaus in den Wald an die Arbeit. Wieder sass die Meise da und sang:

„Tii, tii, ich kleine Meise
Lehre dich die rechte Weise:
Nach unten thu ein Zweiglein spitz,
Ans Ende vorn des Fusses Sitz!“

„Bist du schon wieder da mit deinem Geschwätz?“ rief Lippo zornig und warf ein Holzstückchen nach dem Vögelchen. Er dachte nicht daran, den Rath der Meise zu befolgen, sondern schnitzte die Schneeschuhe nach alter Art und brachte sie dem Tapio. „Das sind nicht meine Schneeschuhe“, sagte Tapio wieder. Nun, als Lippo am dritten Tage in den Wald ging und die Meise wieder ihr Liedlein sang:

„Tii, tii, ich kleine Meise
Lehre dich die rechte Weise:
Nach unten thu ein Zweiglein spitz,
Ans Ende vorn des Fusses Sitz!“

da dachte Lippo: „Gut, ich thue wie du mich heissest; umsonst wirst du wohl nicht singen.“ Er nahm einen recht ästigen Zweig und befestigte ihn an der schmalen Rinne unter dem Schneeschuh, und an dem oberen Ende desselben brachte er den Fussriemen an; dann zeigte er dem Tapio die Schneeschuhe. „Siehe, das sind ja meine Schneeschuhe“, sagte Tapio, als er sie versuchte. „Jetzt

darfst du heimwärts ziehen." Er gab Lippo das Geleite und sagte: „Ich will vor euch hingleiten, und ihr sollt meinen Spuren folgen; wo ihr einen Abdruck meiner Stabspitze findet, da sollt ihr zur Nacht bleiben; aber baue deine Schlafhütte recht dicht aus Tannenzweigen, dass nicht des Himmels Gestirne durchzuscheinen vermögen." Mit diesen Worten glitt Tapio vor ihnen dahin; die Zweige unter seinen Schneeschuhen bezeichneten seine Spur, sodass Lippo mit Weib und Kind ihr folgen konnte. Erst gegen Abend sahen sie den Abdruck des Stabes, und daneben einen gebratenen Hirsch zum Abendessen. Sie bauten sich eine dichte Hütte aus Tannenzweigen, bedeckten sie mit einem sehr festen Dach und zogen den kleinen Schlitten mit dem Kinde hinein; dann legten sie sich zur Ruhe. Am andern Morgen setzten sie die Fahrt fort und nahmen ein Stück von dem Hirschbraten mit auf den Weg. Gegen Abend fanden sie wieder die Spur des Stabes und ein gebratenes Rennthier daneben. Wieder bauten sie eine sehr dichte Hütte aus Tannenzweigen und zogen den Schlitten mit dem Kinde hinein. Nachdem sie die Nacht geruht, ging es am Morgen weiter, bis sie am Abend den dritten Abdruck des Stabes fanden; diesmal lag ein gebratener Auerhahn zum Abendessen da. „Siehe da! Nun kann die Heimat nicht mehr fern sein, da man uns nur einen Auerhahn bietet!" rief Lippo aus. Die Hütte bauten sie nur ganz durchsichtig und zogen den Schlitten mit dem Kinde hinein, dann legten sie sich zur Ruhe nieder. In der Nacht verzogen sich die Wolken, und die Sterne am Himmel schauten hell durch das Reisig auf die Schläfer herab, da die Hütte so wenig dicht gebaut war. Als Lippo am Morgen erwachte, war sein Weib nirgends zu finden; er trat hinaus vor die Hütte, schaute umher, aber die Spur von Tapio's Schneeschuhen war nicht mehr zu sehen. Lippo wusste nicht wo aus, wo ein, da er keine Spur fand;

er setzte sich mit seinem Kinde vor die Thür seiner Hütte und schaute vor sich hin; da lief ein Hirsch an ihnen vorüber und blökte. Sonst war weit und breit nichts zu sehen, der Abend brach herein, und Lippo blieb nichts übrig als dort die Nacht zuzubringen. Am Morgen lag wieder ein gebratener Auerhahn vor der Thür, und der Hirsch lief blökend vorüber. — Viele Jahre verbrachte Lippo mit seinem Kinde in derselben Hütte aus Tannenzweigen; jeden Morgen lag für sie ein gebratener Auerhahn vor der Thür, und jeden Tag lief ihnen der Hirsch vorüber. Der Knabe wuchs heran zu einem klugen, verständigen Jüngling; er bat einst den Vater, ihm ein langes Rohr zu verfertigen, damit sie hinausschauen könnten, ob die Heimat noch fern sei. In seinen Mussestunden machte Lippo das Rohr und gab es seinem Sohne. Dieser schaute aus und rief alsbald: „Die Heimat ist ja nicht mehr fern, wir sind dicht am eignen Feldgrund!“ Und richtig, als die Beiden hinausgingen, waren sie alsbald in der Heimat. Der Jüngling aber ward der Stammvater der Lappen. Damit ist die Geschichte aus.

3.

Mikko Michelälnen.

(Aus Aunus.)

Ein Mann hatte einen Tag lang gejagt und wanderte nun durch tiefes Dickicht seinem Hause zu. Plötzlich kam ihm Tapiotar, Tapio's Tochter, entgegen und sagte: „Wenn du mit mir kommst, will ich dich nicht tödten; doch folgst du mir nicht willig, so tödte ich dich auf der Stelle!“ Im ersten Schrecken über Tapiotar's Rede und schlimme Drohung wagte der Mann nicht sich zu widersetzen und

folgte der Tapiotar auf ihrer Wanderung. Die Beiden gingen lange Zeit durch den dichten Wald, bis sie nach Tapiola[1] kamen, wo die Tapiotar den Mann in ihr Haus führte und sagte: „Hier sollst du nach deinem Sinne herrschen, wenn du mir treu bleibst; doch wirst du mir untreu und versuchst du von mir zu fliehen, so werde ich dich auf der Stelle tödten!“

Der Mann, der nirgends eine Hülfe erblickte, ging auf das Ansinnen der Tapiotar ein und nahm sie zum Weibe. Sie lebten eine Zeitlang zusammen, da ward die Tapiotar schwanger und gebar einen Sohn, dem man den Namen Mikko Miehelä̈inen gab. Als dieser heranwuchs, ward aus ihm ein so fester, starker Mann, wie man es nicht in Versen ausdrücken, in keiner Predigt aussagen kann.

Einst war das Brod im Hause zu Ende; die Tapiotar ging aus Nahrung zu suchen und sagte im Fortgehen: „Während meiner Abwesenheit dürft ihr euch nicht aus dem Hause wagen, gedenkt daran!“ Die Anderen versprachen daheim zu bleiben; doch kaum war die Tapiotar aus dem Umkreis des Gehöfts verschwunden, als Mikko zum Vater herantrat und sagte: „Väterchen, ich sehne mich danach unser Vaterland zu sehen; lass uns von hier fortgehen und deine Heimat aufsuchen.“

„O mein lieber Sohn!“ erwiderte der Vater; „auch mich drängt es mein altes Heim zu schauen; aber denke an deine Mutter, die uns verboten hat aus der Stube hinauszutreten.“ Mikko liess sich dadurch nicht irre machen; er redete so lange seinem Vater zu, bis dieser auf das Vorhaben einging. Nun begaben sich die Beiden auf die Flucht. Nicht lange danach kam die Tapiotar von ihrem Jagdzuge heim; als sie niemand in der Stube sah, errieth sie sofort die Sachlage und eilte den Flüchtlingen nach.

---

[1] des Tapio (Waldgeistes) Wohnung.

Bald hatte sie den Mann und ihren Sohn auf dem Wege eingeholt; sie sprang mit einem Satze vor sie hin und fragte grimmig: „Wesshalb seid ihr geflüchtet? habe ich es euch nicht verboten?“ Der Mann ward ganz elend vor Schrecken über diese Anrede, so dass er nichts erwidern konnte, aber Mikko trat muthig der Tapiotar entgegen und schrie ihr zu: „Aus dem Wege!“ Darüber ward die Tapiotar so zornig, dass sie den Sohn mit den Händen packte; doch Mikko liess sich dieses nicht gefallen, sondern warf die Frau gegen einen Zaun, dass sie zerschmettert und zerschunden liegen blieb; danach wanderte er mit seinem Vater weiter.

Endlich kamen sie in ihr eigenes Land, und der Vater lebte mit seinem Sohne in der Heimat wie ehedem. Mikko ward im Laufe der Zeit immer männlicher und kraftvoller, sodass er zuletzt einen Ueberfluss an Kraft besass. Einst streifte er umher und gesellte sich zu anderen Burschen und Mädchen, die sich mit mancherlei Spielen die Zeit vertrieben. Zuletzt wurde ein Ballspiel angefangen, und als die Reihe an Mikko kam, den Ball zu werfen, schnellte er ihn mit solcher Macht einem Mädchen zu, dass ihr der Arm zerbrach, und die Leute zum Vater Mikko's mit der Klage liefen: „Schaffe deinen Sohn fort, er tödtet uns noch alle unsre Kinder!“ Der Vater machte dem Sohne Vorwürfe und sagte: „Warum hast du solches gethan, mein Söhnchen? Nimm dich in Acht!“ — „Ich meinte den Ball nach altem Brauch geworfen zu haben,“ antwortete Mikko; „ich muss es doch wohl aus Versehen etwas kräftiger gethan haben.“ Der Vater dachte jedoch in seinem Sinne: „Ich muss den Jungen auf die Arbeit schicken, damit er nicht Zeit findet Böses zu thun.“ Darauf sagte er zu ihm: „Geh hin, mein Söhnchen, bringe einige Lasten Holz aus dem Walde, damit wir unsere Badestube heizen können!“ — „Das ist bald gethan,“ sagte Mikko; „aber hast du irgendwo

einen Schlitten und Geschirr?" „Gewiss", sagte der Vater und übergab Geschirr und Schlitten dem Sohne. Dieser ging damit ins Gehölz und gerade in den besten Tannenwald. Dort erkannten ihn die wilden Thiere und wollten sich auf ihn werfen; aber Mikko erschrak nicht im mindesten, sondern kämpfte mit ihnen und erschlug viele davon. Nun ward es den Ungethümen selber angst, und sie flehten Mikko an: „Tödte uns nicht, Söhnchen, wir werden dir Gutes dafür thun!" „Ei, so mögt ihr am Leben bleiben, wenn ihr mir ein paar Fuder Holz nach Hause fahren wollt", sagte Mikko Mieheläinen; er wählte die besten unter den Raubthieren aus und spannte sie vor seinen Schlitten. Dann brach er eine grosse Tanne im Walde um, legte sie mitsammt den Aesten auf den Schlitten und fuhr mit den wilden Thieren nach Hause, wo er schnell vom Schlitten sprang und seinem Vater zurief: „Hier, Väterchen, hast du Holz, und hier sind auch Pferde für dich!" „Hast du sie dir angeschafft, Söhnchen, so magst du sie auch behalten; ich kann solche Pferde nicht brauchen", meinte der Vater.

Nach einiger Zeit ging Mikko wieder hinaus zum Spiel und fing an mit anderen Burschen und Mädchen Ball zu werfen. Was geschah? Als er den Ball hinschleuderte, traf dieser ein Mädchen ans Bein, welches sofort zerbrach. Die Leute liefen wieder zum Vater mit ihrer Klage und sagten: „Schaffe deinen Sohn fort! Er vernichtet das ganze Volk mit seiner riesigen Kraft!" Der Vater ärgerte sich wohl über die Unthaten seines Sohnes, aber da er nicht Abhülfe schaffen konnte, ersann er eine Arbeit für den Burschen und sagte: „Geh doch mal hin, Mikko, und fange mir Fische aus jenem Teiche, damit ich einmal wieder eine Fischspeise zu kosten bekomme!" „Nun so gieb mir, Väterchen, eine alte Mähre aus deinem Stalle, die mir die Fische nach Hause schaffen kann; dann werden wir bald

Fische zum Essen haben“, antwortete Mikko. Der Vater gab dem Sohne ein Pferd, und Mikko ging mit der Angelschnur allein zum Fischen aus. Als er am Ufer des Teiches angelangt war, knickte er eine Tanne um, machte sich eine Angelruthe daraus und setzte sich am Ufer zum Fischen hin. Er angelte und angelte, da blieb plötzlich der Wassernix an der Angel hangen; Mikko zog ihn ans Land und schlug ihn halbtodt mit der Angelruthe. Da flehte ihn der Wassernix an und sagte traurig: „Tödte mich nicht, guter Mann, ich will dir Gutes thun!“ — „Nun, wenn du mir ein Fuder Fische aus dem Teiche heraufschaffst, dass ich meinem Vater eine Fischspeise bereiten kann, will ich dich am Leben lassen“, sagte Mikko, und liess ihn in den Teich zurück mit der Angelschnur im Munde. Bald darauf brachte der Wassernix einen Sack voll Fische herauf und zog ihn an das Ufer; aber Mikko hob prüfend den Sack in die Höhe und sagte: „Bringe noch einen Sack voll herauf; das ist noch keine Last für einen Mann!“ Wieder tauchte der Wassernix in den Teich hinein und brachte aufs neue einen Sack voll Fische. — „So, jetzt habe ich genug!“ sagte Mikko zum Nix, „komm jetzt mit und trage mir die Last nach Hause!“ Der Wassernix musste alle die Fische in den Säcken tragen, und die Beiden kamen zusammen in Mikko's Heimat an. Sobald sie sich dem Vater so weit genähert hatten, dass er sie hören konnte, rief ihm Mikko entgegen: „Väterchen, hier hast du Fische und eine Wirthschafterin zum Wirthschaften.“ Doch als der Vater die Beute seines Sohnes sah, meinte er: „Was du dir angeschafft, mein Söhnchen, magst du auch behalten; ich brauche solch eine Wirthschafterin nicht!“

Sie hatten eine Zeitlang ruhig dahingelebt, als Mikko zum dritten Male zum Spielen hinausging und sich mit den anderen Burschen und Mädchen im Ballwerfen übte. Doch wie erging es wieder? Als er den Ball einem der

Mädchen zuwarf, traf er sie in die Seite, sodass sie ganz schief wurde. Die Leute liefen klagend zum Vater und riefen: „Jetzt musst du deinen Sohn fortschaffen! Er zerbricht alles Volk mit seiner unmenschlichen Kraft!“ Der Vater trug Sorge um seinen Sohn, wie er ihn wohl daran hindern könnte Böses zu thun. Nachdem er lange darüber nachgesonnen, entschloss er sich, ihn auf weite Reisen zu schicken und sagte zu ihm: „Seit drei Jahren schuldet mir der Waräger König zwei Tonnen Goldes. Geh hin, mein lieber Sohn, und verlange das Geld.“ Mikko war dazu bereit und machte sich reisefertig. Er spannte das Raubthier vor den Schlitten, setzte sich in diesen und übergab dem Wassernix die Zügel. Auf diese Weise reiste er lange Zeit, bis er ins Warägerland kam und sich des Königs Behausung näherte; dort fuhr er mit solch einem Gerassel auf den Hof, dass der Palast erzitterte. Darüber erschrak der Warägerkönig heftig, denn er fürchtete, sein Palast stürze zusammen; er rief seinen Sclaven zu: „Fragt den Reisenden nach seinem Begehr, und gebt ihm Alles, was er verlangt, damit er nur seiner Wege fahre!“ Die Sclaven eilten hin mit Mikko zu reden; doch als sie sahen, was für ein Pferd und welchen Rosselenker er hatte, erschraken sie noch viel mehr und fragten in ihrer Angst: „Was verlangt der Fremdling?“ — „Ich habe zwei Tonnen voll Gold von eurem König zu fordern“, antwortete Mikko muthig. Die Sclaven gedachten des Gebotes ihres Herrn und trugen ohne Zögern die Geldtonnen herbei; Mikko Mieheläinen hob sie in seinen Schlitten und fuhr rasselnd nach Hause. Auf dem eignen Hofe angelangt, spannte er das Raubthier aus und trieb es in den Wald; den Wassernix dagegen liess er in den Teich zurück, und selber trat er vor seinen Vater hin und sagte: „Väterchen, hier ist das Geld, welches du mich aus dem Warägerlande holen hiessest, — nimm!“ — Was sollte der Vater dazu sagen?

Er hätte eigentlich nichts dagegen gehabt, wenn der Sohn auf der Reise geblieben wäre; aber das viele Geld dünkte ihm doch gut, und so musste er Mikko's Muth loben, da er die Sache so schnell in Ordnung gebracht hatte.

Nun verging lange Zeit, ohne dass dem Vater irgend ein Aergerniss durch den Sohn widerfahren war. Endlich fand Mikko das Leben zu Hause doch langweilig; freilich mochte er sich nicht mehr am Spielen betheiligen, da es ihm stets dabei so schlimm ergangen war. Er trat vor seinen Vater und sagte: „Väterchen, nähe mir einen Reisesack; ich habe Lust mir die Welt anzusehen.“ Das war auch ganz nach dem Sinne des Vaters, der schnell einen ledernen Sack fertig nähte und ihn dem Sohne reichte. Den Sack auf dem Rücken, begab sich Mikko jetzt auf die Wanderung und schritt lange durch verschiedene Länder, bis er einst an einen hohen Berg kam, auf dessen Spitze ein Bursche sass, welcher fortwährend zwei Felsen aneinander stiess.

Als dieser Felsenzusammenstosser sah, dass Mikko sich dem Berge näherte, begrüsste er ihn und rief ihm zu: „Ich grüsse dich, Mikko Mieheläinen! Nimm mich zum Gefährten an!“ — „Komm nur mit, da du ein tüchtiger Mann zu sein scheinst; besser wandert es sich zu Zweien“, sagte Mikko Mieheläinen; und der Felsenstosser kam vom Berge herab und ging mit. Sie mochten eine Weile miteinander gewandert sein, als sie einen Burschen erblickten, der mit den Händen zwei Flüsse zusammenlenkte; diesem Manne näherten sich die Wanderer. Der Flüsselenker hielt sofort in seiner Arbeit inne und sagte zu Mikko: „Ich grüsse dich, Mikko Mieheläinen! Willst du mich nicht zum Gefährten annehmen?“ — „Komm nur mit, wenn du Lust hast; gut ist's, auf der Wanderschaft Gefährten zu haben“, antwortete Mikko Mieheläinen, und die drei Männer gingen miteinander weiter. Nach einiger Zeit

gelangten sie in einen tiefen Wald und erblickten darin aus der Ferne etwas, das ihrem Auge wie ein Haus erschien, und als sie näher kamen, sahen sie, dass es eine Menschenwohnung war, für ein Schloss zu klein, für eine Hütte zu gross. Als sie in den Hof traten, sahen sie eine Menge Kühe in einer Einfriedigung stehen; desshalb glaubten die Wanderer, das Haus sei bewohnt, und gingen in die Stube hinein. Aber da trafen sie keine Seele an, das ganze Haus war wie ausgestorben. Die Burschen, die auf ihrer Wanderung müde und hungrig geworden waren, legten sich in der Stube zur Ruhe nieder und beriethen sich, woher sie sich wohl Nahrung schaffen könnten. Da sagte Mikko Mieheläinen zu den Anderen: „Da das Haus ganz verlassen, das Gehege aber voller Kühe ist, werden wir keinen Mangel an Nahrung haben, selbst wenn wir einen Festschmaus halten wollten; lasst uns desshalb eine Kuh aus dem Gehege schlachten!"

Dieser Rath war auch ganz nach dem Sinne der Anderen; sie gingen Alle sofort zur Einfriedigung, suchten sich die beste Kuh aus und schlachteten sie. Der Felsenstosser wurde angestellt aus dem Fleische das Essen zu bereiten, die beiden Anderen gingen in den Wald, um Brennholz zu schlagen.

Die Wohnung gehörte jedoch der Hexe, die während der Zeit im Walde gewesen war; sie kehrte eben heim und fand den Burschen in der Stube vor, wie er die Kuh kochte. Die Hexe kreischte dem Koch zu: „Ei, du Aasjunge, bist du in meine Stube gekommen, um zu feuern und zu schmoren?" Damit packte sie den Burschen an, hob mit der einen Hand den Sperrbaum in die Höhe und steckte mit der andern den Kopf des Burschen in das Loch darunter. Dann schaute sie nach dem Essen, schlang all das Fleisch in sich hinein und ging fort.

Der Bursche unter dem Sperrbaum sprang hin und her,

bis er den Kopf aus der Oeffnung herausgezogen hatte; schnell that er die Knochenreste, welche die Hexe übrig gelassen, in den Kessel zurück und kochte daraus eine neue Suppe. Danach ging er hinaus und rief die Gefährten zum Essen. Die Anderen kamen schnell aus dem Walde herbei, da sie sehr hungrig waren, und sie fingen an zu essen; doch die Suppe wollte den Zweien nicht schmecken, und sie fragten den Koch: „Woher ist die Suppe so mager? Es schien uns doch, dass wir die beste Kuh geschlachtet hatten!“ „Diese Hütte ist alt und baufällig“, sagte der Felsenstosser, „sie gerieth so sehr ins Schwanken, während ich kochte, dass die Suppe auf den Boden floss, und als ich den Rest aufs neue kochte, ist das Essen nicht besser gerathen.“

Nun, die Anderen mussten die Suppe nehmen, wie sie eben war, und liessen sich für den Tag an solchem Essen genügen. Als es wieder Morgen ward, schlachteten sie aufs neue eine Kuh aus dem Gehege, und der Flüsselenker ward zum Kochen daheim gelassen; die Anderen gingen aus, um Holz zu schlagen wie gestern. Was nun weiter? Während der Bursche kochte, kam die Hexe in die Stube und schrie ihm zu: „Bist du schon wieder in meiner Stube, du Aasjunge, obgleich ich dir's gestern verboten habe?“ Sie packte den Burschen an und steckte seinen Kopf unter den Sperrbaum; doch das Essen schlang sie hinunter und ging dann ihrer Wege.

Endlich machte sich der Bursche unter dem Sperrbaum frei und las die wenigen Knochenreste, welche die Hexe übrig gelassen hatte, zusammen und kochte daraus eine neue Suppe. Darauf rief er die Gefährten aus dem Walde herbei und man fing an zu essen. Während der Mahlzeit murrten die Anderen wieder über die Unschmackhaftigkeit der Suppe und sagten: „Es ist doch ein Wunder, dass dieses Gesud so mager ist, wir haben doch eine gute Kuh

geschlachtet!" — Aber der Flüsselenker antwortete mit den gestrigen Worten seines Gefährten: „Während ich kochte, schwankte die Hütte so stark, dass die Suppe auf den Boden floss, und als ich den Rest aufs neue kochte, ward das Essen nicht gut."

Was sollten sie thun? Dieser Tag verging ihnen und sie schliefen die Nacht durch; doch kaum dämmerte der Morgen, als der Hunger über die Männer kam, da sie sich mit so kärglichem Essen an den zwei vorhergegangenen Tagen hatten begnügen müssen, und sie schlachteten eine dritte Kuh aus dem Gehege. Diesmal blieb Mikko Mieheläinen selber zum Kochen da und schickte die beiden Anderen in den Holzschlag. Während des Kochens ward ihm die Zeit lang, und als die Suppe brodelte, machte er sich eine Kantele [1] zurecht; in der Stube war keine Bank, auf die er sich hätte setzen können, desshalb trug er vom Hofe einen grossen eichenen Trog herein, stülpte ihn auf dem Fussboden um, setzte sich darauf und fing an seine Kantele zu spielen. In diesem Augenblicke kam die Hexe nach Hause und kreischte Mikko entgegen: „Ei, Mikko Mieheläinen, was kommst du her und lärmst in meiner Stube?" — „Na, ruhig, ruhig, Alte!" sagte Mikko Mieheläinen; „ich spiele ja deinen Kinderchen was vor; wo sind denn deine Kleinen?" Darüber ergrimmte die Hexe noch mehr und schrie vor Zorn: „Was kümmert mich dein Spiel? Komm, lass uns kämpfen, du Aasjunge!" Doch als Mikko Mieheläinen die Alte zu packen kriegte, zerschmetterte er sie und that sie dann unter den eichenen Trog, der umgestülpt auf der Diele stand. Darauf kochte er in Ruhe die Suppe fertig und rief die Anderen zum Mahle. Die kamen bald aus dem Walde heran, und als sie beim Essen waren, fragte Mikko Mieheläinen seine Gefährten: „Nun, ist die

[1] Ein Musikinstrument der Finnen.

Suppe diesmal gut?“ — „Ja, sehr gut!“ versicherten die Anderen und rühmten Mikko wegen der schmackhaften Zubereitung. Da stand dieser vom Essen auf, hob den Trog in die Höhe und sagte: „Da ist nun diejenige, die das Haus geschüttelt hatte! Warum habt ihr mich nicht gewarnt? Jetzt wird wohl die Hütte nicht mehr wackeln; aber lasst uns weiter gehen, wir haben hier nichts mehr zu schaffen.“ Die Anderen schämten sich und wagten gar nichts zu erwidern, sondern wanderten mit Mikko weiter. Sie schritten und schritten immer vorwärts und fanden in einem Walde eine Grube, die so tief war, so tief, dass man den Grund nicht sehen konnte.

„Man müsste doch erforschen, was in der Grube ist“, meinte Mikko Mieheläinen; „aber wie erreichen wir den Grund?“ Die Gefährten sannen ein wenig darüber nach und fanden endlich ein Mittel; sie sagten: „Wir haben ja die drei Kuhhäute aus dem Hause der Hexe mit; lasst uns daraus eine Wiege machen und darin hinunterfahren!“ Dieser Rath dünkte auch Mikko gut, und sie verfertigten aus den Häuten eine Hängewiege, an welche sie so lange Lederstreifen befestigten, als die Häute dazu ausreichten; daran sollte die Wiege hinuntergelassen werden. Als das Werk fertig war, fragte Mikko die Anderen: „Wer von uns soll sich in die Wiege setzen?“ — „Setze du dich hinein, Mikko Mieheläinen“, sagten die Gefährten, „wir schwächeren Männer wollen an den Riemen heraufziehen, was du in die Wiege thun wirst.“ — „Gut, so mag es sein“, sagte Mikko Mieheläinen, setzte sich in die Wiege und gebot den Anderen, ihn an den Riemen hinunterzulassen. Die Gefährten thaten es, und Mikko Mieheläinen glitt mittelst der Riemen immer tiefer hinab, bis er endlich unter die Erde gelangte, wo sich ihm ganz fremde Länder und nie gesehene Gegenden zeigten. Vor ihm lag eine neue Welt, der oberen jedoch ähnlich, und am Ufer eines

Meeres stand eine Hütte. Mikko Mieheläinen stieg aus der Hängewiege und ging in die Hütte hinein; siehe, da sass ein wunderschönes Mädchen in weissen Gewändern, und

Sie webet goldnes Linnen,
Silberfädchen wohl auch drinnen.
Golden sind des Mädchens Hände,
Füsschen silbern bis zur Lende.
Sonne auf dem Haupt ihr glänzet,
Mondenlicht die Stirne kränzet,
Nordstern ihr die Schultern schmücket,
Dass ihr Sternenglanz entzücket,
Siebenstern thront ihr am Nacken.

Als das Mädchen Mikko erblickte, erschrak sie und sagte: „O du Mann aus fremdem Lande, wie bist du Unglückseliger hierher gerathen? Wenn meine Mutter nach Hause kommt, wird sie dich tödten!" — „Ich habe noch keinen Mann getroffen, der mir gleich kam und den ich zu fürchten gebraucht hätte; sollten mich jetzt gar Weiber besiegen?" sagte Mikko Mieheläinen und erzählte sodann dem Mädchen, wie er in der Hängewiege aus der Oberwelt heruntergefahren war.

Dem Mädchen ward es leid um den Burschen, da er ihr gut gefiel, und sie führte Mikko Mieheläinen in das Vorrathshaus, wo sie ihn unter ihren Kleidern versteckte, damit ihn die Mutter nicht finden sollte; dann schloss sie die Thür hinter sich zu. Aber bald darauf kam die Alte nach Hause und rief schon von der Schwelle ihrer Tochter zu: „Wo hast du den Burschen verborgen? Eben ist ein Bursche hier gewesen! Bringe ihn aus dem Versteck herbei, dass ich mit ihm kämpfe!" Dem Mädchen half alles Leugnen nicht, sie musste den Burschen herbeiholen, und nun entstand ein fürchterlicher Kampf zwischen ihm und der Mutter; doch zuletzt gewann Mikko den Sieg und tödtete das alte Weib. Da vertraute sich das Mädchen dem Manne an und ward Mikko Mieheläinens Weib, und

Beide machten sich bereit auf die Oberwelt zu steigen. Was in des Mädchens Hause an Sachen, Vorräthen und Reichthümern, an Silber und Gold zu finden war, nahmen sie mit und trugen Alles an die Grubenmündung, wo die lederne Wiege hing. Die Sachen thaten sie hinein, und Mikko's Gefährten zogen die Wiege an den Riemen hinauf, leerten sie aus und senkten sie wieder herab, bis alle Schätze auf diese Weise unten zu Ende waren. Eben senkte sich die Wiege wieder leer herab, und es gab nichts mehr hineinzuthun, da sagte Mikko Mieheläinen zu seinem Weibe: „Setze du dich jetzt hinein, mein liebes Mädchen, damit du hinaufgelangst; ich folge dir nach, wenn die Reihe an mir ist."

Das Mädchen setzte sich in die Wiege und ward hinaufgezogen; dann ward die Wiege noch einmal hinabgelassen und Mikko Mieheläinen schwang sich als der Letzte hinein. Die Gefährten zogen ihn eine Strecke an den Riemen herauf, da sagte der eine Bursche zum andern: „Wenn Mikko Mieheläinen aus der Grube herauskommt, wird er uns gewiss keinen Theil an seinen Vorräthen gönnen, sondern wird uns dort hineinwerfen. Wollen wir ihn lieber in der Grube lassen und alle seine Sachen behalten!" Der Andere ging auf den Vorschlag des Genossen ein, und sie zerschnitten alsbald die Riemen, an denen die Wiege hing, und Mikko Mieheläinen fiel auf halbem Wege in die Grube zurück.

Was sollte er nun anfangen? Mikko ging in der Unterwelt in seiner Trauer am Meeresstrande umher und erblickte einen Vogel, der am Himmel flog; schnell rief er ihn herbei: „Komm her, mein Vögelchen!" Der Vogel flatterte heran und sagte: „Ich grüsse dich, Mikko Mieheläinen! Worüber sinnst du?" — „Darüber sinne ich, wie ich wohl in meine Heimat gelangen könnte", antwortete Mikko; „trage mich, lieb Vögelchen, in meine Heimat!"

Der Vogel erbarmte sich seiner, nahm Mikko schnell auf den Rücken und flog mit ihm davon. Er flog und flog mit ihm weite Strecken, bis er Mikko endlich an die Stelle brachte, wo dieser mit seinen Gefährten Holz zum Kochen der Kühe geschlagen hatte; hier liess ihn der Vogel vom Rücken herab und fragte: „Kennst du das Land, wo du dich befindest?“ Mikko schaute sich um, erkannte den Ort und sagte: „Nun weiss ich, wo ich bin, mein Vögelchen; schön Dank fürs Herbringen!“ Dann schieden die Beiden voneinander; der Vogel flog wieder fort, und Mikko ging nach der Grube zu, wo er die Gefährten verlassen hatte. Als er sich der Stelle näherte, hörte er ein Kampfgeschrei von der Grube her, und als er nahe daran stand und von der Seite hinschaute, sah er den Felsenstosser und den Flüsselenker heftig miteinander ringen. „Nimm die Schätze! gieb mir das Mädchen!“ so schrie Einer zum Andern, und sie konnten sich nicht über ihren Antheil an den Sachen, die sie in der Wiege heraufgeschafft, einigen. Da stand plötzlich Mikko Mieheläinen vor ihnen und sagte: „Ich grüsse euch, Gefährten! Hier seid ihr ja, und hier bin auch ich!“ Mit der einen Hand packte er den Einen an der Brust, mit der andern Hand den Andern, und stiess die beiden Kumpane in die Grube hinein, indem er sagte: „Geht, Brüderchen, wo ich gewandert bin, mögt ihr auch wandern!“

Alsbald fuhren sie kopfüber unter die Erde, und man sah sie nie wieder und hörte nichts mehr von ihnen; aber Mikko Mieheläinen nahm seine Schätze vom Grubenrande zusammen und ging mit seiner Braut in die einstige Wohnung der Hexe; sie schmückten das Haus mit allem möglichen Reichthum aus und lebten darin miteinander vergnügt und voll Freuden, bis der Tod sie erreichte. — So lang ist die Geschichte!

4.

Das Teufelsschiff.

(Aus Karelen.)

Es war einmal ein Jäger, der nahm seinen Bogen auf die Schulter, ging in den Wald und wanderte lange drin herum; endlich kam er an den Teufelsberg. Den Teufeln waren die Eltern gestorben, und eine grosse Schaar Erben hatte sich versammelt. Es lagen viele Schätze, Goldgeräthe, Goldlöffel auf dem Berge, und Jedermann hatte einen goldenen Wagen, und alle gemeinsam ein goldenes Schiff, welches von selbst über das Land dahinfuhr, sobald man sich ins Schiff setzte. Als die Teufel des Jägers mit der Armbrust auf seinem Rücken gewahr wurden, riefen sie schnell: „Komm, guter Mann, vertheile diese Sachen unter uns gegen Geld und gute Worte!“ Er trat heran und fragte: „Wie bringt man diese goldenen Wagen und das Goldschiff zum Fahren?“ — Nun, man belehrte den Mann und sagte: „Wenn man auf die oberste Segelstange klettert und mit den Füssen die unterste tritt, dann laufen die Wagen und das Schiff von selber.“ Als der Mann diesen Kunstgriff erfuhr, spannte er seinen Bogen, schoss ab und rief: „Sucht, ihr Männer, den Pfeil, der von meinem Bogen abschnellte; der erste der ihn findet, erhält einen Wagen und das goldene Schiff auf seinen Antheil.“ Da sprangen die Teufel dahin um den Pfeil zu suchen, und liefen so weit, dass man sie nicht mehr sah noch hörte. Der Mann sah wohl, dass sie weit fort waren, dachte aber doch: „Wer weiss, ob sie nicht zu ihren Sachen zurückeilen.“ Er füllte schnell das Schiff bis an den Rand mit den Sachen, zog alle goldenen Wagen und die andern Schätze mit hinauf, sprang selber in das Schiff, kletterte auf die oberste Segelstange und trat die unterste mit den Füssen. Da fing das Schiff an über Land und Meer zu laufen, bis es zu des

Königs Schloss kam und davor stehen blieb. Es traf sich, dass des Königs Tochter eben auf der Schlosstreppe sass. Als sie das Goldschiff kommen sah, winkte sie mit dem Finger und sagte: „Das muss der höchste Kaiser auf dieser Erde sein, der in solchem Goldschiff fährt! Nimmst du mich, lieber Kaiser, in dein Schiff? Ich will dafür deine Braut werden.“ Wie der Mann solches hörte, öffnete er die Thür zu seinem Schiffe und sagte: „Königliche Prinzessin! Ich bin nur ein Bauernknecht, der nicht werth ist, Euch die Schuhe auszuziehen. Ihr habt ja Könige genug!“ Aber obgleich das Mädchen vernahm, dass er nur ein Bauernknecht sei, hörte sie nicht auf zu bitten und sagte: „Lass mich nur ein! Ich will gern deine Braut werden.“ Der Mann erwiderte jedoch: „Ihr spottet meiner nur, wie ich merke; es sind doch Könige genug da.“ Endlich brachte die Königstochter dem Manne allerlei Speisen und Getränke ins Schiff, dazu schöne Kleider, Mützen, Stiefel und alles Mögliche; aber der ganze Haufen blieb auf dem Verdecke liegen, denn der Mann getraute sich nicht einmal die Sachen mit der Hand zu berühren. Während der Zeit ging das Mädchen mit bitter traurigem Sinne auf dem Schiffe herum, weil der Mann sie verschmähte.

Dieser sah sich die Sache eine Woche lang an und merkte, dass es der Prinzessin Ernst darum war; da sagte er endlich: „Nun, liebste Prinzessin, wenn Ihr Euch wirklich mit einem Bauernknechte verbinden wollt, so steigt in mein Schiff!“ Und alsbald kam sie in sein Schiff. Da kniete der Mann vor ihr nieder und fragte: „Wohin sollen wir jetzt, liebste Prinzessin, in dem guten Schiffe fahren?“ — Die Königstochter antwortete: „Lass uns ins weite Meer hinausfahren, da liegt eine Insel, die zehn Meilen lang ist; auf der wachsen Beeren in Fülle, und Früchte bedecken den Boden.“ Gut, man brachte das Schiff in Bewegung und es lief bis in die Mitte der Insel; da blieb es stehen.

Darauf ging der Mann aus, um Beeren zu suchen; aber kaum hatte er ein Beerchen gekostet, als er in einen tiefen Schlaf verfiel: er schlief und schnarchte und brachte keine Beeren aufs Schiff. Endlich ward die Prinzessin zornig. „Magst du auf der Insel sterben, du elender Bauernknecht!" sagte sie. „Ich wende das Schiff und fahre heim!" Gesagt, gethan; sie wandte das Schiff und fuhr nach Hause; aber der Mann blieb in tiefem Schlafe auf der Insel.

Als er endlich aus diesem Schlummer erwachte, war vom Schiff nichts zu sehen, noch zu hören; die von den Teufeln erhaltenen Schätze und Alles war dahin; ihm blieb nur ein Beutelchen mit Geld. Dabei fühlte er einen grimmigen Hunger im Leibe und hatte doch nichts zu essen. Da ging er zu einem Beerenbusch, füllte seine linke Tasche mit den Früchten und steckte eine Beere in den Mund, zerbiss sie und ass sie auf. Aber es waren schlechte Beeren, denn danach wuchsen ihm so ungeheure Hörner auf dem Kopfe, dass der Nacken sie kaum tragen konnte. Nun befiel ihn eine grosse Angst. „Es wäre ja noch Alles zu ertragen", meinte er, „obgleich mein Hunger schlimm genug ist, wenn mir nicht diese Hörner auf dem Kopfe stünden! Wenn Schiffsleute herkommen, werden sie mich gar für ein wildes Thier halten und mich schiessen!" So klagend kam er an einem andern Beerenbusche vorbei, blieb stehen und füllte die rechte Tasche mit den Früchten. Eine Beere steckte er wieder in den Mund und zerbiss und ass sie. Diesmal traf es sich, dass es gute Beeren waren, denn alsbald, nachdem er gegessen, fielen ihm die Hörner ab und hinterliessen nicht einmal eine Spur. Der Mann wurde dabei so schön, dass man im ganzen Reiche keinen schönern finden konnte.

Nun wartete er auf der Insel, bis Seeleute vorüberkamen; kein Schiff konnte über das Meer fahren, ohne an ihr vorbeizukommen, — und als er endlich sah, dass sich

ein Segel der Insel näherte, rief er laut: „Nehmt mich auf, lieben Freunde, rettet mich für Geld und gute Worte vom Tode auf dieser Insel! Lasst mich mit euch ziehen und zeigt mir den Weg zu dem Königsschlosse, von wo ich mit meinem Schiff einst ausgefahren bin!" — Gut, sie nahmen ihn mit ans Land und zeigten ihm den Weg zum Königsschlosse.

Da trat der Mann auf den Hof des Schlosses. Der König hatte dort einen Trinkbrunnen mit klarem Wasser und mit einem Krahn an der Oeffnung. An den Rand dieses Brunnens setzte sich der Mann und fing an mit seinen schmutzigen Füssen darin zu plätschern und das Wasser zu trüben. Zufällig trat des Königs Oberkoch auf die Schlosstreppe. Wenn er ein böser Mann gewesen wäre, hätte er gleich geschrieen: „Warum hast du unsern Trinkbrunnen verunreinigt? Es ist schlimm genug für uns daraus zu trinken, wie viel schlimmer für den König und seine Gemahlin!" Dann hätte es der König gehört und hätte befohlen, dem Manne den Kopf abzuschneiden. Aber der Koch war ein gutmüthiger, sanfter Mann; er trat zu dem Andern, nickte ihm zu und sagte: „Ach du Unglücksmensch, der du unsern Trinkbrunnen getrübt hast! Es ist schlimm genug für uns daraus zu trinken, wie viel schlimmer für den König und die königlichen Herrschaften! Wenn der König es wüsste, würde er dir den Kopf abschneiden lassen, und ich selber hätte auch die Macht dazu!" Und er hätte sie wahrlich gehabt.

Da bat der Mann: „Lieber Herr, sagt es niemand; dann will ich Euch ein Mittel geben, dass Ihr eben so schön werdet wie ich!" — „Gut, ich will nichts sagen", antwortete der Koch, „wenn du mir solch ein Mittel angeben kannst." Der Mann gab ihm darauf von den Beeren zu essen. Als der Andere eine davon zerbiss und ass, ward auch er so schön, dass es im ganzen Reiche keinen

[illegible] dass
[illegible] der
[illegible]: es wurde
[illegible] war.
[illegible] und
[illegible] so schön
[illegible] fremder
[illegible] Kunst [illegible]
[illegible] machen."
[illegible] hatte:
[illegible] seine
[illegible] meinte
[illegible] denn
[illegible] werden."
[illegible] alles in
[illegible] werde
[illegible] zusammen.
[illegible] Der Mann [illegible]
[illegible] geführt.
[illegible] und
[illegible] stellte sie
[illegible] Mann.
[illegible] will dafür
[illegible] ihr
[illegible] hatte.
[illegible] Prinzessin.
[illegible] Jemand:
[illegible] anders
[illegible] erkannte,
[illegible] so will ich
[illegible] und
[illegible] Alles.
[illegible] goldene
[illegible] wenn [illegible] schön

machst!“ Der Andre dachte in seinem Sinn: „Die sind so wie so mein eigen!“ Aber er sagte nichts. Doch die Königstochter redete ihm immer zu und sagte: „Ich lasse Euch nicht gehen, bis Ihr mich verschönert habt!“ Da begann der Mann sie zu verschönern. Der Schelm nahm aber von den Beeren in seiner linken Tasche, gab der Königstochter von den schlechten Beeren zu essen und verbarg sich darauf; er ass und trank und blieb in der Nähe. Als das Mädchen die Beere zerbiss und ass, wuchsen ihr alsbald zwei mächtige Hörner auf dem Kopfe. Der König sah die Hörner auf dem Kopfe seiner Tochter und versuchte sie schnell herunterzusägen; aber die Sägen glitten davon ab. Da wurden zwei Krieger, aber feste, dazu bestellt die Hörner hinten zu tragen, damit sich das arme Mädchen doch bewegen konnte. Es ist einmal so: wer eine Sorge im Hause hat, zu dem kommt die zweite aus dem Walde. Endlich liess der König in seinem Reiche ausrufen, dass, wenn ein lediger Mann seine Tochter heilen und ihr die Hörner fortschaffen könnte, er die Prinzessin heirathen und der oberste Feldherr werden sollte. Wenn aber ein verheiratheter Mann oder ein Weib sie zu heilen vermöchte, dann wollte er ihnen Reichthum genug für ihr ganzes Leben schenken.

Nun, da füllte sich der Königssaal mit Doctoren, Männern und Weibern; die curirten an dem Mädchen herum, aber die Hörner konnten sie nicht fortschaffen. Endlich trat auch der Mann aus dem Volkshaufen heraus, kniete vor dem Könige nieder und sagte: „Gnädigster König, lasst mich versuchen, ob ich nicht Eure Prinzessin heilen und sie von den Hörnern befreien kann!“ — Der König erwiderte: „Mein lieber Knabe, glaubst du denn, dass du die Kraft dazu haben wirst? Hier sind sie Alle, die es ebenfalls versuchen wollten, und haben doch nur im Essen und Trinken Glück gehabt.“ — Was nun? — Der Mann ent-

schönern gab; aber der Mann selber versteckte sich, dass ihn Niemand sehen konnte. Während dessen bereitete der Oberkoch des Königs Mittagsmahl im Schlosse; es wurde gegessen, getrunken, gelacht, bis das Mahl zu Ende war. Nach dem Essen trat die Prinzessin zu dem Oberkoch und fragte: „Woher seid Ihr, lieber Oberkoch, plötzlich so schön geworden?" — Der Oberkoch sagte: „Es war ein fremder Mann dort auf dem Hofe, der versteht die Kunst Jeden, der sich verschönern lassen will, so schön zu machen." Da sagte das Mädchen, welches das Schiff entführt hatte: „Wenn er mich auch so verschönerte, wollte ich seine Braut werden!" — „Er wird wohl schon fort sein", meinte der Oberkoch, „er wagte gar nicht sich zu zeigen, denn er fürchtete in der fremden Stadt getödtet zu werden." Aber das Mädchen liess dem Manne sagen: „Um Alles in der Welt soll sich der gute Mann nicht fürchten, ich werde ihn beschützen; er möge nur in das fremde Schloss kommen, ich werde ihm Speise und Trank geben." Der Mann kam herauf und wurde in eine abgelegene Kammer geführt. Dorthin brachte ihm die Prinzessin Speisen, Getränke und allerlei Leckerbissen; während er ass und trank, stellte sie sich neben ihn, redete ihn an und sagte: „Guter Mann, macht mich so schön wie den Oberkoch! Ich will dafür Eure Braut sein." Aber im Herzen des Mannes kochte der Groll darüber, dass sie ihn auf der Insel verlassen hatte. Er ass und trank aber doch und sagte: „Liebste Prinzessin, ich elender Bauernknecht tauge nicht zu Eurem Gemahl; es sind ja Könige da!" — „Wenn du mir nicht anders traust", sagte das Mädchen, das nicht mehr den erkannte, welchen sie auf dem Meere verlassen hatte, „so will ich dir die Kleider eines obersten Feldherrn schenken, und dazu Gold und goldene Schalen, ich habe ja dies Alles. Ich besitze auch noch ein goldenes Schiff und goldene Wagen; die gebe ich dir auch, wenn du mich schön

machst!“ Der Andre dachte in seinem Sinn: „Die sind so wie so mein eigen!“ Aber er sagte nichts. Doch die Königstochter redete ihm immer zu und sagte: „Ich lasse Euch nicht gehen, bis Ihr mich verschönert habt!“ Da begann der Mann sie zu verschönern. Der Schelm nahm aber von den Beeren in seiner linken Tasche, gab der Königstochter von den schlechten Beeren zu essen und verbarg sich darauf; er ass und trank und blieb in der Nähe. Als das Mädchen die Beere zerbiss und ass, wuchsen ihr alsbald zwei mächtige Hörner auf dem Kopfe. Der König sah die Hörner auf dem Kopfe seiner Tochter und versuchte sie schnell herunterzusägen; aber die Sägen glitten davon ab. Da wurden zwei Krieger, aber feste, dazu bestellt die Hörner hinten zu tragen, damit sich das arme Mädchen doch bewegen konnte. Es ist einmal so: wer eine Sorge im Hause hat, zu dem kommt die zweite aus dem Walde. Endlich liess der König in seinem Reiche ausrufen, dass, wenn ein lediger Mann seine Tochter heilen und ihr die Hörner fortschaffen könnte, er die Prinzessin heirathen und der oberste Feldherr werden sollte. Wenn aber ein verheiratheter Mann oder ein Weib sie zu heilen vermöchte, dann wollte er ihnen Reichthum genug für ihr ganzes Leben schenken.

Nun, da füllte sich der Königssaal mit Doctoren, Männern und Weibern; die curirten an dem Mädchen herum, aber die Hörner konnten sie nicht fortschaffen. Endlich trat auch der Mann aus dem Volkshaufen heraus, kniete vor dem Könige nieder und sagte: „Gnädigster König, lasst mich versuchen, ob ich nicht Eure Prinzessin heilen und sie von den Hörnern befreien kann!“ — Der König erwiderte: „Mein lieber Knabe, glaubst du denn, dass du die Kraft dazu haben wirst? Hier sind sie Alle, die es ebenfalls versuchen wollten, und haben doch nur im Essen und Trinken Glück gehabt.“ — Was nun? — Der Mann ent-

fernte sich auf eine Weile, kam dann wieder und sagte: „Gnädigster König, das sind keine Leute, welche Hörner abbrechen können, nur ich allein vermag es.“ — „Nun, versuche es, mein lieber Sohn“, antwortete der König. „Ich ernenne dich zum obersten Feldherrn, sobald die Hörner vom Kopfe meiner Tochter abfallen.“ Darauf sagte der Mann zum Könige: „Entlasst alle die übrigen Heilkünstler und lasst durch Eure Krieger Freude verkünden, denn ich werde Eure Tochter heilen.“ Sogleich wurden alle die Andern fortgeschickt, und das Kriegsheer zog aus, um Freude zu verkünden; aber der Mann blieb bei dem Mädchen, und es wurden ihm Diener zur Hülfe beigesellt. Darauf befahl er einer Magd: „Gehe hin, Mädchen, thue Holz in den Ofen der Badstube und wärme das Bad.“ Zum Knechte sagte er: „Gehe hin, guter Knabe, bringe mir aus dem Walde drei feine, schlanke Weidenruthen und weiche sie in Wasser ein; damit will ich die Hörner vertreiben.“

Nun gut, die Ruthen waren eingeweicht, in der Badstube stand das warme Wasser und alles Nöthige bereit; der Mann führte die Königstochter ins Bad, schickte die Magd fort und verschloss die Thür. Während dessen jubelte draussen das Kriegsheer. Da hob der Mann die Prinzessin in die Höhe, liess sie an den Hörnern von einem Bret herunterhängen und fing an sie mit den eingeweichten Weidenruthen zu bearbeiten, indem er dabei sagte: „Werdet Ihr mich noch mitten im Meere sterben lassen wollen? Werdet Ihr noch mit meinem Eigenthum davonlaufen? Hier bin ich, Euer Verlobter, dessen Ihr jetzt wohl nicht mehr spotten werdet!“ — Die Königstochter bat und flehte: „Ach, lieber Mann, schlagt mich nicht! Solange ich lebe, will ich Euch nie mehr etwas zu leide thun!“ — Da gab ihr der Mann eine Beere aus der rechten Tasche, eine von den guten Beeren; danach fielen die Hörner ab,

dass man ihre Spur nicht mehr sah, und das Mädchen ward so schön, dass man im ganzen Reiche nicht zwei so schöne Menschen finden konnte wie die beiden.

Nun entstand grosse Freude im Schlosse: es wurde gegessen, getrunken und getanzt. Der Mann ward zum obersten Feldherrn ernannt und bekam die Prinzessin. — Somit endet die Geschichte.

5.

Der Aschenhocker.

(Aus Oesterbotten.)

Es waren einmal drei Brüder: zwei tüchtige, der dritte ein Aschenhocker. Ihnen waren die Eltern gestorben und sie waren arm zurückgeblieben. Darüber trauerten sie bitter und weinten, was sie weinen konnten. Nachdem sie lange Zeit getrauert, hatten sie einen Traum, worin ihnen der Vater befahl, der Reihe nach je eine Nacht am Schiffsstande die Gänse zu hüten. Zuerst ging der älteste Bruder dahin; aber nachdem er eine Zeitlang am Strande gesessen, fürchtete er sich so sehr in der Finsterniss der Nacht, dass er davoneilte. Die Andern fragten den Heimkehrenden: „Was hast du erhalten?“ — „Ihr werdet's selber sehen, wenn eure Reihe kommt“, sagte der Jüngling und liess sich auf keine Erklärung ein. In der zweiten Nacht begab sich der mittlere Bruder auf die Wacht, und es ging ihm wie dem ältesten. In der dritten Nacht kam die Reihe an den Aschenhocker; er sass die ganze Nacht durch und fürchtete sich nicht. Da kamen beim ersten Morgenroth drei Gänse an den Strand geflogen, streiften ihr Gefieder ab und versteckten es hinter einem Zaun; alsbald verwandelten sie sich in wunderschöne Mädchen und warfen sich ins Meer, um zu baden. Der Aschenhocker wählte sich derweilen

Beide machten sich bereit auf die Oberwelt zu steigen. Was in des Mädchens Hause an Sachen, Vorräthen und Reichthümern, an Silber und Gold zu finden war, nahmen sie mit und trugen Alles an die Grubenmündung, wo die lederne Wiege hing. Die Sachen thaten sie hinein, und Mikko's Gefährten zogen die Wiege an den Riemen hinauf, leerten sie aus und senkten sie wieder herab, bis alle Schätze auf diese Weise unten zu Ende waren. Eben senkte sich die Wiege wieder leer herab, und es gab nichts mehr hineinzuthun, da sagte Mikko Mieheläinen zu seinem Weibe: „Setze du dich jetzt hinein, mein liebes Mädchen, damit du hinaufgelangst; ich folge dir nach, wenn die Reihe an mir ist.“

Das Mädchen setzte sich in die Wiege und ward hinaufgezogen; dann ward die Wiege noch einmal hinabgelassen und Mikko Mieheläinen schwang sich als der Letzte hinein. Die Gefährten zogen ihn eine Strecke an den Riemen herauf, da sagte der eine Bursche zum andern: „Wenn Mikko Mieheläinen aus der Grube herauskommt, wird er uns gewiss keinen Theil an seinen Vorräthen gönnen, sondern wird uns dort hineinwerfen. Wollen wir ihn lieber in der Grube lassen und alle seine Sachen behalten!“ Der Andere ging auf den Vorschlag des Genossen ein, und sie zerschnitten alsbald die Riemen, an denen die Wiege hing, und Mikko Mieheläinen fiel auf halbem Wege in die Grube zurück.

Was sollte er nun anfangen? Mikko ging in der Unterwelt in seiner Trauer am Meeresstrande umher und erblickte einen Vogel, der am Himmel flog; schnell rief er ihn herbei: „Komm her, mein Vögelchen!“ Der Vogel flatterte heran und sagte: „Ich grüsse dich, Mikko Mieheläinen! Worüber sinnst du?“ — „Darüber sinne ich, wie ich wohl in meine Heimat gelangen könnte“, antwortete Mikko; „trage mich, lieb Vögelchen, in meine Heimat!“

Der Vogel erbarmte sich seiner, nahm Mikko schnell auf den Rücken und flog mit ihm davon. Er flog und flog mit ihm weite Strecken, bis er Mikko endlich an die Stelle brachte, wo dieser mit seinen Gefährten Holz zum Kochen der Kühe geschlagen hatte; hier liess ihn der Vogel vom Rücken herab und fragte: „Kennst du das Land, wo du dich befindest?“ Mikko schaute sich um, erkannte den Ort und sagte: „Nun weiss ich, wo ich bin, mein Vögelchen; schön Dank fürs Herbringen!“ Dann schieden die Beiden voneinander; der Vogel flog wieder fort, und Mikko ging nach der Grube zu, wo er die Gefährten verlassen hatte. Als er sich der Stelle näherte, hörte er ein Kampfgeschrei von der Grube her, und als er nahe daran stand und von der Seite hinschaute, sah er den Felsenstosser und den Flüsselenker heftig miteinander ringen. „Nimm die Schätze! gieb mir das Mädchen!“ so schrie Einer zum Andern, und sie konnten sich nicht über ihren Antheil an den Sachen, die sie in der Wiege heraufgeschafft, einigen. Da stand plötzlich Mikko Mieheläinen vor ihnen und sagte: „Ich grüsse euch, Gefährten! Hier seid ihr ja, und hier bin auch ich!“ Mit der einen Hand packte er den Einen an der Brust, mit der andern Hand den Andern, und stiess die beiden Kumpane in die Grube hinein, indem er sagte: „Geht, Brüderchen, wo ich gewandert bin, mögt ihr auch wandern!“

Alsbald fuhren sie kopfüber unter die Erde, und man sah sie nie wieder und hörte nichts mehr von ihnen; aber Mikko Mieheläinen nahm seine Schätze vom Grubenrande zusammen und ging mit seiner Braut in die einstige Wohnung der Hexe; sie schmückten das Haus mit allem möglichen Reichthum aus und lebten darin miteinander vergnügt und voll Freuden, bis der Tod sie erreichte. — So lang ist die Geschichte!

4.

Das Teufelsschiff.

(Aus Karelen.)

Es war einmal ein Jäger, der nahm seinen Bogen auf die Schulter, ging in den Wald und wanderte lange drin herum; endlich kam er an den Teufelsberg. Den Teufeln waren die Eltern gestorben, und eine grosse Schaar Erben hatte sich versammelt. Es lagen viele Schätze, Goldgeräthe, Goldlöffel auf dem Berge, und Jedermann hatte einen goldenen Wagen, und alle gemeinsam ein goldenes Schiff, welches von selbst über das Land dahinfuhr, sobald man sich ins Schiff setzte. Als die Teufel des Jägers mit der Armbrust auf seinem Rücken gewahr wurden, riefen sie schnell: „Komm, guter Mann, vertheile diese Sachen unter uns gegen Geld und gute Worte!“ Er trat heran und fragte: „Wie bringt man diese goldenen Wagen und das Goldschiff zum Fahren?“ — Nun, man belehrte den Mann und sagte: „Wenn man auf die oberste Segelstange klettert und mit den Füssen die unterste tritt, dann laufen die Wagen und das Schiff von selber.“ Als der Mann diesen Kunstgriff erfuhr, spannte er seinen Bogen, schoss ab und rief: „Sucht, ihr Männer, den Pfeil, der von meinem Bogen abschnellte; der erste der ihn findet, erhält einen Wagen und das goldene Schiff auf seinen Antheil.“ Da sprangen die Teufel dahin um den Pfeil zu suchen, und liefen so weit, dass man sie nicht mehr sah noch hörte. Der Mann sah wohl, dass sie weit fort waren, dachte aber doch: „Wer weiss, ob sie nicht zu ihren Sachen zurückeilen.“ Er füllte schnell das Schiff bis an den Rand mit den Sachen, zog alle goldenen Wagen und die andern Schätze mit hinauf, sprang selber in das Schiff, kletterte auf die oberste Segelstange und trat die unterste mit den Füssen. Da fing das Schiff an über Land und Meer zu laufen, bis es zu des

Königs Schloss kam und davor stehen blieb. Es traf sich, dass des Königs Tochter eben auf der Schlosstreppe sass. Als sie das Goldschiff kommen sah, winkte sie mit dem Finger und sagte: „Das muss der höchste Kaiser auf dieser Erde sein, der in solchem Goldschiff fährt! Nimmst du mich, lieber Kaiser, in dein Schiff? Ich will dafür deine Braut werden.“ Wie der Mann solches hörte, öffnete er die Thür zu seinem Schiffe und sagte: „Königliche Prinzessin! Ich bin nur ein Bauernknecht, der nicht werth ist, Euch die Schuhe auszuziehen. Ihr habt ja Könige genug!“ Aber obgleich das Mädchen vernahm, dass er nur ein Bauernknecht sei, hörte sie nicht auf zu bitten und sagte: „Lass mich nur ein! Ich will gern deine Braut werden.“ Der Mann erwiderte jedoch: „Ihr spottet meiner nur, wie ich merke; es sind doch Könige genug da.“ Endlich brachte die Königstochter dem Manne allerlei Speisen und Getränke ins Schiff, dazu schöne Kleider, Mützen, Stiefel und alles Mögliche; aber der ganze Haufen blieb auf dem Verdecke liegen, denn der Mann getraute sich nicht einmal die Sachen mit der Hand zu berühren. Während der Zeit ging das Mädchen mit bitter traurigem Sinne auf dem Schiffe herum, weil der Mann sie verschmähte.

Dieser sah sich die Sache eine Woche lang an und merkte, dass es der Prinzessin Ernst darum war; da sagte er endlich: „Nun, liebste Prinzessin, wenn Ihr Euch wirklich mit einem Bauernknechte verbinden wollt, so steigt in mein Schiff!“ Und alsbald kam sie in sein Schiff. Da kniete der Mann vor ihr nieder und fragte: „Wohin sollen wir jetzt, liebste Prinzessin, in dem guten Schiffe fahren?“ — Die Königstochter antwortete: „Lass uns ins weite Meer hinausfahren, da liegt eine Insel, die zehn Meilen lang ist; auf der wachsen Beeren in Fülle, und Früchte bedecken den Boden.“ Gut, man brachte das Schiff in Bewegung und es lief bis in die Mitte der Insel; da blieb es stehen.

Darauf ging der Mann aus, um Beeren zu suchen; aber kaum hatte er ein Beerchen gekostet, als er in einen tiefen Schlaf verfiel: er schlief und schnarchte und brachte keine Beeren aufs Schiff. Endlich ward die Prinzessin zornig. „Magst du auf der Insel sterben, du elender Bauernknecht!“ sagte sie. „Ich wende das Schiff und fahre heim!“ Gesagt, gethan; sie wandte das Schiff und fuhr nach Hause; aber der Mann blieb in tiefem Schlafe auf der Insel.

Als er endlich aus diesem Schlummer erwachte, war vom Schiff nichts zu sehen, noch zu hören; die von den Teufeln erhaltenen Schätze und Alles war dahin; ihm blieb nur ein Beutelchen mit Geld. Dabei fühlte er einen grimmigen Hunger im Leibe und hatte doch nichts zu essen. Da ging er zu einem Beerenbusch, füllte seine linke Tasche mit den Früchten und steckte eine Beere in den Mund, zerbiss sie und ass sie auf. Aber es waren schlechte Beeren, denn danach wuchsen ihm so ungeheure Hörner auf dem Kopfe, dass der Nacken sie kaum tragen konnte. Nun befiel ihn eine grosse Angst. „Es wäre ja noch Alles zu ertragen“, meinte er, „obgleich mein Hunger schlimm genug ist, wenn mir nicht diese Hörner auf dem Kopfe stünden! Wenn Schiffsleute herkommen, werden sie mich gar für ein wildes Thier halten und mich schiessen!“ So klagend kam er an einem andern Beerenbusche vorbei, blieb stehen und füllte die rechte Tasche mit den Früchten. Eine Beere steckte er wieder in den Mund und zerbiss und ass sie. Diesmal traf es sich, dass es gute Beeren waren, denn alsbald, nachdem er gegessen, fielen ihm die Hörner ab und hinterliessen nicht einmal eine Spur. Der Mann wurde dabei so schön, dass man im ganzen Reiche keinen schönern finden konnte.

Nun wartete er auf der Insel, bis Seeleute vorüberkamen; kein Schiff konnte über das Meer fahren, ohne an ihr vorbeizukommen, — und als er endlich sah, dass sich

ein Segel der Insel näherte, rief er laut: „Nehmt mich auf, lieben Freunde, rettet mich für Geld und gute Worte vom Tode auf dieser Insel! Lasst mich mit euch ziehen und zeigt mir den Weg zu dem Königsschlosse, von wo ich mit meinem Schiff einst ausgefahren bin!" — Gut, sie nahmen ihn mit ans Land und zeigten ihm den Weg zum Königsschlosse.

Da trat der Mann auf den Hof des Schlosses. Der König hatte dort einen Trinkbrunnen mit klarem Wasser und mit einem Krahn an der Oeffnung. An den Rand dieses Brunnens setzte sich der Mann und fing an mit seinen schmutzigen Füssen darin zu plätschern und das Wasser zu trüben. Zufällig trat des Königs Oberkoch auf die Schlosstreppe. Wenn er ein böser Mann gewesen wäre, hätte er gleich geschrieen: „Warum hast du unsern Trinkbrunnen verunreinigt? Es ist schlimm genug für uns daraus zu trinken, wie viel schlimmer für den König und seine Gemahlin!" Dann hätte es der König gehört und hätte befohlen, dem Manne den Kopf abzuschneiden. Aber der Koch war ein gutmüthiger, sanfter Mann; er trat zu dem Andern, nickte ihm zu und sagte: „Ach du Unglücksmensch, der du unsern Trinkbrunnen getrübt hast! Es ist schlimm genug für uns daraus zu trinken, wie viel schlimmer für den König und die königlichen Herrschaften! Wenn der König es wüsste, würde er dir den Kopf abschneiden lassen, und ich selber hätte auch die Macht dazu!" Und er hätte sie wahrlich gehabt.

Da bat der Mann: „Lieber Herr, sagt es niemand; dann will ich Euch ein Mittel geben, dass Ihr eben so schön werdet wie ich!" — „Gut, ich will nichts sagen", antwortete der Koch, „wenn du mir solch ein Mittel angeben kannst." Der Mann gab ihm darauf von den Beeren zu essen. Als der Andere eine davon zerbiss und ass, ward auch er so schön, dass es im ganzen Reiche keinen

schönern gab; aber der Mann selber versteckte sich, dass ihn Niemand sehen konnte. Während dessen bereitete der Oberkoch des Königs Mittagsmahl im Schlosse; es wurde gegessen, getrunken, gelacht, bis das Mahl zu Ende war. Nach dem Essen trat die Prinzessin zu dem Oberkoch und fragte: „Woher seid Ihr, lieber Oberkoch, plötzlich so schön geworden?" — Der Oberkoch sagte: „Es war ein fremder Mann dort auf dem Hofe, der versteht die Kunst Jeden, der sich verschönern lassen will, so schön zu machen." Da sagte das Mädchen, welches das Schiff entführt hatte: „Wenn er mich auch so verschönerte, wollte ich seine Braut werden!" — „Er wird wohl schon fort sein", meinte der Oberkoch, „er wagte gar nicht sich zu zeigen, denn er fürchtete in der fremden Stadt getödtet zu werden." Aber das Mädchen liess dem Manne sagen: „Um Alles in der Welt soll sich der gute Mann nicht fürchten, ich werde ihn beschützen; er möge nur in das fremde Schloss kommen, ich werde ihm Speise und Trank geben." Der Mann kam herauf und wurde in eine abgelegene Kammer geführt. Dorthin brachte ihm die Prinzessin Speisen, Getränke und allerlei Leckerbissen; während er ass und trank, stellte sie sich neben ihn, redete ihn an und sagte: „Guter Mann, macht mich so schön wie den Oberkoch! Ich will dafür Eure Braut sein." Aber im Herzen des Mannes kochte der Groll darüber, dass sie ihn auf der Insel verlassen hatte. Er ass und trank aber doch und sagte: „Liebste Prinzessin, ich elender Bauernknecht tauge nicht zu Eurem Gemahl; es sind ja Könige da!" — „Wenn du mir nicht anders traust", sagte das Mädchen, das nicht mehr den erkannte, welchen sie auf dem Meere verlassen hatte, „so will ich dir die Kleider eines obersten Feldherrn schenken, und dazu Gold und goldene Schalen, ich habe ja dies Alles. Ich besitze auch noch ein goldenes Schiff und goldene Wagen; die gebe ich dir auch, wenn du mich schön

machst!“ Der Andre dachte in seinem Sinn: „Die sind so wie so mein eigen!“ Aber er sagte nichts. Doch die Königstochter redete ihm immer zu und sagte: „Ich lasse Euch nicht gehen, bis Ihr mich verschönert habt!“ Da begann der Mann sie zu verschönern. Der Schelm nahm aber von den Beeren in seiner linken Tasche, gab der Königstochter von den schlechten Beeren zu essen und verbarg sich darauf; er ass und trank und blieb in der Nähe. Als das Mädchen die Beere zerbiss und ass, wuchsen ihr alsbald zwei mächtige Hörner auf dem Kopfe. Der König sah die Hörner auf dem Kopfe seiner Tochter und versuchte sie schnell herunterzusägen; aber die Sägen glitten davon ab. Da wurden zwei Krieger, aber feste, dazu bestellt die Hörner hinten zu tragen, damit sich das arme Mädchen doch bewegen konnte. Es ist einmal so: wer eine Sorge im Hause hat, zu dem kommt die zweite aus dem Walde. Endlich liess der König in seinem Reiche ausrufen, dass, wenn ein lediger Mann seine Tochter heilen und ihr die Hörner fortschaffen könnte, er die Prinzessin heirathen und der oberste Feldherr werden sollte. Wenn aber ein verheiratheter Mann oder ein Weib sie zu heilen vermöchte, dann wollte er ihnen Reichthum genug für ihr ganzes Leben schenken.

Nun, da füllte sich der Königssaal mit Doctoren, Männern und Weibern; die curirten an dem Mädchen herum, aber die Hörner konnten sie nicht fortschaffen. Endlich trat auch der Mann aus dem Volkshaufen heraus, kniete vor dem Könige nieder und sagte: „Gnädigster König, lasst mich versuchen, ob ich nicht Eure Prinzessin heilen und sie von den Hörnern befreien kann!“ — Der König erwiderte: „Mein lieber Knabe, glaubst du denn, dass du die Kraft dazu haben wirst? Hier sind sie Alle, die es ebenfalls versuchen wollten, und haben doch nur im Essen und Trinken Glück gehabt.“ — Was nun? — Der Mann ent-

fernte sich auf eine Weile, kam dann wieder und sagte: „Gnädigster König, das sind keine Leute, welche Hörner abbrechen können, nur ich allein vermag es.“ — „Nun, versuche es, mein lieber Sohn“, antwortete der König. „Ich ernenne dich zum obersten Feldherrn, sobald die Hörner vom Kopfe meiner Tochter abfallen.“ Darauf sagte der Mann zum Könige: „Entlasst alle die übrigen Heilkünstler und lasst durch Eure Krieger Freude verkünden, denn ich werde Eure Tochter heilen.“ Sogleich wurden alle die Andern fortgeschickt, und das Kriegsheer zog aus, um Freude zu verkünden; aber der Mann blieb bei dem Mädchen, und es wurden ihm Diener zur Hülfe beigesellt. Darauf befahl er einer Magd: „Gehe hin, Mädchen, thue Holz in den Ofen der Badstube und wärme das Bad.“ Zum Knechte sagte er: „Gehe hin, guter Knabe, bringe mir aus dem Walde drei feine, schlanke Weidenruthen und weiche sie in Wasser ein; damit will ich die Hörner vertreiben.“

Nun gut, die Ruthen waren eingeweicht, in der Badstube stand das warme Wasser und alles Nöthige bereit; der Mann führte die Königstochter ins Bad, schickte die Magd fort und verschloss die Thür. Während dessen jubelte draussen das Kriegsheer. Da hob der Mann die Prinzessin in die Höhe, liess sie an den Hörnern von einem Bret herunterhängen und fing an sie mit den eingeweichten Weidenruthen zu bearbeiten, indem er dabei sagte: „Werdet Ihr mich noch mitten im Meere sterben lassen wollen? Werdet Ihr noch mit meinem Eigenthum davonlaufen? Hier bin ich, Euer Verlobter, dessen Ihr jetzt wohl nicht mehr spotten werdet!“ — Die Königstochter bat und flehte: „Ach, lieber Mann, schlagt mich nicht! Solange ich lebe, will ich Euch nie mehr etwas zu leide thun!“ — Da gab ihr der Mann eine Beere aus der rechten Tasche, eine von den guten Beeren; danach fielen die Hörner ab,

dass man ihre Spur nicht mehr sah, und das Mädchen ward so schön, dass man im ganzen Reiche nicht zwei so schöne Menschen finden konnte wie die beiden.

Nun entstand grosse Freude im Schlosse: es wurde gegessen, getrunken und getanzt. Der Mann ward zum obersten Feldherrn ernannt und bekam die Prinzessin. — Somit endet die Geschichte.

5.

Der Aschenhocker.

(Aus Oesterbotten.)

Es waren einmal drei Brüder: zwei tüchtige, der dritte ein Aschenhocker. Ihnen waren die Eltern gestorben und sie waren arm zurückgeblieben. Darüber trauerten sie bitter und weinten, was sie weinen konnten. Nachdem sie lange Zeit getrauert, hatten sie einen Traum, worin ihnen der Vater befahl, der Reihe nach je eine Nacht am Schiffsstande die Gänse zu hüten. Zuerst ging der älteste Bruder dahin; aber nachdem er eine Zeitlang am Strande gesessen, fürchtete er sich so sehr in der Finsterniss der Nacht, dass er davoneilte. Die Andern fragten den Heimkehrenden: „Was hast du erhalten?“ — „Ihr werdet's selber sehen, wenn eure Reihe kommt“, sagte der Jüngling und liess sich auf keine Erklärung ein. In der zweiten Nacht begab sich der mittlere Bruder auf die Wacht, und es ging ihm wie dem ältesten. In der dritten Nacht kam die Reihe an den Aschenhocker; er sass die ganze Nacht durch und fürchtete sich nicht. Da kamen beim ersten Morgenroth drei Gänse an den Strand geflogen, streiften ihr Gefieder ab und versteckten es hinter einem Zaun; alsbald verwandelten sie sich in wunderschöne Mädchen und warfen sich ins Meer, um zu baden. Der Aschenhocker wählte sich derweilen

heimlich die schönsten unter ihren Flügeln aus, steckte sie zu sich und ging wieder an seinen Platz. Nachdem die Jungfrauen eine Weile gebadet hatten, kamen sie wieder an den Strand, um heimzukehren; sie gingen an den Zaun, wo sich zweie wieder in ihr Gefieder kleideten und davonflogen; aber die dritte konnte nicht mit, denn sie fand ihre Flügel nicht. Da trat der Aschenhocker hervor und sagte zum Mädchen: „Hier sind deine Flügel; aber ich gebe sie dir nicht, wenn du nicht mein Weib wirst!" Das Mädchen erklärte ihm darauf, dass sie eine Königstochter sei; dass sie und ihre Dienerinnen als Gänse an das Meer geflogen seien, um zu baden, und bat den Aschenhocker um ihre Flügel. Aber er blieb bei seiner ersten Bedingung und sagte: „Wenn du mich zum Gatten nimmst, gebe ich dir deine Flügel." Nun, der Jungfrau half ihr Zögern nicht, da der Tag bereits zu leuchten begann; sie gelobte also den Aschenhocker zu heirathen, erhielt ihre Flügel, bekleidete sich damit und flog als Gans in ihre Heimat, indem sie dem Aschenhocker zurief, er solle sie in ihrem Schlosse aufsuchen. Der Aschenhocker ging heim, und die Brüder fragten ihn sogleich: „Nun, was hast du beim Gänsehüten erhalten?" — „Eine Königstochter zum Weibe", sagte der Aschenhocker. — „Du wärst der Rechte für eine Königstochter!" spotteten die Andern und glaubten ihm nicht. Aber der Aschenhocker machte sich sogleich auf den Weg zum Königsschlosse und sagte, dort angelangt, zur Jungfrau: „Ich bin gekommen, um dich zu holen; willst du mir jetzt folgen?" — „Gewiss", sagte das Mädchen; „aber wir dürfen dem Könige nichts davon sagen. Lass uns im geheimen die Hochzeit halten." — „Wie sollten wir Hochzeit halten ohne es dem Könige zu sagen?" meinte der Aschenhocker. „Das ist es eben," sagte das Mädchen, „doch wenn du es meinem Vater sagst, wird er dir so viele Hindernisse entgegenstellen, dass du in Ewigkeit nicht darüber hin-

wegkommst.“ — „Wie es auch gehe,“ antwortete der Aschenhocker, „ich sage es ihm doch!“ — Darauf ging er zum Könige und brachte ihm sein Anliegen vor. „Nein, ich gebe dir meine Tochter nicht,“ erwiderte der König, „ehe du alle Bäume an dieser Bucht gefällt hast.“

Der Aschenhocker kam zu seiner Braut und sagte: „Wohl hat dein Vater uns ein Hinderniss in den Weg gelegt: ich soll erst alle Bäume an dieser Bucht abhauen.“ — „Habe ich es dir nicht vorhergesagt?“ antwortete die Braut. „Aber du wirst die Aufgabe erfüllen können, wenn er keine schlimmeren stellt. Gehe hin, fälle den einen Baum und sprich dabei die Worte: Der ganze Wald falle um! Alsdann liegen alle Bäume auf einem Haufen.“ Der Aschenhocker ging sogleich an seine Arbeit, fällte einen Baum und sagte dabei die Worte, die ihn seine Braut gelehrt hatte, und alle Bäume an der Bucht fielen hin. Da trat er vor den König und begehrte dessen Tochter, indem er sagte, dass alle Bäume abgehauen seien. „Dafür bekommst du sie noch nicht,“ sagte der König, „nun musst du hingehen und alle die Baumstümpfe ausgraben.“ — Wieder kam der Jüngling zu seiner Braut und sagte: „Dein Vater hat ein noch schlimmeres Hinderniss aufgestellt: ich soll alle die Baumstümpfe herausreissen.“ — „Das hätte ich mir denken können“, antwortete die Braut; „aber auch das wirst du bewältigen, wenn das dritte nicht schlimmer wird. Gehe hin, hebe einen Stumpf heraus und sage dabei: Alle Baumstümpfe mögen sich aus der Erde heben! Dann geschieht es alsbald.“ — Der Aschenhocker that wie ihn seine Braut geheissen, — die Baumstümpfe lagen herausgerissen da, und er trat wieder vor den König und begehrte dessen Tochter. Aber dieser gab sie auch jetzt noch nicht, sondern befahl ihm das Goldgetreide aus dem Himmel zu holen, erst dann würde er sie erhalten. Da ging der Aschenhocker mit gesenktem Kopf und trübem Sinn zu seiner

Braut und sagte: „Diesmal ist die Aufgabe schwer: ich soll das Goldgetreide aus dem Himmel holen! Wie bringe ich das zu stande?“ — „Auch das wirst du schaffen können“, antwortete die Braut; „wenn nichts Schlimmeres kommt!“ Darauf band sie ihm einen Sack um den Kopf, setzte ihn auf ein Pferd und sagte: „Reite, bis das Pferd unter dir zusammenstürzt; dann greife schnell nach oben und halte fest, was dir in die Hände kommt.“ Der Aschenhocker ritt von dannen, so dass der Schaum flog. Nachdem er lange geritten, stürzte sein Pferd; er griff sogleich nach oben und hielt das Goldgetreide in der Hand; aber da es sehr schwer war, fiel er damit hinunter und sank so tief in die Erde hinein, dass von ihm nichts sichtbar blieb als ein Büschelchen Haare. Da steckte er nun in der Erde, und eine Wildente kam und baute ihr Nest auf seinem Kopfe; sie legte ihre Eier und fing an zu brüten. „Davon muss mir der Kopf bald faulen!“ meinte der Aschenhocker. Doch nach einer Weile kam ein Fuchs herangelaufen; der sah das Nest und fing an die Eier zu fressen. Der Aschenhocker griff nun schnell nach dem Schwanz des Fuchses und wurde von dem Thier, das sich gewaltsam loszureissen suchte, etwas in die Höhe gezogen. Am zweiten Tage kam ein Vielfrass, der sich auch über die Eier machte. Als der Aschenhocker auch diesen ergriff, ward er noch mehr in die Höhe gerückt. Endlich, am dritten Tage, kam ein Bär dahergelaufen und gewatschelt; der wollte das letzte Ei fressen. Da klammerte sich der Aschenhocker an den Fuss des Bären und wurde auf diese Weise ganz hinaufgezogen. Als er oben war, wusste er nicht, wohin sich wenden; irgendwohin musste er doch gehen. Er schritt aufs gerathewohl weiter und hörte einen grossen Streitlärm; da eilte er hin. Als die Streitenden seiner gewahr wurden, erstaunten sie und riefen erfreut: „Aha! da haben wir einen Braten!“ Doch der Aschenhocker sagte: „An

mir ist nichts zu kochen noch zu braten; die Kälte, die lange Wanderung haben mir alles Fett und Fleisch abgezehrt!" — „Nun, wenn du nicht zum Braten taugst", sagten die Kämpfenden, „so schlichte unsern Streit." — „Worüber seid ihr uneins geworden?" fragte der Aschenhocker. — „Ueber den Stab unseres Vaters selig; wenn man das eine Ende schwenkt, fallen die Feinde; schwenkt man das andere, dann ersteht das eigene Heer von den Todten. Bestimme du, wem von uns der Stab gehören soll." — „Wie soll ich zwischen euch rechten?" sagte der Aschenhocker. „Gebe ich ihn dem Einen oder dem Andern, immer wird mir der Eine zürnen, der ihn nicht erhalten hat. Das Beste ist, ihr lasst mir den ganzen Stab!" — „Gut, nimm ihn, geh deiner Wege!" sagten darauf die Streitenden, gaben den Stab dem Aschenhocker, und er ging vergnügt weiter. Nachdem er eine Weile gewandert war, hörte er aufs neue Kampfgeschrei. Er eilte hin. „Aha!" rief man ihm wieder entgegen, „da kommt unser Braten!" Der Aschenhocker versicherte eifrig: „An mir ist nichts zu kochen und zu braten. Die Kälte, die lange Wanderung haben Fett und Fleisch abgezehrt!" — „Nun, da man von dir keinen Braten hat, so schlichte unsern Streit!" sagten die Männer. — „Um was handelt es sich denn?" — „Um die Kappe unserer Mutter selig; wenn man die aufsetzt, wird man unsichtbar, wo man auch sei." — „Wie soll ich das Urtheil sprechen?" sagte der Aschenhocker. „Gebe ich sie dem Einen, wird mir der Andre zürnen. Am besten ist's, ihr schlagt sie mir zu!" — Um ihrem Streit ein Ende zu machen, gaben sie ihm die Kappe und sagten: „Da hast du sie, nimm! Geh deiner Wege!" — Und der Aschenhocker wanderte mit seiner Kappe weiter. Nach einer Weile hörte er am dritten Ort Zanken und Streiten, und eilte den Stimmen nach dahin. Doch kaum ward er sichtbar, als man ihm zurief: „Aha, da ist ja unser Braten!" — „An mir ist

nichts zu kochen noch zu braten“, antwortete der Aschenhocker. „Die Kälte, die lange Wanderung haben mir alles Fett und Fleisch abgezehrt!“ — „Nun, taugst du nicht zum Braten, so schlichte unsern Streit!“ — „Was ist die Ursache desselben?“ — „Die alten Schuhe unseres Vaters selig; siehe, die sind solcher Art, dass, wenn du sie anziehst, du hinkommen kannst, wohin du willst, und Niemand wird dir was zu leide thun können.“ — „Es ist schwer euch zu einigen“, meinte der Aschenhocker. „Gebe ich sie dem Einen, dann zürnt der Andere; — am besten ist's, ihr gebt mir die Schuhe!“ Den Männern däuchte der Rath gut, und sie gaben ihm die Schuhe; da sie darüber doch nicht einig werden konnten, waren sie wenigstens den Streit los und konnten nach Hause gehen.

Nun, nachdem der Aschenhocker auch die Schuhe erhalten, wanderte er weiter und kam an ein Gehöft. Auch dort rief man ihm zu, als er kaum in die Thür getreten war: „Ha! endlich giebt es was zu essen!“ — „Ihr findet wenig an mir zu essen“, erwiderte der Aschenhocker; „die Kälte, die lange Wanderung haben alles Fett und Fleisch abgezehrt! Statt des Blutes habe ich nur Wasser und Knochen statt des Fleisches!“ — „Bist du vielleicht selber hungrig?“ — „Wie wäre ich es nicht? Während sechs Monaten habe ich kein Essen gesehen“, sagte der Aschenhocker. Da erhielt er Speise und Trank, und nach dem Essen fragte er die Leute, ob sie nicht das Land des Königs kennten, zu dem er wollte. „Wir kennen es nicht“, sagten die Leute; „aber es giebt hier Waldthiere, die es vielleicht wissen.“ — Man rief sie zusammen und fragte sie; doch keines wusste es. Da gab man dem Aschenhocker einen Stein und hiess ihn denselben gut verwahren, er könnte ihm nöthig sein. Der Aschenhocker steckte den Stein ein, verliess das Gehöft und kam an ein zweites. Auch da wollte man ihn erst aufessen; aber als

er versicherte, dass an ihm nichts zu essen sei, gab man ihm Speise und Trank und fragte, was er wolle. Der Aschenhocker sagte, dass er nichts Anderes begehre, als dass man ihm den Weg in des Königs Land zeige, den er nannte. — „Selbst wissen wir nichts von dem Könige“, sagten die Leute; „aber die Thiere im Walde wissen es vielleicht.“ Man rief sie alle zusammen und fragte sie nach dem Königreiche, wohin der Aschenhocker wollte; aber auch diese wussten nichts davon. Nun, da hier nichts zu thun war, gab man dem Aschenhocker auch aus diesem Hause einen Stein, und er ging weiter, bis er an ein drittes Gehöft kam. Auch dort kannte man das Land nicht, nach dem er fragte; aber man meinte, die Vögel des Himmels würden es wissen. Man rief alle Vögel zusammen, und alle kamen auch, ausser dem Adler. Doch auch sie sagten, dass sie das Königreich nicht wüssten. Da ging man auch den Adler zu suchen, aber der stellte sich taub; erst beim dritten Ruf kam er heran, sagte jedoch, dass er nichts wisse. „Du weisst es wohl“, sagten die Leute, „aber du scheust die Mühe.“ — „Nun ja, ich kenne das Reich“, sagte der Adler, „aber der Weg dorthin ist schrecklich weit!“ Doch man befahl ihm den Mann dorthin zu tragen und nicht der Länge des Weges zu achten. Der Aschenhocker erhielt auch aus diesem Hause einen Stein und schwang sich auf den Rücken des Adlers. Dieser stieg in die Lüfte und flog und flog; er mochte schon einige Wochen geflogen sein, da fragte er den Mann: „Hast du einen Stein in dem ersten Gehöft, darin du warst, erhalten?“ — „Gewiss.“ — „Gut, wirf ihn ins Meer!“ Der Aschenhocker that es, und es stieg an der Stelle eine Klippe empor, auf welcher der Adler eine Zeitlang rastete, bis er aufs neue aufflog. Nachdem er eine Weile geflogen, fragte er den Mann wieder, ob er nicht aus dem zweiten Gehöft einen Stein erhalten habe. Der Mann bejahte es, und der Adler

befahl ihm denselben ins Meer zu werfen. Da, wo der Stein ins Wasser fiel, erhob sich alsbald eine Klippe, auf welche sich der Adler zur Rast niederliess. Bald flog er wieder auf, doch nach einer Weile fragte er aufs neue: „Gab dir nicht meine Wirthin auch einen Stein?" — „Gewiss", sagte der Aschenhocker. — „Wirf auch diesen ins Meer", belehrte der Adler, und als der Mann es that, entstand der dritte Ruheplatz für den Vogel. Dann flog dieser noch einmal auf und brachte den Mann alsbald an den Meeresstrand; dort setzte er ihn ab und fragte: „Nun, was giebst du mir zum Lohne?" — Es waren zwei Stiere am Ufer; da sagte der Aschenhocker: „Nimm von diesen, welcher dir besser gefällt." Nun, der Adler nahm den feisteren, frass ihn auf und flog heimwärts.

Auch der Aschenhocker zögerte nicht lange, sondern ging in das Schloss des Königs, auf dem Kopfe die beim Streitschlichten erhaltene Kappe, welche ihn unsichtbar machte; so trat er in das Gemach seiner Braut. Drin sass die Jungfrau und weinte in ihrem bittern Leide; ihn konnte sie aber nicht sehen. Nach einer Weile hörte er, wie seine Braut der Magd gebot, Wasser aus dem Brunnen zu holen, und als das Mädchen hinging, folgte er ihr nach und schüttete etwas von dem Goldgetreide in das Gefäss. Das Mädchen brachte das Wasser; aber als die Königstochter es ansah, sagte sie: „Dieses ist nicht rein, bringe anderes!" Die Magd ging hinaus, um neues zu holen; der Aschenhocker folgte ihr wieder nach und streute etwas mehr von dem Getreide ins Wasser. Auch dieses taugte der Königstochter nicht und sie befahl zum drittenmale ihr neues, ganz reines zu bringen. Als die Magd wieder an den Brunnen kam, schüttete der Aschenhocker alles Goldgetreide hinein, das er aus dem Himmel geholt hatte, und das Wasser wurde der Königstochter gebracht. Diese sah das Goldgetreide, erkannte es und rief: „Da bist du ja,

mein Geliebter! Verbirg dich nicht!“ Alsbald warf der Aschenhocker seine Kappe ab, ward sichtbar und sagte: „Ich habe schon eine Weile bei dir gesessen! Doch wo ist der König? Ich sehe ihn nicht!“ — „Ach, sprich nicht von ihm“, sagte die Jungfrau. „Sein ganzes Kriegsheer ist getödtet, und wer weiss, ob er noch selber am Leben ist! Ich habe schon lange keine Kunde von ihm erhalten.“ — „Nun, da muss ich sofort zu ihm, um ihm zu helfen“, meinte der Aschenhocker. — „Ach, geh nicht fort! eine ganze Woche bist du schon fortgewesen!“ flehte die Braut und suchte ihn zurückzuhalten. Aber der Aschenhocker sagte: „Ich gehe, weil ich gehen muss, doch bleibe ich nicht mehr lange fort!“ Damit begab er sich auf den Kampfplatz. Nach einiger Zeit kam ihm der König auf dem Wege entgegen und sah ganz trübselig aus. Der Aschenhocker begrüsste ihn und sagte: „Lass dein Trauern! Geh mit deinem Schwiegersohne auf den Kriegsschauplatz. Wer weiss, ob wir nicht siegen!“ Er gab dem Könige die Schuhe und die Kappe, behielt selber den Stab, und beide wanderten dahin. Sie kamen an den Kampfplatz. Dort war der Feind noch immer mit dem Bergen des Raubes beschäftigt, als der Aschenhocker ihnen zurief: „Sind noch Abnehmer vorhanden?“ — „Gewiss, noch viele!“ schrie man ihm entgegen. Da schwenkte der Aschenhocker das eine Ende seines Stabes, und alsbald ward das eigne Heer wieder lebendig; dann schwenkte er das andre Ende, und alle Feinde fielen nieder. Dann fragte er den König: „Nun, wie gefällt dir jetzt dein Schwiegersohn?“ — „Wie kannst du noch so etwas fragen!“ antwortete der König. „Nimm meine Tochter zum Weibe, und ich gebe dir das halbe Königreich als Morgengabe. Eine Woche nur warst du auf der Wanderschaft, eine Woche warst du fort; lang brauchtest du, um zu wachsen, nun bist du weise geworden!“ — Somit endet die Geschichte.

6.
Die redenden Tannen.
(Aus Jaakkima.)

Es war einmal ein Jäger, der ging einst mit seinen zwei Hunden in den Wald und jagte drin einen ganzen Tag lang. Dabei war er so tief ins Gehölz gedrungen, dass er sich im Dunkel des Abends nicht mehr zurechtfinden konnte; er beschloss die Nacht im Walde zuzubringen und erst am Morgen heimzukehren. Mit diesen Gedanken ging er an den Stamm einer grossen Tanne, machte daneben ein Feuer, um sich zu erwärmen, und legte sich daran zur Ruhe nieder. Er fühlte sich recht behaglich und war bereits im Einschlafen, als er Jemand sprechen hörte. Auf der Tanne, vor deren Stamm das Feuer brannte, befand sich eine grosse Schlange, welche hinunterverlangte und den Mann um Hülfe bat, da sie des Feuers wegen sich nicht getraute hinabzugleiten. Der Mann verwunderte sich, dass die Schlange in Menschensprache redete, aber er erwiderte doch: „Ich kann dich nicht herunterlassen, du würdest mich verschlingen.“ — „Ich verschlinge dich nicht, Brüderchen!“ versicherte die Schlange. „Wenn du mir hinunterhilfst, werde ich dich alle Zungen lehren, aller Vögel, Bäume und aller Thiere Sprache.“ — „Nun, wie soll ich dir denn helfen?“ fragte der Mann. — „Fälle einen grossen Baum und lehne ihn an die Tanne, dann gleite ich an ihm hinunter“, belehrte ihn die Schlange. Der Mann, dem der Lohn gut dünkte, war es zufrieden; er lehnte einen Baum an die Tanne und liess die Schlange daran herunterkommen. Als diese unten war, lehrte sie aus Dankbarkeit den Mann alle Sprachen, die es auf Erden geben mag, die der Vögel, der Bäume, aller Thiere und Pflanzen; aber sie verbot ihm streng es Jemand zu offenbaren; nicht einmal dem eignen Weibe dürfte er die Sache erzählen, sonst müsste er auf der Stelle sterben.

Nachdem der Mann die Sprachen alle gelernt hatte, und die Schlange fortgekrochen war, legte er sich wieder am Feuer zur Ruhe und wollte einschlafen. Aber nach kurzer Zeit hörte er wieder sprechen. Die Hunde hielten zu den Füssen ihres Herrn Wacht, und der eine sagte zu dem andern: „Bleibe du hier bei unserm Herrn, bewache ihn gut, sonst kommen die Wölfe in der Nacht und fressen ihn; ich muss nach Hause eilen, denn es könnten dort Diebe einbrechen, wenn man kein Gebell hört.“ — „Gut; geh nur, Kamerad, gehe!“ antwortete der andere. „Behüte du das Haus, ich werde schon den Herrn bewachen!“ Der Mann, der alle Sprachen gelernt hatte, verstand auch die Worte der Hunde ganz gut und dachte: „Ihr habt doch mehr Verstand, als ich euch zugetraut hätte!“ Er schickte den einen Hund nach Hause, wie der es selbst gewünscht hatte, und legte sich dann auf die Seite, um endlich einzuschlafen, denn er war herzlich müde. Bald fielen ihm die Augen zu, und er hoffte in Schlaf zu sinken, wie es ja auch geschehen wäre — was hätte ihn daran gehindert? Aber sein Gehör war in der Schule der Schlange so scharf geworden, dass er jedes Geräusch vernahm. Er hörte plötzlich ein eigenthümliches Rauschen im Walde und verstand deutlich, wie eine Tanne im Windesrauschen zu derjenigen sagte, an deren Stamme er lag: „O Gefährtin, komm zu mir, denn ich muss bald sterben! komm zu meinem Begräbniss!“ — „Sieh, ich kann nicht, Schwesterherz, vergieb mir!“ antwortete die andere. „Ich habe einen Schlafgast an meinem Stamme.“ — „Ach, komm trotzdem, komm!“ schrie die Tanne drei Mal; aber die andere kam dennoch nicht zu ihr. Da, nach dem dritten Rufe, brach die Tanne endlich krachend zusammen, sodass der ganze Wald erdröhnte. Aber die andere Tanne, unter welcher der Mann sein Nachtfeuer gemacht hatte, sagte, als sie die Gefährtin fallen sah: „Nun bist du dahin, alte Freundin! Auf Schätzen

hast du dein Lebenlang gestanden und auf Schätze bist du gefallen!“ Der Mann hörte auch dieses noch deutlich; aber wie es nun im Walde still wurde, übermannte ihn der Schlaf und er schlief am Feuer ein.

Nun, ein Jäger giebt sich nicht lange Zeit zu ruhen; als der Tag anbrach, machte sich der Mann zum Weitergehen bereit; da fiel ihm plötzlich ein, was die Tannen in der vorhergehenden Nacht gesprochen. — „Habe ich einen Traum gehabt, oder was mag es sein?“ dachte er bei sich. „Ich muss doch einmal nachsehen, welche Schätze unter der Tanne liegen mögen!“ Mit diesen Gedanken ging er dorthin, woher er in der Nacht das Krachen gehört hatte, und wanderte lange im Walde herum, bis er an die gestürzte Tanne kam. Hier fand er das in der Nacht Gehörte bestätigt: an der Wurzel der Tanne lag ein grosser Goldschatz, und unter dem Gipfel ein schwarzer glänzender Fuchs. Der Mann nahm Alles mit und ward auf diese Weise sehr reich. — „Nun, ich könnte mir wohl ein Weib nehmen, da ich genug zu leben habe“, dachte er in seinem Sinn, und nahm sich ein so schönes junges Weib, wie 's nicht viele auf Erden giebt. Mit ihr lebte er glücklich in seinem Hause, und sie hatten Alles vollauf; aber dem Manne ward die Zeit zuletzt doch lang, da er nach Art der Reichen müssig lebte und nichts zu thun hatte.

So sass er auch an einem Morgen unthätig am Fenster seiner Stube und sah hinaus, wie das Wetter so klar und schön war. Er konnte weite Felder übersehen, und vor dem Fenster lag ein kleines Flachsland, über welchem kleine Vögel hin und herflogen. Mit den andern kam auch ein Spatz mit seinen Jungen herangeflattert, um Leinsamen zu fressen, und da die Jungen noch ungewohnt waren, liessen sie sich auf die Erde nieder und pickten dort die Körnchen auf. Da belehrte sie die Alte und sagte zu ihren Jungen: „Kinder, fresst nicht von der Erde, pickt

doch von den Zweiglein. Was auf die Erde fällt, bleibt uns ja, aber die Pflanzen trägt man fort."

Als der Mann solches hörte, fing er an zu lachen; sein Weib, das eben Kuchen in den Ofen schob, sah es und fragte: „Worüber lachst du denn, du Schelm? siehst du etwas Sonderbares an mir?" — „Ich lachte nur so vor mich hin; den Grund kann ich dir nicht sagen, aber es betrifft dich gar nicht", antwortete der Mann. Nun, wer kennt nicht den Sinn der Weiber? Wer kommt von ihnen los, wenn sie nur das erste Wörtchen gehört haben! — Das Weib fing an den Mann zu quälen, fiel ihm um den Hals und flehte: „Sage doch, worüber du gelacht hast!" Der Mann konnte sich ihrer zuletzt nicht mehr erwehren und sagte zu ihr: „Bringe mir erst reine Kleider, dann sage ich es dir." Gut, das Weib brachte dem Manne Kleider, er zog sich um und streckte sich dann auf der Bank lang hin, wie man eine Leiche auf dem Bret gerade hinlegt. — Im Stalle waren fünfzig Hennen und ein Hahn; da sagte der Mann von seiner Bank aus zu dem Weibe: „Lass die Hühner frei, dass ich sie noch einmal in dieser Welt sehe, bevor ich sterbe." Er hatte sich nämlich darein ergeben zu sagen, warum er gelacht hatte, und er wusste, dass er dann sterben müsste; aber das Weib glaubte, dass der Mann nur Scherz treibe, weil er sonst auch ein lustiger Kauz war. Sie that desshalb, wie ihr der Mann geheissen, und liess die Hühner in die Stube. Als der Hahn mit seiner Schaar auf dem Fussboden stand, blähte er sich zwischen seinen Hennen auf und sagte stolz: „Kok — koko — ko, koo — kokok! seht, ich habe fünfzig Weiber und halte sie doch alle in Zucht; mein Hausherr hat dagegen nur eines, und auch dieses kann er nicht beherrschen; desshalb muss er jetzt sterben!" Der Mann, der alle Sprachen konnte, verstand auch die Worte des Hahnes und fand plötzlich seinen Entschluss überaus

thöricht. „Es ist wohl noch Zeit genug ans Sterben zu denken!" dachte er in seinem Sinn, sprang plötzlich von seiner Bank auf die Füsse und schrie sein Weib an: „Was stehst du hier noch so müssig? Deine Kuchen brennen an; eile schnell an die Arbeit, sonst kriege ich dich beim Schopf!" Zugleich griff er nach dem Zopf des Weibes; aber diese flüchtete eilig auf den Hof und von dort in den Stall; so blieben die Worte des Mannes ungesprochen, und er selber blieb am Leben. Das Weib fragte fortan nie mehr nach unnützen Dingen, sondern gehorchte dem Manne aufs beste; so lebten sie denn immer glücklich beisammen und nie mehr kam ein Streit zwischen ihnen auf. — Somit endet die Geschichte.

7.

Das geschwätzige Weib.

(Aus Karelen.)

Es waren einmal ein Mann und ein Weib. Das Weib war sehr geschwätzig, und was sie zu Hause erfuhr, das wusste sofort auch das ganze Dorf. Der Mann dagegen war ein guter Jäger und Fischer. Da geschah es, dass er einst auf einem seiner Streifzüge einen Schatz im Walde fand. Er fing nun an zu sinnen, wie er ihn ganz heimlich nach Hause schaffen könnte; denn sein Weib war so schwatzhaft, dass sie Alles wiedererzählte, was sie erfuhr. — Nun, wie sollte er sich da heraushelfen? — Er hatte an demselben Tage einen Hecht in der Reuse gefangen, und im Walde war ein Auerhahn im Sprenkel hangen geblieben; die beiden nahm er heraus und that jetzt den Auerhahn in die Reuse und den Hecht in den Sprenkel. Dann ging er nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Im Walde habe ich einen Schatz gehoben; morgen wollen wir das Geld

nach Hause holen.“ — „I, was du sagst! du hättest einen Schatz gefunden?“ rief das Weib aus und wollte schnell ins Dorf eilen, um es zu erzählen. Aber der Mann liess sie nicht, und da es Schlafenszeit war, legten sie sich zu Bette, sodass sie nicht mehr fort konnte.

Die Nacht verging; am Morgen machten sich die Beiden bereit den Goldschatz zu holen und gingen in den Wald hinaus. Als sie beim Wandern ans Ufer des Teiches kamen, sagte der Mann zu seiner Frau: „Warte ein wenig; ich glaube, da hat sich was gefangen.“ Und wie man den Fang besah, da steckte ein Auerhahn in der Reuse! Sie gingen dann eine kleine Strecke weiter, bis sie zu den Sprenkeln kamen; und siehe da! ein Hecht hatte sich im Sprenkel gefangen! Die Beute nahmen die Beiden mit und kamen bald an die Stelle, wo der Schatz lag. Den gruben sie aus und füllten ihre Tragkörbe mit dem Gelde; dann machten sie sich auf den Heimweg. — Als sie ins Dorf kamen und an den ersten Häusern vorübergingen, da brannte es schon dem Weibe auf der Zunge die Kunde zu verbreiten; doch der Mann hielt sie zurück. Bald konnte sie es aber gar nicht mehr aushalten, sondern bog in ein Gehöft ein; da ertönte plötzlich das Kläffen, Bellen und Heulen zankender Hunde auf dem Hofe, und der Mann rief seinem Weibe zu: „Geh nicht hin, liebe Frau; hörst du denn nicht, wie das Weib in dem Hause ihren Mann prügelt, dass er unter ihren Händen heult?“ Da erschrak das Weib und ging nicht hinein; nun konnte der Mann ruhig seinen Schatz nach Hause schaffen, ohne dass die Leute im Dorfe etwas davon erfuhren.

Nun, es verging wieder eine Nacht. Aber als der Tag kam, hielt es die Frau nicht länger im Hause aus; sie lief ins Dorf und ging gerade in das Gehöft hinein, in welches sie gestern hatte eintreten wollen. Dort begann sie eifrig ihre Geschichte zu erzählen: „Wir haben einen Schatz

gefunden, im Walde haben wir einen Schatz gefunden! Mein Mann fand ihn dort vorgestern Abend; aber es war schon so spät, und er meinte das Geld nicht mehr fortbringen zu können. Da sind wir gestern an die Stelle gegangen und haben zwei Lasten voll Geldes heimgebracht; die waren so gross, — solche Körbe.“ — „Sieh doch! wo habt ihr den Schatz gefunden?“ fragte der Hauswirth. — „Dort, dort! in dem Walde dort!“ erklärte eifrig das Weib. „Matti und ich wanderten allein durch den Wald und sahen erst nach den Fallen: da fand sich ein Auerhahn in der Reuse und ein Hecht im Sprenkel! die nahmen wir mit und gingen weiter . . .“ — „Du lügst!“ rief der Hauswirth. „Du lügst immer! Wann fängt sich ein Auerhahn in der Reuse und ein Hecht im Sprenkel? Das wird dir kein Narr glauben!“ — „Glaube du nur“, eiferte das Weib. „Wir haben den Schatz gefunden, wir haben ihn gewiss gefunden! Zwei Tragkörbe voll Geldes trugen wir gestern nach Hause und kamen gerade um dieselbe Zeit durchs Dorf, als dich dein Weib prügelte . . .“ — „Lass deine Lügen!“ schrie der Hauswirth erbost und packte das Weib am Ohre. „Wann und wo hat mich meine Frau jemals geprügelt? Alles hast du gelogen, nichts ist wahr an deinen Worten! Geh deiner Wege, sonst . . . !“ — Das Weib wusste sich keinen bessern Rath, als schleunigst nach Hause zu laufen. Sie hatte nie mehr Lust über ihres Mannes Geschäfte im Dorfe zu schwatzen, sondern ward vorsichtig und bedachtsam in allen ihren Reden. Somit endet die Geschichte.

8.
Der Aschenhans.
(Aus Karelen.)

Es war einmal ein alter Mann, der hatte drei Söhne: zwei waren anstellig und geschickt, der dritte, der jüngste,

war ein Aschenhans und ein Nichtsnutz. Der Vater, der schon alt und schwach wurde, hatte all sein Gut den Söhnen zum Bewirthschaften übergeben. Die zwei ältesten hielten auch Alles in schönster Ordnung, sodass man im Hause gut zurecht kam. Sie arbeiteten fleissig und waren beim Könige und bei Allen wegen ihrer Verdienste beliebt und wohlgelitten. Der Aschenhans dagegen — der mochte seinen Nacken zu keiner Arbeit beugen und lag lieber müssig auf dem Ofen, von wo er nur, schmutzig und russig, zum gemeinsamen Essen heranschlich. Freilich, wenn er wollte, konnte er gewandt und klug in Allem sein, besonders in seinen Reden. Der Vater liebte ihn und hielt ihn auch eben so hoch wie die Andern, worüber ihm seine Brüder sehr gram wurden. Sobald der Vater nicht zugegen war, zankten sie, schalten ihn wegen seiner Faulheit und Nichtsnutzigkeit, spotteten seiner und schimpften ihn Aschenhocker, Aschenhans und was ihnen gerade in den Sinn kam. Der Aschenhans kümmerte sich aber nicht darum, lachte über die Schimpf- und Spottreden seiner Brüder, kehrte sich auf seinem Ofen auf die andere Seite und warf ihnen nur hin und wieder irgend ein witziges Wort entgegen.

So vergingen Jahre. Der Vater war recht alt geworden. Er verfiel in eine schwere, lange Krankheit und fühlte das Nahen des Todes; da rief er seine Söhne noch einmal zu sich heran. Sie kamen; der Aschenhans kroch vom Ofen herab, um vom Vater Abschied zu nehmen. Der Alte betrachtete seine Söhne eine Zeitlang schweigend, dann kehrte er sich ganz zu ihnen und sagte mit Thränen im Auge: „Meine lieben Söhne! Ihr seht mich am Rande des Grabes, ich habe nicht viele Augenblicke mehr zu leben; ich gehe bald fort und lasse euch hier. Vor meinem Abscheiden will ich all mein Eigenthum zwischen euch ganz gleich vertheilen. Behaltet es und lebt stets in Liebe und Eintracht miteinander. Doch Eines hört noch, gedenkt daran,

was ich euch zuletzt sage: wenn ich todt bin, müsst ihr mich mit allen Ehren begraben und an meinem Grabe zu Gott für mich beten, Jeder der Reihe nach, während drei Nächten. Gedenkt daran, versprecht es mir!" — Die Söhne gelobten es unter strömenden Thränen, und der Greis sank in den Todesschlaf. Das Begräbniss ward mit allen Ehren gehalten, wie er es befohlen; nun blieb den Söhnen nichts weiter zu thun übrig, als am Grabe zu wachen, dann hatten sie ihr Versprechen gelöst.

Zuerst kam die Reihe an den Aeltesten; aber er fürchtete sich und wagte nicht in der Nacht allein auf dem Kirchhof zu wachen, darum sagte er zum Aschenhans: „Geh statt meiner an des Vaters Grab zu beten; ich muss eine Geschäftsreise unternehmen und bringe dir schöne Kleider mit."

Der Aschenhans hatte stets seinen Vater zärtlich geliebt und ging gern statt des Bruders an das Grab. Er betete dort während zwei Nächten, in der dritten grub er den Sarg aus dem Grabe, öffnete ihn und küsste den Leichnam seines Vaters. Der Alte setzte sich aufrecht, öffnete die Augen und sagte, als er Aschenhans erblickte: „Haben deine Brüder schon an meinem Grabe gebetet?" — „Nein", antwortete der Aschenhans. — „Beide nicht?" fragte der Vater. — „Nein", versicherte der Aschenhans. „Der älteste Bruder, an dem die Reihe gewesen wäre, fürchtete sich vor dem Kirchhofe und getraute sich nicht zu kommen; darum schickte er mich statt seiner." — „Mein lieber Sohn," sagte der Vater darauf zum Aschenhans, „geh heim. Auf dem Hofe findest du eine Quelle; wasche dich erst darin, dann geh hinter das Darrhaus, rufe dreimal mit des Bösen Stimme, wasche dich dann wieder und kehre zu mir zurück." — Der Aschenhans that also. Er ging nach Hause, fand auf dem Hofe die Quelle und wusch sich darin; da ward er so schön, dass es auf Erden keinen

Schönern gab. Er betrachtete sich eine Weile in der Quelle, voll Staunen über die eigene Schönheit; dann ging er hinter das Darrhaus und rief dreimal mit des Bösen Stimme, wie ihm befohlen war. Da erschien plötzlich ein schönes, schwarzes Ross, gesattelt und mit kupferbeschlagenem Zaumzeug; sein Wiehern und Traben konnte man drei Meilen weit hören und aus seinem Munde kam Feuer und aus den Nüstern sprühten Funken. Der Aschenhans besah das Pferd, streichelte es und schwang sich dann auf dessen Rücken, ritt zum Vergnügen etwas herum, kehrte dann zur Quelle zurück und wusch sich aufs neue. Sofort verschwand das Pferd und er selbst erhielt sein früheres Aussehen. Nun ging er wieder auf den Kirchhof und erzählte seinem Vater was geschehen war; dann scharrte er den Sarg wieder ein, nach des Alten Geheiss, und kehrte nach Hause zurück. Gleich fragten ihn die Brüder: „Was hast du gesehen? Haben sich die Gespenster gezeigt? Haben sie dir nicht etwas zu leide thun wollen?“ — „Nein!“ antwortete der Aschenhans kurz und kroch auf seinen Ofen.

Am Abend kam die Reihe an den zweiten Bruder das Grab zu besuchen. Aber auch er fürchtete sich und bat den Aschenhans statt seiner hinzugehen; er wollte ihm dafür schöne Stiefel schenken. Der Aschenhans ging auch jetzt wieder, betete drei Nächte lang an des Bruders Statt, und grub in der letzten Nacht den Vater wieder aus dem Grabe, betrachtete ihn und küsste ihn. Da setzte sich der Alte wieder aufrecht, öffnete die Augen und fragte: „Ist auch dein zweiter Bruder nicht gekommen?“ — „Auch er fürchtete sich und wagte nicht zu kommen“, antwortete der Aschenhans. — „Mein Sohn!“ sagte darauf der Alte, „geh nach Hause. Auf dem Felde findest du eine Quelle; wasche dich darin, geh dann ans Ende des Feldes und rufe drei Mal mit einer Mädchenstimme; wasche dich dann

aufs neue und komm wieder zu mir, erzähle mir, was dir begegnet ist.“

Der Aschenhans ging hin, fand die Quelle und wusch sich darin: da ward er so fröhlich, dass kein Leid und kein Kummer seinen frohen Sinn trüben konnte. Dann schritt er ans Ende des Feldes, rief dreimal mit einer Mädchenstimme, und siehe, ein schönes, wassergraues Ross, gesattelt und mit silbernem Zaumzeug, sprang ihm wiehernd entgegen, so dass das Traben sechs Meilen weit zu hören war; Feuer kam aus seinem Munde nnd Funken sprühten aus seinen Nüstern. Der Aschenhans besah das Pferd, streichelte es und schwang sich auf seinen Rücken. Nachdem er eine Weile geritten, kehrte er zur Quelle zurück und wusch sich darin aufs neue; da verschwand das Pferd und er selbst ward wie ehedem. Dann ging er zu seinem Vater zurück und erzählte ihm, was geschehen war; darauf bettete er den Alten wieder ins Grab und kehrte heim. Die Brüder fragten ihn gleich, was er am Grabe gesehen habe und ob es ihn nicht gegruselt? — „Nein“, antwortete der Aschenhans kurz, kroch auf seinen Ofen und legte sich schlafen.

Als der Abend herankam, war die Reihe an des Vaters Grabe zu beten am Aschenhans selber. Er stand in der Dämmerung auf und begab sich auf den Kirchhof. Drei Nächte hindurch betete er dort inbrünstig; in der dritten grub er wieder seinen Vater aus, öffnete den Sarg und küsste den Todten. Da richtete sich der Alte auf, öffnete die Augen, schaute den Aschenhans an und sagte: „Mein geliebter Sohn, geh zum drittenmal nach Hause. Auf der Wiese findest du eine Quelle; wasche dich darin und geh ans Ende der Wiese und rufe dreimal mit einer Männerstimme. Dann kehre wieder zur Quelle, wasche dich aufs neue und komm zu mir.“ Der Aschenhans that, wie ihm geheissen war. Er ging auf die Wiese, wo er die Quelle

fand; darin wusch er sich und stand plötzlich in goldglänzendem Gewande da. Dann trat er ans Ende der Wiese und rief dreimal mit einer Männerstimme, wie ihm befohlen war. Da sprang ihm ein schneeweisses Ross mit Goldsattel und goldnem Zaumzeug wiehernd entgegen; aus seinem Munde kam Feuer und Funken sprühten aus seinen Nüstern, und sein Wiehern und Traben konnte man neun Meilen weit hören. Der Aschenhans staunte das Wunder an; er betrachtete seine Goldkleider, betrachtete das schöne, weisse Ross, streichelte dessen Bug, schwang sich ihm auf den Rücken und ritt auf der Wiese umher. Nachdem er eine Weile auf und ab geritten, kehrte er zur Quelle zurück und wusch sich aufs neue; da verschwand das Ross und er erhielt seine alte Gestalt wieder. Darauf ging er auf den Kirchhof und erzählte dem Vater, was ihm begegnet war. Da sprach der Alte zum Aschenhans: „Was begehrst du, mein Sohn, für alle deine Liebe und Ehrfurcht und deinen Gehorsam gegen deinen todten Vater? Willst du ein Kaufmann werden, oder willst du unermesslichen Reichthum, dass du nie zu arbeiten brauchst? Oder wünschest du ewige Weisheit? — Wähle eine der Gaben und bette mich wieder in mein Grab; fortan werden wir einander nicht mehr sehen!" Der Aschenhans wählte die Weisheit, senkte seinen Vater ins Grab, schüttete es zu und ging nach Hause. Wieder fragten ihn die Brüder, was er gesehen, ob er sich nicht gefürchtet? Aber der Aschenhans sagte ihnen auch jetzt nichts, antwortete nur kurz: „Mir war nicht angst!" und streckte sich auf seinem Ofen aus.

Es vergingen einige Jahre. Die älteren Brüder hielten das Hauswesen in schönster Ordnung; doch der Aschenhans liebte nur seinen Ofen, lag stets darauf und kümmerte sich um nichts weiter auf der Welt. Die Brüder wurden ihm endlich gram, weil ihm der Vater einen gleich grossen Antheil vererbt hatte wie ihnen, und er ihn doch nicht

bearbeiten mochte. Einmal begaben sie sich auf eine Handelsfahrt und liessen den Aschenhans daheim mit der Weisung, den Frauen im Hause behülflich zu sein, für sie Wasser, Holz und Alles zu holen, was zum Haushalt nöthig wäre. Der Aschenhans war dazu erbötig und die Brüder zogen ab. — Am selben Tage war das Wasser im Hause zu Ende, und die Frauen drängten den Aschenhans, dass er welches hole. Er kroch von seinem Ofen herab, nahm die Stange, that an jedes Ende einen Eimer, nahm sie auf die Schultern und ging an den Strand. Dort schöpfte er die Eimer voll und setzte sich an den Rand des Eislochs, um zu ruhen. So sitzend, erblickte er einen grossen Hecht, der im Wasser schwamm. „Aha!“ dachte der Aschenhans vergnügt, „ich habe schon lange keinen frischen Fisch gekostet. Diesen Hecht will ich fangen!“ Schnell machte er eine Schlinge, warf sie um den Kopf des Hechtes und fing an zu ziehen, so viel er konnte. Er zog und zog, bis er den Kopf des Fisches aufs Eis hob; da fing der Hecht an zu flehen: „Thu das nicht! ziehe mich nicht hinauf, guter Mann, sonst muss ich sterben!“ — „Ich habe schon lange keinen frischen Fisch gegessen, und tödten will ich dich eben“, sagte der Aschenhans. — „Ach, tödte mich nicht“, flehte der Hecht, „tödte mich nicht! Ich will dir eine grosse Kraft verleihen, wenn du mich nicht tödtest; eine solche Kraft, dass du Alles, was du begehrst, sofort erlangen wirst.“ Dieses Versprechen dünkte dem Aschenhans gut; doch um die Wahrheit desselben zu erproben, wollte er die Wirkung dieser Kraft erst versuchen. Der Hecht verlieh sie ihm, indem er ihn belehrte: „Sage nur: Nach des Hechtes Lehr', nach eigenem Begehr! — dann geschieht Alles, was du willst.“ Der Aschenhans befahl mit diesen Worten den Eimern ungetragen heimzukehren, und im Nu waren sie fort. Da erlöste der Aschenhans den Hecht aus der Schlinge und erhielt von ihm die Kraft.

Darauf setzte er sich selber auf die Stange und sprach: „Nach des Hechtes Lehr', nach meinem Begehr, trage mich nach Hause!“ Und alsbald trug ihn die Stange fort und der Aschenhans gelangte auf seinen Ofen zum Schlafen. —

Am folgenden Tage war das Holz zu Ende, und die Frauen liessen dem Aschenhans keine Ruhe, dass er ihnen welches holen sollte. Endlich ging er, die Axt in der Hand, auf den Hof, setzte sich verkehrt in den Schlitten und sagte die Worte her, die ihn der Hecht gelehrt hatte. Da fing der Schlitten von selbst an zu laufen, dass es pfiff. Er fuhr und fuhr immer weiter, bis er an des Königs Lusthain kam. „Hier giebt es schöne Stämme, scheint mir!“ meinte der Aschenhans und liess die Axt „nach des Hechtes Lehr', nach eigenem Begehr“ die Bäume des Haines fällen. Die Axt hackte und hackte so, dass das Königsschloss davon erdröhnte. Das hörte der König und sandte sein Kriegsheer aus zu schauen, was im Haine geschah. Nun, als sie hinkamen und sahen, wie die Bäume von selbst fielen und sich ungetragen im Schlitten des Aschenhans zurechtlegten, wollten sie den Mann festnehmen. Aber der Aschenhans eilte in den Schlitten, sagte die Zauberworte und fuhr nach Hause, dass es nur so pfiff. Vergebens rannte ihm das Kriegsheer nach, sie mussten unverrichteter Sache ins Schloss zurückkehren. Als der König von ihnen den Hergang erfuhr, schickte er sogleich Kundschafter aus, die ihm Nachricht bringen sollten, wer der Mann in seinem Reiche sei, der solche Wunder zu thun vermochte; aber sie konnten es nicht erfahren.

Als der Aschenhans glücklich zu Hause angelangt war, liess er kraft seiner Zauberworte die Baumstämme sich von selber in einen Haufen ordnen und je nach Bedarf in die Stube kommen; aber, damit Niemand ihm das Holz vom Haufen stehlen könne, sprach er die Worte drüber: „Nach des Hechtes Lehr', nach eigenem Begehr wünsche ich, dass

jeder Fremde an euch kleben bleibe, der euch unbefugt berührt!" — Nun geschah es, dass die Nachbarn, welche das schöne Holz vor des Aschenhansen Hause liegen sahen, in der Nacht heranschlichen und die Scheite in die Hand nahmen, um sie zu betrachten; aber siehe da, die Leute blieben daran kleben. Da merkten sie, dass ihnen der Aschenhans diesen Streich gespielt hatte und flehten ihn an, dass er sie löse; das that er denn auch endlich. Aber die Nachbarn waren ihm dennoch gram und berichteten dem Könige von dem Diebstahl des Aschenhans. Nun ward der König froh, dass er endlich auf die Spur dieses lang gesuchten Mannes gekommen, und er liess den Aschenhans rufen; doch dieser kümmerte sich nicht weiter darum, obgleich ein Ruf nach dem andern an ihn erging. Endlich kam des Königs Vertrauensmann zu ihm und brachte einen Wein mit, davon schon wenige Tropfen genügten, um einen Mann sinnlos zu berauschen. Diesen Trank bot er dem Aschenhans an, denn er gedachte ihn im trunkenen Zustande zum Könige zu bringen. Aber der Aschenhans merkte wohl die List und sagte nur: „Nach des Hechtes Lehr', nach eigenem Begehr, möge ich davon nicht trunken werden!" — trank einen grossen Schluck von dem Weine, — und ging doch nicht zum Könige. — Endlich, nach einer Woche, versprach er doch von selber zu kommen; da kam er auf seinem Ofen liegend auf den Hof des Königs gefahren. Der König eilte lachend hinaus ihn zu begrüssen, redete ihn an und fragte: „Wie kommt es, Brüderchen, dass du auf einem Ofen fährst?" — „Nun, ich fahre eben!" erwiderte der Aschenhans, wischte sich ein wenig den Russ und den übrigen Schmutz aus dem Gesichte und antwortete dem Könige von Wort zu Wort immer weiser und witziger. Das gefiel dem Könige, und er ward nicht böse über des Aschenhans Reden. Nachdem sie eine Weile miteinander gesprochen, blickte der Aschenhans von ohngefähr zu dem

obersten Stock des Schlosses hinauf und sah dort des Königs Töchterlein sitzen, die zu ihm hinunterschaute. Des Mädchens wunderbare Schönheit entflammte das Herz des Aschenhans, welcher vor sich hinsprach: „Nach des Hechtes Lehr', nach meinem Begehr, möge diese für mich entbrennen!" — Eine Weile redete der König noch mit ihm, dann ward der Aschenhans entlassen.

Nach einiger Zeit kam grosse Sorge in des Königs Haus: sein Töchterlein ward von Tage zu Tage bleicher, und Niemand wusste die Ursache davon. Endlich gestand das Mägdlein selber den Grund ihres Kummers, aber sie wusste nicht, wer der sei, den sie liebte. Nun ging der König mit Eifer daran, seine Tochter zu verheirathen. Durch das ganze Reich sandte er Botschaft: bis zum dritten Tage sollte der Bräutigam gefunden sein. Derjenige sollte die Königstocher erhalten, welcher mit einem Sprunge ins oberste Stockwerk des Schlosses zu reiten vermochte, wo ihm das Mägdlein mit ihrem Ringe ein Erkennungszeichen auf die Stirn drücken wollte. Hoch und Niedrig versammelte sich im Schlossraum, um dieses Wunder zu versuchen; aber Alles umsonst! Kein Ross vermochte auch nur bis in den dritten Stock zu springen. Der Aschenhans allein hatte es noch nicht versucht. Als die älteren Brüder vom Schlosse heimkamen, waren sie sehr betrübt, dass sie nicht des Königs Töchterlein errungen hatten, und sagten zum Aschenhans: „Auch du bist gerufen. Geh hin, dann können doch die Leute lachen!"

Der Aschenhans erwiderte gar nichts und sann ein wenig nach. Da fielen ihm seine einstigen drei Rosse ein; er sprang vom Ofen und ging an die erste Quelle. Nachdem er sich darin gewaschen und hinter dem Darrhause mit des Bösen Stimme gerufen, erschien vor ihm das schöne, schwarze Ross, auf welches er sich schwang und nach dem Schlosse ritt. Aber er vermochte mit seinem

Pferde nur bis in den dritten Stock zu springen. Am andern Tage war er auch nicht glücklicher: sein zweites Ross konnte nur bis in den sechsten Stock springen. Am dritten Tage hatten Alle die schönsten Pferde herbeigeführt, so auch des Aschenhans Brüder, und Alle versuchten ihr Glück aufs neue; aber umsonst! es ging ihnen wie ehedem. Zu Hause angekommen, sandten die Brüder wieder spottend den Aschenhans aufs Schloss und sagten, er sei besonders eingeladen, da er ja an den andern Tagen nicht hingegangen sei.

Schnell sprang der Aschenhans vom Ofen und wusch sich in allen drei Quellen, sodass er von Schönheit strahlte. Dann stellte er sich ans Ende der Wiese und rief dreimal inbrünstig mit Männerstimme; da erschien alsbald das schöne, weisse Ross mit goldenem Zaumzeug. Er schwang sich darauf und ritt ins Schloss. Das versammelte Volk staunte und fragte, wer wohl dieser stattliche, schöne, goldgekleidete Mann sei auf so herrlichem, hellglänzendem Rosse, aus dessen Munde Feuer kam und aus dessen Nüstern Funken sprühten. Doch Niemand wusste es. Der Aschenhans ritt nur auf dem Schlosshofe auf und ab, streichelte sein feuriges, wieherndes Ross und wartete auf den Aufruf zum Springen. Da ertönte das Gebot. Der Aschenhans drückte dem Pferde die Sporen in die Weichen und sprang mit einem Satze bis ins neunte Stockwerk, wo die Königstochter am Fenster sass. Sie drückte ihm mit ihrem Ringlein ein Zeichen auf die Stirn, und der Aschenhans sprang wieder zurück. Darauf verliess die Volksmenge den Schlosshof und erwartete nun die Hochzeitsfestlichkeiten, um zu erfahren, wer der Glückliche sei, der die Königstochter zur Gemahlin errungen. — Man wartete und wartete auf die Wiederkehr des Bräutigams; es vergingen mehrere Tage, — aber er kam nicht. Endlich suchte man nach ihm im ganzen Reiche, doch umsonst: das Zeichen fand sich auf

keines Mannes Stirn. Nun, da keiner sonst übrig war, rief man auch den Aschenhans herbei, und zu seinem Schrecken fand der König auf dessen Stirn das Zeichen. Sein königliches Wort war ihm jedoch heilig, er konnte es nicht brechen und liess die Hochzeit feiern. Aber in seiner Nähe mochte er einen solchen Schwiegersohn nicht dulden: er liess ein Fass bauen, steckte seine Tochter und den Aschenhans hinein und liess es ins Meer stossen, ein Spielball den Winden.

Nun waren die Beiden in der Gewalt der Wellen. Das Fass rollte und rollte im Meere, bis es der Wind an den Strand trieb. Der Aschenhans fühlte das und rief: „Nach des Hechtes Lehr', nach eigenem Begehr, es zerspringe das Fass!“ Da barst es auseinander, und der Aschenhans gelangte mit seiner Gemahlin aufs Land. Es war eine schöne Insel, auf der ein Ueberfluss an Reben und Obstbäumen, Beeren, Blumen und besonders Rosen war. Ein herrlicher Wohlgeruch entströmte ihnen und Vögel zwitscherten in den Bäumen. Darüber ward der Aschenhans herzlich froh; er tröstete seine weinende Gemahlin und sagte dann: „Nach des Hechtes Lehr', nach eigenem Begehr, es erstehe ein Schloss hier mitten auf der Insel!“ — Alsbald entstand ein Schloss, und ein sehr schönes, vielstöckiges Schloss sogar. Darin lebten sie eine Zeit, wer weiss wie lange sie darin gelebt haben mochten, — da erwachte in ihnen die Sehnsucht, ihr altes Heim und alte Freunde wiederzusehen. Der Aschenhans sann darüber nach, wie sie von der Insel auf das feste Land gelangen könnten. Da erinnerte er sich der ihm vom Hecht verliehenen Zauberkraft, und er sagte ohne weiteres Besinnen: „Nach des Hechtes Lehr', nach eigenem Begehr, möge sich eine Brücke von der Insel bis zum Königsschloss ziehen!“ Und alsbald stand eine Brücke, und eine goldene sogar, über dem Meere.

Der Aschenhans flog darüber in sein altes Heim, be-

grüsste seine Brüder, die ihn schon lange für gestorben und verdorben gehalten, und erzählte ihnen seine Lebensschicksale. Dann ging er an die Quellen, wusch sich in jeder, rief seine drei Pferde herbei, schaffte sich „nach des Hechtes Lehr', nach eigenem Begehr“ einen goldenen Wagen und fuhr erst zu seinen Brüdern und dann zu seiner Gemahlin, die ihn auf der Insel sehnsüchtig erwartete.

In Liebe und Frieden lebten sie nun auf der Insel viele, viele Jahre. Der König, welcher stets den goldenen Wagen mit den schönen Pferden an seinem Schlosse vorbeifahren sah, liess auskundschaften, wer der mächtige Fürst sei, der so herrlich fuhr; aber Niemand wusste es. Zuletzt beschloss er ein grosses Festmahl zu halten; er lud alle Leute aus seinem Reiche dazu ein, auch der Aschenhans wurde gebeten. Das Fest wurde gefeiert. Der König meinte wohl seine Tochter zu erkennen, glaubte aber doch sich zu irren. Jedenfalls wollte er diejenigen strafen, die sich ohne seine Erlaubniss in seinem Reiche niedergelassen hatten, sie mochten sein, wer sie wollten. Der Aschenhans merkte bald aus des Königs Wesen, dass er etwas im Schilde führe, und war auf seiner Hut. Man ass und trank zur Genüge allerlei Leckerbissen und Früchte, und vor jedem Gast stand ein goldener Becher, nur vor dem Aschenhans nicht. Als der König merkte, dass er keinen Wein trank, sagte er: „Trinke, mein Freund, da du doch mein Gast bist!“ Der Aschenhans dankte und sagte, er habe keinen Becher, daraus er trinken könnte. „Alle haben einen Becher erhalten, selbstverständlich auch du“, rief der König zornig; „du hast ihn gestohlen!“ — Der Aschenhans wies heftig diese Anklage zurück; er hatte ihn nicht genommen. „Schon gut!“ sagte der König, „das wäre doch seltsam, wenn wir nicht Klarheit in die Sache bringen könnten!“ Er befahl genau die Taschen seiner Gäste zu untersuchen. Derjenige, bei welchem sich der Becher fand, sollte geköpft werden.

Man suchte und suchte bei Allen, aber der Becher fand sich bei Keinem. Zuletzt sagte der Aschenhans: „Ihr selber, hoher König, seid dem Tode verfallen; der Becher ist in eurer eignen Tasche.“ Man sah nach, und es war so. Der Aschenhans hatte „nach des Hechtes Lehr', nach eigenem Begehr“ den Becher dorthin gezaubert, obgleich ihn der König zum Aschenhans hatte stecken lassen, um diesem eine Schuld anhängen zu können. Da staunte der König, als sich der Becher bei ihm selber fand; er wunderte sich über die Massen und wusste nicht, wie das zugegangen war. Nun gab sich ihm der Aschenhans mit seiner Gemahlin zu erkennen und zeigte ihm das Zeichen an seiner Stirn. Der König verlieh ihm darauf Frieden und schenkte ihm das halbe Königreich. Dort mag der Aschenhans noch heutigen Tages leben. — So weit die Geschichte!

9.

Die wunderbare Birke.

(Aus Russisch-Karelen.)

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten eine einzige Tochter. Da geschah es, dass sich eines Tages eins ihrer Schafe verirrte, und sie gingen hin es zu suchen. Sie suchten und suchten, jedes an einer andern Seite des Waldes. Da kam eine Hexe der Frau entgegen und sagte: „Spuckst du, Elende, in meine Messerscheide; gehst du mir mitten durch die Beine, so verwandle ich dich in ein schwarzes Schaf!“ Das Weib spie nicht und ging ihr auch nicht durch die Beine, aber die Hexe verwandelte sie doch in ein Schaf. Sie selber nahm des Weibes Gestalt an und rief dem Manne zu: „Alter hoi! hoi Alter! Ich habe schon das Schaf gefunden!“ Der Mann glaubte, sie sei in der That sein Weib, und ging mit ihr nach Hause, frohen

Sinnes, dass er sein Schaf wiedergefunden. Als sie daheim waren, sagte die Hexe zum Manne: „Alterchen, jetzt müssen wir wohl dieses Schaf schlachten, damit es nicht wieder in den Wald läuft.“ Der Mann, der ein friedliebender, sanfter Geselle war, widersetzte sich dem nicht, sondern sagte nur: „Gut, lass uns das thun.“ Aber die Tochter hatte ihre Reden gehört, lief zur Schafherde und klagte: „O Mütterchen, man will dich schlachten!“ — „Nun, wenn sie mich schlachten“, erwiderte das schwarze Schaf dem Mädchen, „dann sollst du von mir weder die Fleischbrühe noch das Fleisch essen, sondern alle meine Knochen sammeln und am Feldrain begraben.“

Kurze Zeit darauf führte man das schwarze Schaf aus der Herde und schlachtete es. Die Hexe kochte daraus eine Erbsensuppe und setzte sie der Tochter vor. Aber diese gedachte der Mutter Warnung; sie ass nicht von der Brühe, sondern trug die Knochen an den Feldrain und begrub sie dort; und es wuchs eine Birke, eine wunderschöne Birke, aus ihnen heraus.

Einige Zeit war seitdem verstrichen, wer weiss wie lange sie so gelebt haben mochten — die Hexe hatte mittlerweile ein Kind geboren —, da fing sie an der Tochter des Mannes gram zu werden und diese auf alle Weise zu peinigen. Da geschah es, dass auf dem Königsschlosse ein grosses Fest gefeiert wurde, und der König liess alles Volk dazu einladen und verkünden:

„Kommt, ihr Elenden und Armen,
Kommt, ihr Lahmen angeritten,
Kommt, ihr Blinden all' im Nachen!“

Und man trieb alle Verstossenen, Gebrechlichen und Blinden zu des Königs Festmahl zusammen. Auch in des Mannes Hause machte man sich bereit hinzugehen. Die Hexe sagte zum Manne: „Alter, geh du voraus mit der Jüngsten; ich will der ältern Tochter Arbeit geben, damit

der Einsamen die Zeit nicht lang werde." Der Mann nahm das Kind und ging voraus; aber die Hexe heizte den Herd, warf einen Topf voll Gerste in die Asche und sagte zum Mädchen: „Wenn du nicht bis zum Abend die Gerste aus der Asche in den Topf gesammelt hast, werde ich dich fressen!" Dann eilte sie den Andern nach, und das arme Mädchen blieb weinend zu Hause. Sie versuchte wohl die Gerstenkörner zu sammeln, sah jedoch bald das Vergebliche ihrer Arbeit ein; da ging sie in ihrem Kummer zur Birke auf ihrer Mutter Grabe und weinte dort, weinte, dass ihre Mutter todt im Schosse der Erde ruhe und nicht mehr ihrem armen Kinde helfen könne. Mitten in ihrem Leide hörte sie plötzlich die Stimme ihrer Mutter aus dem Grabe, welche fragte: „Warum weinst du, mein Töchterlein?" — „Die Hexe hat Gerste in den Herd geschüttet und mir befohlen sie herauszusuchen", sagte das Mädchen; „darüber weine ich, lieb Mütterlein!" „Weine nicht!" tröstete die Mutter. „Brich einen Zweig von mir ab und schlage damit ins Kreuz über den Herd, dann ist alles in Ordnung." Das Mädchen that also. Sie schlug den Herd mit dem Birkenzweige: alsbald flogen die Gerstenkörner in den Topf, und der Herd ward rein. Darauf ging das Mädchen wieder zur Birke und legte den Zweig auf das Grab nieder. Die Mutter hiess sie dann an der einen Seite des Stammes sich baden, an der andern sich abspülen, und an der dritten Seite sich ankleiden. Als das Mädchen das alles gethan, war sie so schön geworden, dass es auf Erden keine schönere gab. Sie erhielt herrliche Kleider und ein Ross, dessen Haar zum Theil golden, zum Theil silbern, zum Theil noch kostbarer war. Das Mädchen schwang sich auf den Rücken des Pferdes und ritt pfeilschnell zum Königschloss. Als sie in den Schlosshof einbog, kam ihr schon der Königssohn entgegen, band ihr Ross an einen Pfeiler und führte das Mädchen hinein. Sie ging stets an seiner Seite durch die

Schlossgemächer, und alles Volk schaute sie an und staunte, wer und aus welchem Schlosse die wunderschöne Maid sei; aber keiner kannte sie, keiner wusste was von ihr. Beim Festmahl lud sie der Königssohn ein, neben ihm am obersten Ende der Tafel zu sitzen; aber die Tochter der Hexe nagte an den Knochen unter dem Tische. Der Königssohn sah sie nicht und dachte, es sei dort ein Hund; er gab ihr einen Fusstritt, dass ihr der Arm zerbrach.

Gegen Abend dachte des Mannes Tochter an die Heimkehr; aber da der Königssohn die Thürklinke mit Theer hatte einschmieren lassen, blieb des Mädchens Ring daran hängen. Sie gab sich nicht Zeit ihn abzulösen, sondern band eilig ihr Pferd vom Pfeiler und ritt pfeilgeschwind über die Mauern des Schlosses hinweg. Zu Hause angelangt, legte sie ihre Kleider an der Birke ab, liess ihr Pferd dort stehen und eilte schnell hinter ihren Ofen. Da kamen auch der Mann und die Frau nach Hause, und die Hexe sagte zum Mädchen: „Ach du armes Ding, da bist du ja; du hast nichts davon gesehen, welch ein Leben wir im Königsschlosse geführt haben! Der Königssohn hat meine Tochter herumgetragen, dabei ist dies arme Wesen heruntergefallen und hat sich den Arm gebrochen!" Das Mädchen wusste wohl wie sich die Sache verhielt, aber sie that, als wisse sie von nichts, und sass stumm hinter dem Ofen.

Am andern Tage wurden sie wieder zu des Königs Gastmahl geladen. „Hoi Alter!" sagte die Hexe, „zieh dich geschwind an, wir sind zu des Königs Fest gebeten. Nimm das Kind, ich will der Andern Arbeit geben, dass ihr die Zeit nicht lang werde." Sie heizte den Herd, warf einen Topf voll Hanfsamen in die Asche und sagte zum Mädchen: „Wenn du dies nicht in Ordnung bringst, die Samen alle in den Topf, werde ich dich tödten!" — Das Mädchen weinte bitterlich; dann ging sie zur Birke, wusch

sich an der einen Seite derselben, spülte sich an der andern und erhielt noch schönere Kleider und ein prachtvolles Pferd. Von der Birke brach sie einen Zweig ab, schlug damit den Herd, dass die Samen in den Topf flogen, und eilte dann ins Schloss. Wieder kam ihr der Königssohn entgegen, band ihr Pferd an einen Pfeiler und führte sie in die Festhallen. Beim Mahle sass das Mädchen neben ihm am obersten Ende der Tafel, wie gestern; aber die Tochter der Hexe nagte an Knöchelchen unter dem Tische. Da stiess ihr der Königssohn aus Versehen ein Bein entzwei; er hatte sie gar nicht bemerkt, da sie sich unter den Füssen der Leute herum trieb.

Des Mannes Tochter eilte wieder zeitig heim; aber der Königssohn hatte die Thürpfosten mit Theer bestrichen, und des Mädchens goldner Haarreif blieb daran hängen. Sie konnte ihn nicht mehr suchen, sondern schwang sich auf ihr Pferd und ritt pfeilgeschwind zur Birke. Dort liess sie ihr Ross und ihre Kleider und sagte zur Mutter: „Ich habe im Schlosse meinen Goldreif verloren; die Thürpfoste war getheert, da blieb er daran kleben!“ — „Und wenn du zwei verloren hättest,“ antwortete die Mutter, „ich würde dir schönere schenken!“ — Nun eilte das Mädchen nach Hause, und als der Vater mit der Hexe vom Fest heimkehrte, sass sie bereits hinter dem Ofen. Da sagte ihr die Hexe: „Du Arme! was siehst du hier, und was haben wir im Königsschlosse gesehen! Der Königssohn hat meine Tochter aus einem Gemach in das andere getragen; freilich hat er sie dabei fallen lassen, und mein Kind hat sich den Fuss gebrochen!“ — Des Mannes Tochter schwieg zu allem still und machte sich am Herde zu schaffen.

Die Nacht verging, und als es tagte, weckte die Hexe ihren Mann und sagte: „Ach Alter, stehe auf! man hat uns zum Königsmahl eingeladen.“ Nun, der Alte stand auf. Da gab ihm die Hexe ihr Kind und sagte: „Nimm

das Töchterchen; der andern gebe ich Arbeit, sonst wird der Einsamen die Zeit zu lang werden.“ Sie that wie sonst auch; diesmal schüttete sie ein Gefäss voll Milch in die Asche und sagte: „Wenn du dieses nicht bis zu meiner Rückkehr in Ordnung hast, dass die Milch wieder im Topfe steht, wird es dir schlecht ergehen!“ — Was sollte dem Mädchen jetzt noch angst sein? Sie ging zur Birke, durch deren Zauberkraft sie ihre Arbeit zu stande brachte, und ritt dann ins Schloss wie früher. Als sie in den Schlosshof kam, harrte der Königssohn ihrer schon und führte sie hinein. Da wurde sie wieder hoch geehrt; doch der Hexe Tochter sog an den Knochen unter dem Tische, wobei ihr ein Auge ausgestossen wurde, da sie sich unter der Leute Füssen herumtrieb. Des Mannes Tochter kannte auch jetzt Niemand, man wusste nicht, woher sie war; aber der Königssohn hatte die Thürschwelle mit Theer anstreichen lassen, und auf der Flucht blieben dem schönen Mädchen die Goldschuhe daran kleben. Das Mädchen kam zur Birke, kleidete sich dort aus und sagte: „Ach Mütterlein, ich habe meine Goldschuhe verloren!“ — „Mögen sie verloren sein!“ meinte die Mutter; „wenn du welche brauchst, gebe ich dir schönere.“ — Kaum sass das Mädchen wieder hinter dem Ofen, als auch schon der Vater mit der Hexe nach Hause kam. Alsbald fing die Hexe an das Mädchen zu höhnen und sagte: „Ach du Aermste! was siehst du hier, und was sahen wir im Königsschlosse! — Mein Töchterlein wurde wieder herumgetragen, fiel aber so unglücklich dabei, dass ihr das Auge ausgestossen wurde. Du hier, du dummes Ding, du weisst freilich von gar nichts!“ — „Ja, was sollte ich auch wissen?“ erwiderte das Mädchen. „Das Säubern des Herdes gab mir Arbeit genug.“

Der Königssohn hatte die Sachen, welche das schöne Mädchen verloren, aufbewahrt, und suchte nun eifrig die Eigenthümerin derselben auszukundschaften. Zu diesem

Zweck wurde auch am vierten Tage ein grosses Gastmahl gehalten und alles Volk auf das Königsschloss geladen. Auch die Hexe machte sich dazu bereit: ihrem Töchterlein band sie einen Wäscheklopfer an Stelle des Fusses, ein Kuchenholz anstatt des Armes an, ein Stückchen Pferdemist stopfte sie in die leere Augenhöhle, und ging mit ihr ins Schloss. Als alles Volk dort versammelt war, trat der Königssohn mitten unter den Haufen und sagte: „Welchem Mädchen dieser Ring an den Finger, dieser Reif um das Haupt geht und diese Schuhe an die Füsse passen, die soll meine Braut sein!“ — Nun wurde anprobirt und immer wieder anprobirt; aber keiner passten sie. — „Das Aschenbrödel ist nicht mitgekommen,“ sagte endlich der Königssohn; „holt auch sie herbei, dass sie die Sachen versuche.“ Da wurde das Aschenbrödel geholt, und der Königssohn wollte ihr die Schmucksachen reichen; aber die Hexe hielt ihn zurück und sagte: „Gieb sie nicht der, die alles mit Asche verunreinigt; gieb sie lieber meiner Tochter!“ — Nun, der Königssohn gab der Hexentochter den Ring; da feilte und schnitt die Frau den Finger ihrer Tochter so lange, bis der Ring ihr passte. Ebenso geschah es mit dem Goldreif und den Goldschuhen. Die Hexe liess es nicht zu, dass sie dem Aschenbrödel gereicht wurden; sie schabte und schnitzelte am Kopf und an den Füssen ihrer eigenen Tochter herum, bis sie ihr die Sachen anzwängte. — Was war dabei zu thun? — Der Königssohn musste wohl oder übel die Hexentochter zur Braut nehmen; er schlich jedoch mit ihr in das Haus ihres Vaters, denn er schämte sich mit einer so seltsam gestalteten Braut die Hochzeit im Königsschlosse zu feiern. Es vergingen einige Tage, da musste er doch endlich die Braut in sein Schloss führen und machte sich dazu bereit. Sie waren eben beim Abschiednehmen, als das Aschenbrödel, unter dem Vorwand in den Viehstall zu müssen, vom Ofen herabsprang, und

im Vorbeigehen dem Königssohne, der auf dem Hofe stand, zuraunte: „Ach du lieber Königssohn! Nimm mir nicht mein Gold, mein Silber!“ Da erkannte der Königssohn das Aschenbrödel; er nahm nun beide Mädchen mit und machte sich mit ihnen auf den Weg. Nachdem sie eine Weile gewandert waren, kamen sie an einen Fluss; der Königssohn warf schnell die Hexentochter als Brücke darüber und ging mit dem Aschenbrödel über dieselbe hinweg. — Da lag nun die Hexentochter als Brücke über dem Flusse und konnte sich nicht rühren, wenn sich ihr auch das Herz vor Leid verzehrte. Da sie nirgends eine Hülfe erblickte, sagte sie zuletzt in ihrem Jammer: „Es wachse ein goldener Schierling aus meinem Nabel heraus, vielleicht erkennt mich meine Mutter an dem Zeichen!“ Alsbald erhob sich eine goldene Schierlingsstaude aus ihr und stand auf der Brücke.

Nun, da der Königssohn die Hexentochter los war, begrüsste er das Aschenbrödel als seine Braut, und beide wanderten zur Birke, die auf dem Grabe wuchs. Dort erhielten sie allerlei Schätze und Reichthümer, drei Lasten voll Gold und ebenso viel Silber und ein schönes, herrliches Pferd, mit dem sie zum Königsschloss heimkehrten. — Dort lebten sie längere Zeit zusammen, da gebar das junge Weib dem Königssohne ein Kind. Alsbald wurde der Hexe erzählt, dass die Tochter einen Sohn bekommen habe: Alle glaubten nämlich, dass die Hexentochter die Gemahlin des jungen Königs sei. „Ei,“ meinte die Hexe, „ich muss doch dem Kinde die Zahngabe bringen!“ Damit machte sie sich auf den Weg. So kam sie denn an den Fluss und sah den schönen, goldenen Schierling mitten auf der Brücke stehen; da fing sie an ihn zu schneiden, um ihn dem Enkel mitzubringen; aber plötzlich ertönte eine Stimme, welche klagend rief: „Ach, Mütterchen, schneide mir nicht den Nabel ab!“ — „Bist du hier?“ forschte die Hexe. —

„Ja hier, mein Mütterlein!“ antwortete die Tochter. „Man hat mich als Brücke über den Fluss geworfen!“ — Schnell zertrümmerte die Hexe die Brücke, dass nur Splitter übrig blieben, und eilte ins Königsschloss. Als sie an das Bett der jungen Königin trat, fing sie gleich an sie zu beschwören und sagte: „Speie, du Elende, in meine Messerschneide, verhexe mir die Messerschneide, dann verwandele ich dich in eine Rennthierkuh des Waldes!“ — „Bist du schon wieder da, um mir Leid zuzufügen?“ sagte das junge Weib. Sie spie nicht und that auch nichts weiter, aber die Hexe verwandelte sie doch in ein Rennthier und schob ihre eigene Tochter dem Königssohne als Gemahlin unter. — Nun ward aber das Kind unruhig und schrie, weil es keine Milch mehr bekam. Man brachte es auf den Hof und suchte es auf alle nur denkbare Weise zu beschwichtigen; aber es weinte unaufhörlich. — „Was ist mit dem Kinde, dass es so ruhelos ist?“ fragte der Königssohn und ging zu einer weisen Wittfrau, um bei ihr Rath zu holen. — „Ei, dein eigenes Weib ist nicht daheim,“ sprach die Wittwe, „sie lebt als Rennthier im Walde; die Hexentochter hast du jetzt zum Weibe und die Hexe selber zur Schwiegermutter.“ — „Kann ich denn auf keine Weise mein eignes Weib aus dem Walde zurückerhalten?“ fragte der Königssohn. — „Gieb mir dein Kind“, antwortete die Wittfrau; morgen will ich es mitnehmen, wenn ich die Kühe in den Wald treibe; dort will ich mit den Espenblättern rascheln, mit den Birkenblättern ruscheln, vielleicht wird der Knabe ruhig, wenn er sich das ansieht.“ — „Ja, hole das Kind ab, nimm es mit in den Wald, dass es still werde“, sagte der Königssohn und führte die Wittfrau ins Schloss. „Wie, in den Wald willst du das Kind schicken?“ sagte die Hexe misstrauisch und wollte es nicht zugeben; aber der Königssohn beharrte bei seinem Befehl. Er sagte: „Geh mit dem Kinde im Walde herum, vielleicht beruhigt es sich dabei.“

Da brachte die Wittfrau das Kind in den Wald. Sie kam an ein Moor und gewahrte dort eine Rennthierherde; schnell fing sie an zu singen:

„Blauäuglein, Rothfellchen!
Komm den eignen Sohn zu säugen,
Nähre, den du selbst geboren!
Nimmer isst er von der Menschenfresserin,
Nimmer trinkt er von der Blutsaugerin;
Leckt nicht mal an ihren Brüsten,
Selbst nach einem Stosse nicht!"

Alsbald kam die Rennthierkuh heran, säugte und pflegte das Kind den Tag über; am Abend musste sie der Herde folgen und sagte zur Wittfrau: „Bringe mir morgen das Kind und dann noch einmal am folgenden Tage, dann muss ich mit der Herde weit fort in andre Länder ziehen."

Am nächsten Morgen ging die Wittfrau wieder ins Schloss, um das Kind abzuholen. Die Hexe widersetzte sich dem wohl, aber der Königssohn sagte: „Nimm es nur und geh mit ihm draussen herum. Der Knabe ist des Nachts doch ruhiger, wenn er Tags über im Walde ist." — Da nahm die Wittfrau das Kind auf den Arm und brachte es zum Waldmoor. Dort sang sie wie gestern:

„Blauäuglein, Rothfellchen!
Komm den eignen Sohn zu säugen,
Nähre, den du selbst geboren.
Nimmer isst er von der Menschenfresserin,
Nimmer trinkt er von der Blutsaugerin;
Leckt nicht mal an ihren Brüsten,
Selbst nach einem Stosse nicht."

Bald trat auch die Rennthierkuh aus der Herde heraus zum Kinde und säugte es wie Tags zuvor. Davon gedieh das Kind, dass es schön ward wie kein zweites. — Aber der Königssohn sann immer nach und sagte zur Wittfrau: „Giebt es denn kein Mittel das Rennthier wieder in einen Menschen zu verwandeln?" — „Ich weiss nicht recht", antwortete die Wittfrau. „Komm jedenfalls mit mir in den

Wald. Wenn die Frau die Rennthierhaut ablegt, will ich ihr den Kopf absuchen; während der Zeit magst du die Haut verbrennen.“ — Darauf gingen die Beiden mit dem Kinde in den Wald; kaum waren sie dort, als auch die Rennthierkuh erschien und das Kind wie an den früheren Tagen säugte. Da sagte ihr die Wittfrau: „Wenn du morgen weit fortziehst, werde ich dich nicht wiedersehen; lass mich dir zum Andenken ein letztes Mal den Kopf absuchen.“ Gut, das junge Weib streifte die Rennthierhaut ab und liess sich den Kopf von der Wittfrau reinigen. Während dessen warf der Königssohn die Rennthierhaut heimlich ins Feuer. — „Was riecht hier nach Versengtem?“ fragte das junge Weib, schaute sich um und erblickte ihren eigenen Gatten. „Weh, du hast meine Haut verbrannt! — Warum hast du das gethan?“ — „Um dich wieder zum Menschen zu wandeln.“ — „Ach, nun bin ich Arme ganz nackt!“ rief das junge Weib und verwandelte sich nacheinander in einen Spinnrocken, einen Wäscheklopfer, eine Spindel und was sonst noch sein mag. Aber der Königssohn zerstörte alle diese Gestalten, bis sie wieder als Mensch vor ihm stand. — „Ach, warum willst du mich mitnehmen, da mich doch die Hexe fressen wird!“ fragte das junge Weib. — „Sie wird dich nicht fressen“, antwortete ihr Gatte, und mit dem Kinde machten sie sich auf den Heimweg. Als sie im Schlosse angelangt waren, sagte der Königssohn zu seinen Dienern: „Macht ein Feuer unter dem Bade in einer Tiefe von drei Ellen, füllt Theer in die Grube, breitet ein braunes Tuch darüber und blauen Filz über die Stufen.“ Dann fragte er die Hexentochter: „Hast du nicht Lust ein Bad zu nehmen?“ Sie glaubte, dass er aus Freundlichkeit also fragte, und ging mit ihrer Mutter hin. Sie kamen ins Bad, traten auf die braune Decke und fielen plötzlich beide mitten in das Feuer und den Theer, drei Ellen tief hinab. Noch einmal erhob die Hexe von

dort aus den Finger, schlug auf die Erde und kreischte: „Es mögen Würmer auf die Erde kommen, Mücken in die Lüfte, den Menschen zur Qual und zum Schaden!“ — So lang ist die Geschichte.

10.

Das dem Meere entstiegene Mädchen.

(Aus Russisch-Karelen.)

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten einen Sohn und eine Tochter, welche beide wunderbar schön waren. Der Knabe ging ins Königsschloss und verdingte sich dort als Hirt; aber da die Schwester im Elternhaus geblieben war, verging der Bruder vor Sehnsucht nach ihr. Immer musste er an seine alte Heimat denken. Einmal, als er seine Herde weidete, zeichnete er sogar das Bild seiner Schwester auf einen Baumschwamm und nahm es mit aufs Schloss. Da traf es sich, dass der Königssohn das Bildniss erblickte, und da das Mädchen so liebreizend und schön war, dass man es nicht mit Worten aussagen, nicht in Versen besingen konnte, wollte er sie zum Weibe nehmen und sagte zu ihrem Bruder: „Hole deine Schwester her. Ist sie so schön wie ihr Bild, dann soll sie meine Gemahlin werden, und du sollst auch bei mir leben.“ Der Jüngling eilte nach Hause, trug die Werbung vor und drängte: „Nun musst du, Schwesterlein, als Braut zum Königssohn kommen; du wirst in dem Schlosse leben!“ Aber das Mädchen machte Einwendungen und sagte: „Erst wenn der Mahlstein, den mir Vater und Mutter gegeben, durch den Gebrauch zerkrümelt, erst dann, mein Bruder, will ich des Vaters Haus verlassen.“ — Da ging der Bruder hinaus und zerschlug den Stein; dann fügte er die Stücke wieder locker zusammen. Als das Mädchen zu

mahlen begann, barst der Stein auseinander. „Kommst du jetzt, Schwesterlein?“ fragte der Bruder. — „Noch nicht, mein Bruder“, antwortete das Mädchen. „Ich gehe nicht, ehe die Bank am Spinnrad, das mir Vater und Mutter gegeben, entzwei ist.“ Was war zu thun? Sobald die Schwester hinausgegangen war, zertrümmerte der Jüngling die Bank, und als das Mädchen zurückkam und zu spinnen anfing, brach das Spinnrad entzwei. — „Kommst du jetzt, Schwesterlein?“ — „Ich komme nicht, ehe der Mörser, den mir der Vater gegeben, durchstossen ist.“ Nun, der Bruder zerschlug auch den Mörser und fragte wieder: „Kommst du jetzt?“ — „Nicht eher komme ich, lieber Bruder, als bis ich die Schwelle meines Vaterhauses mit meinem Gewande abgenutzt habe.“ — Da zerbrach der Bruder auch die Schwelle, ohne dass es die Schwester wusste, und fragte aufs neue: „Kommst du nicht jetzt, Schwesterchen?“ — Nun musste sie doch endlich mit ihm gehen, kleidete sich in ihren besten Staat und machte sich mit dem Bruder auf den Weg.

Um ins Königsschloss zu gelangen, musste man über das Meer fahren, und die Geschwister wollten sich eben am Bootshafen einschiffen, als Pilkka, des Mädchens kleiner Hund, herangelaufen kam und mit in den Nachen verlangte. Das Mädchen hatte nicht das Herz ihn zurückzulassen und nahm ihn mit; darauf ruderten sie ab. Nachdem sie eine Strecke gefahren waren, sahen sie eine Hexe am Ufer stehen, die rief ihnen von der Spitze einer Halbinsel zu: „Nehmt mich mit auf die Reise, du Mannes Sohn, du Weibes Tochter!“ — „Sollen wir sie aufnehmen, Schwester?“ fragte der Bruder. — „Beileibe nicht!“ antwortete das Mädchen. „Nur Böses kommt vom Bösen, von des schlimmen Mannes Samen.“ — Man nahm die Hexe nicht auf, sondern ruderte weiter, bis in die Nähe einer zweiten Halbinsel. Dort stand schon dieselbe Hexe und rief wieder:

„Nehmt mich mit auf euren Weg!" — „Soll ich sie nicht aufnehmen, Schwesterlein?" — „Lass sie stehen!" sagte das Mädchen. „Nur Böses kommt vom Bösen, von des schlimmen Mannes Samen." — Nun, man nahm die Hexe nicht mit und ruderte weiter, bis sich eine dritte Halbinsel zeigte. Siehe, da stand schon wieder die Hexe und rief: „Nehmt mich mit!" Die Schwester wollte nichts von ihr wissen und rieth: „Nimm sie nicht auf!" Aber der Bruder meinte: „Lass uns das Weib mitnehmen! Gott selber, scheint es, führt sie uns zu!" Da kam die Hexe in den Nachen und setzte sich in die Mitte; kaum war sie drin, als sie den Geschwistern die Ohren verzauberte, dass sie ganz taub wurden. — Nachdem die Drei eine Strecke gefahren waren, sahen sie das Königsschloss aus der Ferne schimmern, und der Bruder, der am Steuer sass, sagte zur Schwester: „Erhebe dich, Schwester, von deinem Sitze, schmücke dich aufs beste, das Königsschloss ist sichtbar!" Das Mädchen, welches die Worte des Bruders nicht verstand, fragte von der Spitze des Bootes aus: „Was sagst du, mein trauter Bruder?" Die Hexe antwortete aus der Mitte des Nachens: „Das sagt dein trauter Bruder: Höre auf zu rudern und wirf dich ins Meer!" Das Mädchen warf sich freilich nicht ins Meer, aber sie legte die Ruder bei, und die Hexe ergriff dieselben statt ihrer.

Nach einer Weile sagte der Bruder zum zweiten Male: „Erhebe dich, Schwester, von deinem Sitze, schmücke dich fein, denn das Königsschloss ist nahe!" — „Was sagst du, trauter Bruder?" fragte die Schwester. Die Hexe erklärte es ihr: „Das sagt dein trauter Bruder: Nimm deine Schuhe ab, ziehe deine schönen Kleider aus und wirf dich ins Meer!" Das Mädchen zog ihre Kleider aus und gab sie der Hexe, aber sie warf sich diesmal doch noch nicht ins Meer. — Man fuhr eine Strecke weiter, da sagte der Bruder zum dritten Male: „Erhebe dich, Schwester, von

deinem Sitze, schmücke dich schön, wir sind gleich beim Königsschloss!" — Die Schwester verstand ihn wieder nicht und fragte: „Was sagst du, mein trauter Bruder?" — „Das sagt dein trauter Bruder", log ihr die Hexe vor; „stosse dir das Auge aus, zerbrich dir die Hand und wirf dich ins Meer!" — „Ach, ich muss wohl dem Gebot meines einzigen Bruders folgen", meinte das Mädchen und warf sich, nach dem vermeintlichen Befehl ihres Bruders, ins Wasser. Der Bruder entsetzte sich und wollte sie retten, aber die Hexe trat ihm in den Weg und sagte: „Sei du ruhig, ich sehe sie ja noch!" Dabei griff sie nach den Rudern, aber sie trieb das Boot nur immer weiter. Das Mädchen blieb weit zurück und versank ins Meer, dass man von ihr nichts mehr sah noch hörte. Was war dabei zu thun? Ohne Braut wagte der Jüngling nicht ins Schloss zu kommen, und er gedachte heimzukehren; aber die Hexe war schlau, sie beredete ihn und sagte: „Bringe mich ins Schloss und gieb mich für deine Schwester aus; dann bist du aller Angst los und wirst noch gar belohnt werden." Der Jüngling wusste kein besseres Rettungsmittel und ging, wenn auch ungern, auf den Vorschlag ein. Die Hexe zog die schönen Kleider des Mädchens an, um stattlicher zu erscheinen, und Beide, sie und der Jüngling, ruderten schnell vorwärts. Bald waren sie am Ziele. Der Königssohn eilte ihnen dort entgegen, um seine Braut zu begrüssen; aber als er die Hexe erblickte, die sehr hässlich war, fragte er rasch den Jüngling: „Ist diese deine Schwester?" — „Ja, sie ist es!" — Nun, der Königssohn nahm die Hexe zur Braut, weil er sein Wort gegeben, aber da sie durchaus nicht schön war, wie sie ihm doch geschildert worden, ward er auf den Jüngling zornig und sagte: „Da deine Schwester nicht schöner ist, so mögen meine Sclaven den Brautführer zu den Drachen und Schlangen werfen!" — Die Sclaven ergriffen ihn und warfen ihn dem

Otterngezücht zum Frass vor, wie sie es mit den Verbrechern zu thun pflegten. Als sie jedoch am folgenden Morgen nach ihm sahen, war er ganz gesund und munter. Da traten die Sclaven vor den Königssohn und sagten: „O Königssohn, das ist wunderbar! Sonst haben die Ottern und Drachen in einer Nacht einen Mann mit Haut und Haar aufgezehrt; und siehe, dieser ist gesund, und nur der älteste Drache betastet ihn mit seinen Tatzen!" — „Lasst gut sein; die Schlangen verschlingen ihn wohl bis morgen", antwortete der Königssohn und befahl am folgenden Morgen wieder nachzusehen.

Des Jünglings rechte Schwester, das schöne Mädchen, lebte mittlerweile auf dem Meeresgrunde, und der Sohn des Meerkönigs hatte sie zu seiner Braut erkoren. Sonst wäre sie dort sehr glücklich gewesen, denn sie war von Reichthum umgeben; aber sie trug Leid um ihren Bruder, der nun wohl vom Königssohne, der Hexe wegen, bestraft wurde. Das Mädchen nähte aus Gold und Silber eine schöne Mütze und erbat sich die Erlaubniss dieselbe dem Königssohn mit der Bitte überbringen zu dürfen, dass er den Jüngling aus dem Schlangenloch befreien wolle. Nun, man liess das Mädchen zum Königssohn ziehen, aber sie ward an silberne Ketten gethan, damit sie nicht entfliehen konnte. — Des Mädchens kleiner Hund, Pilkka, lebte noch. Den ganzen Tag war er in der Nähe des Schlosses herumgeirrt und hatte nicht gewusst, unter wessen Schutz er sich stellen sollte, da er seine Herrin nicht mehr fand und auch kein Essen bekam. Es ward Abend, und der Leib des armen Pilkka war recht dünn geworden; da lief das Hündchen an den Meeresstrand, an die Stelle, wo das Boot des Jünglings lag, trank etwas Wasser, um seine Hungerpein zu lindern, und legte sich dann ins Boot zum Schlafen. In der Nähe stand das Haus einer Wittwe, von dem aus eine steinerne Brücke ans Meer führte. Um Mitternacht entstieg

dem Meere das schöne entschwundene Mädchen, angethan mit Silberketten, deren Klirren man fünf Meilen weit hören konnte, und setzte sich an das Ende der Brücke. Sie war ebenso schön wie ehedem und hatte prachtvolle Kleider an, die wie Gold und Silber schillerten und glänzten. Da erblickte sie ihr Hündchen, das am Meeresstrande schlief, rief es herbei und steckte ihm die Mütze zwischen die Zähne, indem sie sagte:

„Pfeilchen, Pfeilchen, kleiner Pilkka!
Oeffne leise Pfort' und Thüren,
Dass die Schläfer es nicht spüren!
Dass die Pforten ja nicht schnarren,
Nicht die Thüren pfeifen, knarren,
Und die schwarze Kuh nicht brüllt;

und thue dem Königssohn diese Mütze unter das Kopfkissen. Vielleicht lässt er sich erweichen und errettet meinen Bruder aus dem Rachen der Drachen und Ottern!" Das Hündchen richtete den Auftrag aus: es schlüpfte leise in das Schloss und steckte die Goldmütze unter das Kopfkissen des Königssohnes, so leise, dass Niemand sein Kommen und Gehen merkte. Dann lief es an den Strand zu seiner Herrin zurück. Als das Mädchen den Hund kommen sah, fragte sie ihn aus:

„Pfeilchen, Pfeilchen, kleiner Pilkka!
Eile, gieb mir Kunde,
Sprich, wo weilt mein Bruder?"

Pilkka antwortete:

„Ach, Verderben droht dem Bruder,
Dort im bösen Drachengrunde!"

Wieder fragte das Mädchen:

„Bringst du Botschaft mir und Kunde
Aus des Liebsten Hause?"

Pilkka antwortete:

„Ach, dass ich dir Leid bereite!
Böse Hexe herrscht im Hause,
Schläft an deines Liebsten Seite!"

Das Mädchen fragte aufs neue:

„Sprich, was assen denn die Gäste
Auf der Hexe Hochzeitsfeste?
Auf dem Mahl der Menschenfresserin,
Beim Trinkgelag der Blutsaugerin,
Auf dem Fest der Langgeschwänzten?“

Pilkka antwortete:

„Ach, die Knochen nur vom Braten,
Und vom Fisch nur Kopf und Gräten.
Von den Rüben nur das Kraut,
Trockne Rinden, — dass mir's graut!“

„Kleiner Pilkka, komm noch in den zwei nächsten Nächten hierher an den Strand, ich brauche dich“, sagte das Mädchen, sprang von der Brücke ins Wasser und kehrte in des Meerkönigs Schloss zurück, wie sie es versprochen hatte.

Als der Königssohn am Morgen erwachte, erblickte er die Mütze unter seinem Kopfkissen; er erstaunte darüber und fragte: „Wie mag diese schön gearbeitete Mütze hierher gekommen sein?“ — Die Hexe sprang schnell mit einer Lüge ein und sagte: „Ist denn das so wunderbar? Du schläfst nur und faullenzest, während ich in der Nacht goldene Mützen für dich nähe.“ — Aber der Königssohn glaubte ihr nicht und dachte in seinem Sinn: „Dies ist nicht deine Arbeit; so etwas macht man nicht in einer Nacht!“ Man fragte die Diener, ob Jemand in der Nacht ins Schloss gekommen sei; doch niemand konnte die Sache erklären, und da sich kein Eigenthümer zu der Mütze fand, liess man die Angelegenheit ruhen. — Nun gedachte der Königssohn des Jünglings, den er in die Drachengrube hatte werfen lassen, und er befahl seinen Dienern dessen Knochen zusammenzusuchen; jetzt musste er doch wohl aufgefressen worden sein. Die Sclaven gingen hin nach dem Manne zu sehen, kamen aber wieder und berichteten: „Er ist doch nicht verzehrt worden; nur der älteste Drache

betastet ihn mit seinen Tatzen." — Das kam dem Königssohne denn doch zu sonderbar vor. Er begab sich zu der weisen Wittwe und sagte: „Ach du gute Wittfrau! Wie kommt es, dass der Mann, den ich unter die Schlangen und Drachen habe werfen lassen, von diesen in den zwei Nächten nicht angerührt worden ist, da doch sonst das Gewürm die Andern gleich in der ersten Nacht verschlungen hat?" — „Warum hast du ihn zu den Ottern werfen lassen?" fragte die Wittfrau. Der Königssohn antwortete: „Er ist ein schöner Knabe, und ich nahm ihn zum Hirten an. Da sagte er mir, dass er eine noch schönere Schwester habe, und ich begehrte sie zur Braut. Der Bruder brachte wohl die Schwester, diese ist aber so grundhässlich, dass ich den Betrüger zu den Drachen und Schlangen werfen liess; das Mädchen habe ich doch zum Weibe genommen, denn ich mochte mein Wort nicht brechen." „Diese ist ja gar nicht seine Schwester", sagte die Wittwe; „die rechte Schwester ist im Meere. Von dort hat sie dir die Mütze gebracht, damit du ihres Bruders schonen möchtest. Deine Braut ist eine Hexe." Nachdem er solches gehört, ging der Königssohn nach Hause und sann und grübelte den ganzen Tag, bis die zweite Nacht herankam.

Das Mädchen auf dem Meeresgrunde bat wieder um Erlaubniss, dem Königssohn eine Gabe bringen zu dürfen; sie nähte ein mit Gold und Silber verziertes Hemd, das wollte sie ihm schenken. Wieder wurde sie an eine silberne Kette geschlossen, dann liess man sie hinaufsteigen. Um Mitternacht kam sie aus dem Wasser, — fünf Meilen weit hörte man das Klirren, — und setzte sich auf die Brücke beim Wittwenhäuschen; ihre Kleider waren wunderschön und schimmerten golden und silbern. Das Mädchen sagte zu ihrem Hunde:

„Pfeilchen, Pfeilchen, kleiner Pilkka!
Oeffne leise Pfort' und Thüren,

Dass die Schläfer es nicht spüren,
Dass die Pforten ja nicht schnarren,
Nicht die Thüren pfeifen, knarren,
Und die schwarze Kuh nicht brüllt;

und thue dieses Hemd unter das Kopfkissen des Königssohnes.“ Pilkka fasste das Hemd mit den Zähnen und steckte es unter das Kissen des Königssohnes, wie ihm geheissen war. — Als der Königssohn am Morgen aufstand, bemerkte er das schöne Hemd und sagte: „Wer hat mir dieses goldene Hemd unter das Kopfkissen gethan?“ — „O du lieber Königssohn!“ sagte die Hexe. „Wenn ich auch selber schlafe, so wachen doch meine Hände. Dieses Alles habe ich für dich genäht und gestickt, während du schliefst und faullenztest.“ In diesem Augenblick eilten die Sclaven herein und riefen: „O gnädiger Königssohn! Der Mann in der Schlangengrube ist nicht todt, nur der älteste Drache betastet ihn mit seinen Tatzen!“ — „Gut, führt ihn heraus, da das Gewürm ihn nicht frisst“, befahl der König. Er schickte die Sclaven fort, zog das goldgestickte Hemd an und ging zur Wittwe, indem er sich sagte: „Diese Arbeiten hat mein Weib nicht gemacht; so etwas versteht sie nicht!“ Als er zur Wittwe kam, sagte er: „O du weise Wittfrau, wie erklärst du dieses Wunder, dass in der ersten Nacht eine goldene Mütze, in der zweiten ein goldenes Hemd unter mein Kopfkissen gerieth?“ — „Ist das nicht auch ein Wunder, mein Söhnchen,“ erwiderte die Wittwe, „dass um Mitternacht eine Jungfrau vor meinem Hause dem Meere entsteigt? Sie ist in ein golden und silbern schimmerndes Gewand gekleidet und ist so schön, so schön, dass man es nicht mit Worten aussagen, nicht in Versen ausdrücken kann. Dieses Mädchen bringt dir jedesmal eine Gabe mit. Sie ist wohl auch deine rechte Braut, und die du für dein Weib hältst, ist die Hexe!“

Da entstand im Herzen des Königssohnes ein heftiges Verlangen diejenige zu sehen, die ihm solche Gaben ge-

bracht hatte, und er sagte zur Wittwe: „Wie könnte ich mir wohl das schöne Mädchen zurückgewinnen, wenn sie wieder aus dem Meere steigt?“ — „Sie bringt dir noch eine letzte Gabe“, sagte die Wittwe; „doch dann muss sie beim Sohne des Meerkönigs, als dessen Gemahlin, bleiben. Geh du indessen in eine Schmiede und lass dir eine Sense und eine lange eiserne Kette schmieden. Wenn du das Mädchen aus dem Meere steigen siehst, so schlinge schnell die Kette um sie und zerschneide mit der Sense die Fesseln, die sie binden; lass die Jungfrau nicht los, welche Gestalt sie auch annehmen mag, sondern zerstöre alle, dann wird sie sich zuletzt wieder in einen Menschen verwandeln.“ — Schnell eilte der Königssohn in die Schmiede, liess sich dort eine Sense und eine Kette verfertigen und setzte sich damit an das Ende der Brücke, um das Mädchen zu erwarten. Er harrte dort eine Weile, doch sie kam nicht. Endlich um Mitternacht ertönte weithin das Klirren, und dem Meere entstieg eine Jungfrau, so wunderbar schön, wie kein Lied sie zu besingen vermag. Sie setzte sich an das Brückenende und sagte zu ihrem Hündchen: „Pfeilchen, Pfeilchen, kleiner Pilkka; bringe diese Hosen dem Königssohne!“ Da sprang der Königssohn aus seinem Versteck hervor, um die Jungfrau zu fangen, wie ihm die Wittwe gesagt hatte. Das Mädchen versuchte ins Meer zu springen, aber der Mann war auf der Hut; er warf ihr die Kette um, dass sie nicht fliehen konnte. Dann ergriff er die Sense und durchschnitt ihre silbernen Fesseln, welche klirrend ins Meer sanken. Das Mädchen wollte ihm auch jetzt noch entkommen und verwandelte sich in einen Wurm in der Erde, eine Mücke in der Luft, in eine Eidechse, einen Raben, eine Spindel, ein Kuchenholz und Andres mehr. Doch der Königssohn zerstörte alle diese Gestalten und ruhte nicht, bis sie wieder als Mensch vor ihm stand, so schön wie nur je. „Was wollt Ihr, o Königssohn, von

mir? Die Hexe wird mich doch fressen!" sagte die Jungfrau. — „Sei ruhig," tröstete der Königssohn, „die bleibt keine Woche mehr im Schlosse. Du aber kommst zu deinem Bruder, den habe ich schon begnadigt." Darauf führte er das Mädchen in das Haus der Wittwe, wo sie die Nacht zubrachten. Am Morgen liess er seine Braut im Schutze der Wittwe und ging in sein Schloss. Dort fragte ihn seine erste Braut: „Wo treibst du dich herum, mein Gemahl, dass du dein Heim verschmähst?" — „Aengstige dich nicht, ich lasse dich keine Woche mehr allein", sagte der Königssohn. Aber seinen Sclaven gebot er: „Heizt das eiserne Bad. An der Schwelle grabt eine drei Ellen tiefe Grube, giesst Theer darein und zündet es an; breitet dann eine braune Decke über die Grube, aber von der Schwelle bis an die Thür des Gemaches legt blauen Filz aus, und geleitet meine Braut darauf bis in das Bad." Die Sclaven richteten den Befehl ihres Herrn auf das genaueste aus, und geleiteten die Hexe ins Bad, wie man der Braut des Königssohnes zu thun pflegt. Der Eine trug ihr die Schleppe, der Andere führte sie an der Hand. Als sie an die Thür der Badestube kamen, sagte die Hexe: „So, nun brauche ich keine Begleitung mehr; von hier aus springe ich auf die Schwelle, und dann auf die Stufen." Aber die Sclaven sprachen ihr zu und sagten: „Schreitet nur weiter auf der braunen Decke, o einzige Braut des Königssohnes!" Da that die Hexe einige Schritte weiter, aber alsbald zog man ihr die Decke unter den Füssen fort, und sie fiel in die drei Ellen tiefe Grube, worin sie blieb. Im Fallen raufte sie sich das Haar aus und schrie: „Mein Haar werde zu Mückenschwärmen in der Luft, zu Würmern in der Erde, zu bösen Raupen, den Menschen zur ewigen Qual und zum Schaden!"

Da nun der Königssohn von der Hexe befreit war, ging er zur Wittwe und begrüsste das schöne, dem Meere ent-

stiegene Mädchen als seine rechte Braut, und im Schlosse wurde die Hochzeit gefeiert. Der Bruder des Mädchens wurde zum ersten Rath des Königs ernannt, und dieser gab ihm die Hälfte seiner Schätze, da er ihm eine so schöne Gemahlin zugeführt hatte. — So lang ist die Geschichte.

11.

Die neun Söhne des Weibes.

(Aus Russisch-Karelen.)

Es waren einmal drei Schwestern. Einst, als sie im Walde lustwandelten, plauderten sie über dieses und jenes miteinander. Die Aelteste sagte: „Ich kann aus drei Gerstenkörnern für ein ganzes Kriegsheer Speise bereiten.“ Die zweite Schwester sagte: „Ich kann aus drei Hanfbündeln für ein Kriegsheer Kleider gewinnen.“ Die dritte erklärte: „Ich werde in dreimaliger Schwangerschaft neun Söhnen das Leben schenken.“ Zufällig hörte der Königssohn, der sich im Walde befand, die Reden der Mädchen, und dachte in seinem Herzen: „Die muss ich heirathen, welche nach dreimaliger Schwangerschaft neun Söhnen das Leben schenkt!“ Er führte das Mädchen auf sein Schloss und machte sie zu seiner Gemahlin.

Die Beiden lebten eine Zeitlang zusammen, da ward das junge Weib schwanger und gebar drei Knaben, die so schön waren, so schön, dass man nicht ihres Gleichen auf Erden fand:

Golden waren ihre Hände,
Die Beine silbern bis zur Lende,
Wie Sonnenschein die Häupter glänzten,
Des Mondes Strahlen hell umkränzten
  Der Knaben weisse Stirne.
Von ihren Schultern strahlt der Himmelswagen,
Von ihren Achseln die Gestirne.

Nun wurde ein Sclave ausgesandt, eine Waschfrau zu suchen. Er war eine Strecke gegangen, als ihm eine Hexe begegnete und ihn anredete: „Wohin des Weges?“ — „Ich suche eine Waschfrau.“ — „Nun, nimm mich dazu!“ bat die Hexe. — „Gut, wenn du kommen willst“, sagte der Andere und wollte sie gleich mithaben. „Warte ein wenig“, sagte da die Hexe. „Ich will nur eben zu Hause hineinschauen, dann komme ich sofort.“ Der Sclave wartete auf sie; die Hexe holte aber schnell aus dem Walde drei junge Raben, verbarg sie in ihrer Schürze und ging dann mit dem Sclaven ins Schloss. Dort führte man die Hexe zu den Kindern, dass sie dieselben waschen sollte; aber kaum war das Weib mit der jungen Mutter allein, als sie die Knaben versteckte und an ihre Stelle die jungen Raben that. Dann rief sie aus: „Nun, hier ist auch was Rechtes zu waschen, an solchen elenden Rabenjungen!“

„Dem sei wie es wolle: führt auf jeden Fall mein Weib in die Badstube“, antwortete der Königssohn. Im Herzen grämte er sich aber doch, dass sein Weib anfing ihm Rabenjungen zu gebären. Die junge Königin wurde in die Badstube gebracht, wie befohlen war; während dessen trug die Hexe geschwind die drei Königsknaben aufs freie Feld, auf eine grüne Wiese und steckte sie dort unter einen weissen Stein.

Im Schlosse führte man das alte Leben weiter, und nach einiger Zeit ward die junge Königin zum zweiten Male schwanger. Sie gebar wieder drei Söhne, die ganz wunderbar schön waren, denn:

Goldig schimmerten die Hände,
Die Beine silbern bis zur Lende,
Wie Sonnenschein die Häupter glänzten,
Des Mondes Strahlen hell umkränzten
 Der Knaben weisse Stirne.
Von ihren Schultern strahlt der Himmelswagen,
Von ihren Achseln die Gestirne.

Wieder sandte man Boten aus, eine Waschfrau zu suchen, und auch diesmal kam ihnen die Hexe entgegen und bot sich zu diesem Dienste an. Die Boten wollten sie nicht annehmen; aber die Hexe bog in einen Seitenweg ein und kam ihnen aufs neue entgegen mit den Worten: „Nehmt mich zur Waschfrau!“ — Diesmal erkannten die Boten sie nicht als das abgewiesene Weib und wollten sie gleich mitnehmen. „Wartet ein wenig, lasst mich erst zu Hause mal nachschauen“, sagte die Hexe darauf. Sie lief eilends in den Wald und holte dort drei Krähenjungen, die sie aufs Schloss mitbrachte. Als sie zu der jungen Königin hineingelassen worden war, wusch sie wohl die Kinder, versteckte sie jedoch geschwind und trug statt ihrer die Krähenjungen in der Schürze in das königliche Gemach hinein und sagte ärgerlich: „Lohnt sich's denn solches Zeug zu waschen, das sind ja elende Krähenjungen!“ Doch der Königssohn befahl, dass man sein junges Weib trotzdem gut pflegen sollte, und sagte: „Wie dem auch sei, führt sie in die Badstube.“ — Die Hexe passte auf, und sobald man die junge Königin ins Bad brachte, lief sie eilend mit den Kindern auf das freie Feld, auf die grüne Wiese und steckte sie unter den weissen Stein, worunter schon die vorigen Knaben lagen.

Der Königssohn trug aber doch im tiefsten Herzen Leid um die Sache, und wusste nicht, wie dem abzuhelfen sei, dass ihm seine Gemahlin solche Kinder bescheerte. Die junge Königin wiederum ertrug Alles geduldig und wagte nichts zu erklären, aus Furcht, dass die Hexe ihr etwas anthun möchte; die Krähenjungen pflegte sie als ihre eigenen Kinder. — Was nun weiter? Nach einiger Zeit vergass der Königssohn sein Leid, und die junge Königin ward zum dritten Male schwanger. Als ihre Stunde kam, gebar sie drei Knaben, alle so wunderbar, so schön, dass:

Golden schimmerten die Hände,
Die Beine silbern bis zur Lende,
Wie Sonnenschein die Häupter glänzten,
Des Mondes Strahlen hell umkränzten
Der Knaben weisse Stirne.
Von ihren Schultern strahlt der Himmelswagen,
Von ihren Achseln die Gestirne.

Man sandte die Boten aus, eine Waschfrau zu suchen, und es erging ihnen, wie früher. Die Hexe kam ihnen wieder entgegen und fragte: „Wohin des Weges?“ — „Eine Waschfrau zu suchen.“ — „Nun, nehmt mich“, sagte die Hexe. Doch die Boten wollten erst nicht dran und gingen weiter; aber die Hexe bog seitwärts ein und kam ihnen wieder entgegen mit demselben Angebot. — „Nun, wenn du kommen willst, so komm“, sagten die Boten und gingen auf ihren Vorschlag ein. Die Hexe wollte nur erst geschwind zu Hause nachsehen; sie that drei Elsterjungen in ihre Schürze und ging damit aufs Schloss. Man führte sie zur jungen Mutter hinein, aber diese hatte heimlich zwei ihrer Knaben in ihrer Haube versteckt, und es war nur ein Kind da, als sich die Hexe zum Waschen anschickte. Das Weib verwunderte sich nicht wenig darüber, wohin die anderen gekommen sein mochten, und sagte: „Ihr habt doch stets drei Kinder auf einmal geboren, wie ist denn jetzt nur eines da?“ — „Ja, Gott hat mir nur dieses eine beschieden, nur dieses einzige“, sagte das junge Weib, und die Hexe musste sich damit zufrieden geben. Sie wusch den einen Knaben und versteckte ihn; aber die Elsterjungen trug sie ins königliche Gemach und rief zornig: „Ist da was zu waschen an diesen Teufeln, an diesen unnützen Elsterjungen!“ — „Nun, es sei, was es sei!“ sagte der Königssohn. „Führt meine Gemahlin ins Bad.“ — Als man die junge Mutter ins Bad brachte, lief die Hexe geschwind mit dem einen Knaben, den sie aus dem Versteck hervorgeholt, ins freie Feld, auf die grüne Wiese, und verbarg ihn unter dem weissen Steine.

Während dessen sann der Königssohn darüber nach, was er seiner Gemahlin anthun sollte, da sie ihm nur junge Vögel gebar. Nachdem er lange nachgesonnen, entschloss er sich doch sie zu verderben, und als man das junge Weib aus dem Bade brachte, liess er es in ein eisernes Fass stecken und dem Meere preisgeben, damit ihn nicht wieder ein solcher Kummer treffen sollte. — Da trieb nun das arme Weib auf dem Meere umher, drei lange Jahre rollte das Fass auf den Wogen dahin; die Söhne, welche die junge Mutter heimlich in ihrer Haube mitgenommen hatte, wuchsen heran, und bald ward ihnen die Zeit in ihrem finstern Gefängnisse lang. Plötzlich merkten sie, dass das Fass auf etwas aufstiess; was es war, wussten sie nicht, — wie sollten sie es denn wissen, da sie im Fasse drin waren? — sie hörten nur, wie das Fass an einen Gegenstand anprallte. Da beteten die Knaben zu Gott und sagten angstvoll: „O lieber Gott, zerbrich unser Fass, dass wir deine Sonne sehen, an deiner Luft uns freuen können!“ Kaum hatten sie diese Worte ausgesprochen, als das Fass in die Breite getrieben wurde und in zwei Hälften zerbarst; wie sich das Weib und die Knaben umschauten, merkten sie, dass sie sich auf einer Insel befanden. Sie dankten Gott für seine Hülfe, und wanderten dann auf der Insel herum. Aber die Knaben beriethen sich miteinander: „Wie in aller Welt sollen wir hier leben? Die Insel ist ja ganz öde!“ In diesem Augenblick schwamm ein Hecht ans Ufer und rief: „Schlitzt mir den Bauch auf, ihr lieben Knaben!“ — „Nein, das thun wir nicht!“ sagte der eine Knabe. „Warum sollte ich dich tödten?“ — „Thue es nur“, beredete ihn der Hecht; „was in meinem Bauche steckt, das ist eben drin.“ Doch der Knabe wollte noch immer nicht daran, ihm den Bauch aufzuschlitzen, bis der Hecht endlich sagte: „Thut doch, was ich begehre. In meinem Leibe steckt eine blaue Mütze und ein Tuch, die

werden euch von Nutzen sein. Wenn ihr die Mütze ergreift und damit kreuzweise auf die Erde schlagt, ersteht an der Stelle ein Gebäude; oder wenn ihr am Ufer ins Wasser schlagt und sagt: Es möge sich von hier eine Brücke bis ans Schloss ziehen, dann steht sie sofort da. Aber das Tuch müsst ihr gut aufheben, und wenn ihr in Gefahr gerathen solltet, wird es euch daraus helfen." — Nun, sie thaten nach des Hechtes Gebot, und als sie mit der Mütze hinschlugen, erhob sich auf der Insel ein Gebäude, so schön, so schön, dass man es nicht mit Worten ausdrücken kann; und vom Ufer zog sich eine steinerne Brücke bis zu des Königs Schlosse.

Was konnte ihnen weiter fehlen? Die Drei lebten nun, wie man es in jedem Hause thut. Aber das Gebäude auf der Insel glänzte wie ein Stern über das Meer, und im Königsschlosse wunderten sich die Leute, wer wohl in solch einem Hause wohnte, aber sie konnten es nicht erfahren. Eines Tages begab sich's, dass ein Bettler am Ufer herumstrich; da entdeckte er die steinerne Brücke, die sich über das Meer zog, und wanderte darüber hin. Er schritt immer weiter, bis er die Insel erblickte, von der aus ihm ein Sternenglanz entgegenstrahlte. Er ging darauf zu, erreichte die Insel und schaute nun das goldig glänzende Haus, in dessen Hof er eintrat. Er wollte sehen, wer darin wohnen mochte, und siehe da, er fand dort ein junges Weib mit ihren zwei Söhnen. Sie gaben dem Bettler zu essen und zu trinken und hielten ihn gut, wie einen Gast. Als er fortging, begleiteten ihn die Knaben bis an die Brücke. Der Alte kehrte zum Festlande zurück und wandte sich dem Königsschlosse zu, dessen Hof er bald erreichte.

Der Königssohn sass am Fenster seines Gemaches und schaute sich das Volk an, das sich auf dem Schlosshofe bewegte; da bemerkte er den Bettler unter dem Haufen und fragte ihn: „Woher kommst du, Alter?" — „O, mein

gnädiger König!“ antwortete der Bettler, „wenn du wüsstest, woher ich komme, du würdest nicht länger im Hause sitzen!“ — „Nun, wo warst du denn?“ fragte der Königssohn aufs neue. Da erzählte der Alte: „Ich wanderte von deinem Schlosse ans Ufer und bemerkte dort eine steinerne Brücke, die übers Meer führt. Ich ging über dieselbe hin, und nachdem ich eine Strecke gewandert, kam ich auf eine Insel. Auf der Insel stand ein Gebäude und darin hausten ein junges Weib und ihre zwei Söhne, alle drei so schön, so schön:

Golden waren ihre Hände,
Die Beine silbern bis zur Lende,
Wie Sonnenschein die Häupter glänzten,
Des Mondes Strahlen hell umkränzten
  Ihre weisse Stirne.
Von ihrer Schulter strahlt der Himmelswagen,
Von ihren Achseln die Gestirne.

Man gab mir dort reichlich zu essen und zu trinken und hielt mich so gut, als wärest du selber ihr Gast; und als ich fortging, begleiteten mich die Knaben noch ein Stück Weges.“

Beim Anhören dieser Erzählung fuhr es dem Königssohne blitzschnell durch den Sinn: „Wie, sollte es nicht meine Gemahlin sein, die auf der Insel mit ihren Söhnen lebt?“ „Auch ich habe schon darüber nachgedacht,“ sagte er dann, „was das für ein Schloss sein mag, welches wie ein Stern herüberglänzt; aber ich wusste nicht, wer darin wohnt. Wie könnte ich wohl dorthin gelangen, dass ich die Bewohner der Insel zu sehen bekäme?“ — „O, du kannst leicht hinüberkommen“, sagte der alte Bettler; „die Brücke ist so gut, wie es keine zweite giebt, und wenn du Lust hast, will ich dir als Führer dienen.“ — Darauf gingen die Beiden längs der Brücke auf die Insel, der Bettler voran. Der Königssohn sah das Haus, ging hinein und begrüsste die Bewohner desselben. Er verweilte eine Zeitlang bei

ihnen, man sprach über dies und jenes; endlich fragte der Königssohn: „Sagt doch, aus welchem Lande seid ihr hierhergerathen?“ Die Knaben antworteten: „Sieh, aus jenem Lande!“ und erzählten ihm dann ihre Schicksale. Als sie geendet, brach der Königssohn in Thränen aus und sagte: „Ich bin schuld an euren Leiden; ihr seid meine Kinder!“ Darauf umarmte er die Mutter der Knaben und rief: „Du bist mein Weib! Ich bin ja dein Gatte, und diese Knaben sind meine Söhne!“ Die Freude über dieses Wiedererkennen war so gross, dass kein Vers es beschreiben, kein Wort es ausdrücken kann. Endlich sagte der Königssohn: „Kommt mit mir, meine Söhne, in das Schloss, wo ihr geboren seid!“ Er nahm sein Weib und die Knaben mit sich und alle begaben sich auf den Weg. Der eine Knabe zog die Mütze aus seiner Tasche, schlug damit an das Haus, — und dieses verschwand sofort; ebenso auch die Brücke, nachdem sie über dieselbe gegangen waren und er mit der Mütze daran geschlagen hatte. Im Königsschlosse wurde aber ein grosses Fest gefeiert, aus Freude darüber, dass der Königssohn seine Gemahlin und seine Söhne wiedergefunden hatte.

Nun lebten sie vergnüglich weiter. Der eine Tag ging, der andre kam, und Glück und Friede herrschte im Hause des Königssohnes. Einst jedoch hörten die Knaben von ihrer Mutter, dass sie noch andere Brüder besessen hatten, welche von der Hexe bei Seite geschafft worden waren. Da ergriff die Knaben eine brennende Sehnsucht nach ihren Brüdern; sie hielten es nicht länger zu Hause aus, sondern baten stets die Mutter: „O Mutter, die du uns geboren, lass uns ausziehen, die Brüder zu suchen!“ Die Mutter wollte sich nicht von ihren einzigen Kindern trennen und versuchte, sie von ihrem Vorhaben abzubringen; sie sagte: „Geht nicht, meine Söhne, solche Wege! Ihr könntet dabei umkommen!“ Aber die Knaben quälten sie und gaben ihr keine Ruhe, bis sie endlich einwilligte und sagte: „Nun,

wenn euer Sinn danach steht, so zieht aus, meine Söhne! Gott sei mit euch!“ Die Knaben machten sich nun auf den Weg; aber zuvor melkte die Mutter Milch aus ihren Brüsten und bereitete süsse Brödchen daraus, die sie ihren Söhnen zur Wegzehrung mitgab. Die Knaben wanderten fort, wanderten Tage lang dahin; da sahen sie einst eine Möwe auf der Spitze einer Tanne sitzen. Nun entstand ein Streit zwischen den Brüdern. Der eine sagte: „Ich will doch die Möwe von dort wegschiessen!“ und legte die Armbrust auf sie an. Aber der andre hielt ihn zurück und meinte: „Lass das Schiessen sein. Warum willst du den Vogel tödten? lebend ist er doch schöner.“ Trotzdem wollte der erste seine Ambrust abschiessen; da redete die Möwe selbst ihn an: „Schiesse mich nicht, mein Knabe; ich kann dir viel nützen.“ Der Knabe wunderte sich über die Rede der Möwe und liess die Armbrust sinken; aber bald bereute er dieses wieder, meinte: „Was kannst du mir Gutes thun?“ und zielte aufs neue auf die Möwe. „Tödte nicht einen so schönen Vogel!“ bat der andere Bruder, und der Knabe schoss nicht ab; doch die Lust war zu gross, und er legte zum dritten Male an. Er wollte eben abschiessen, als die Möwe ihn wieder anredete: „Schiesse mich nicht, mein Knabe, ich kann dir viel Gutes thun?“ — „Was könntest du mir Gutes thun?“ meinte der Knabe, liess aber doch die Armbrust sinken. — „Sieh, du kannst nicht wissen, was euch auf der Wanderschaft begegnen mag“, antwortete die Möwe von der Tannenspitze. Der Knabe mochte sie nun nicht mehr ängstigen, und das Schiessen unterblieb. Die Brüder wanderten weiter. Nach einer Weile gelangten sie an das Ufer eines Meeres und blieben rathlos davor stehen. „Wie kommen wir nur hinüber?“ fragte der junge Schütze. „Das kommt davon!“ meinte der Bruder eifrig, „warum hast du die Möwe geängstigt! Habe ich dich denn nicht gewarnt?“ „Ja, gewiss hätte

ich sie auch geschossen, wenn du, Feigling, mich nicht daran verhindert hättest!" sagte der Andere zornig. „Nun mag die Möwe uns zu Hülfe kommen, wie sie versprochen! Wenn sie wirklich uns nützen will, so möge sie uns über das Meer ans andere Ufer tragen!"

Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als die Möwe herangeflogen kam; sie liess sich nieder und sagte: „Steigt auf meinen Rücken, ihr Knaben, dann will ich euch übers Meer tragen." Die Knaben thaten es, und die Möwe flog mit ihnen auf. Sie flog und flog und stieg immer höher gen Himmel, bis sie endlich fragte: „Wie gross erscheint das Meer eurem Auge?" — „Nicht grösser als ein Eimerdeckel", antworteten die Knaben. Da senkte sich der Vogel schnell herab und tauchte mit ihnen ins Meer, sodass sie nass wurden; dann stieg er wieder auf, noch höher als das erste Mal, und fragte aufs neue die auf seinem Rücken Sitzenden: „Erscheint das Meer eurem Auge noch gross?" — „Wie ein Sieb nur, grösser nicht", antworteten zitternd die Knaben. Da stürzte sich die Möwe zum zweiten Male mit ihnen ins Meer, sodass ihnen das Wasser über den Köpfen zusammenschlug, und stieg dann wieder in die Lüfte. Als sie in grösster Höhe war, fragte sie: „Wie gross erscheint das Meer eurem Auge?" — „Wie eine Bratpfanne nur, nicht grösser", antworteten die Knaben. Pfeilschnell liess sich nun die Möwe mit ihnen hinab und tauchte noch tiefer ins Meer als die ersten Male, sodass die Knaben in immer grössere Angst geriethen; doch bald flog sie wieder auf und stieg nicht mehr hoch in die Luft, sondern strich unten hin und brachte die Knaben endlich ans Ufer. Dort liess sie sie von ihrem Rücken absteigen und sagte dann zu dem, der sie hatte schiessen wollen: „Als du auf mich die Armbrust anlegtest, mein Knabe, da war mir gerade so angst wie dir, als ich zum ersten Male mit euch untertauchte. Wie du zum zweiten und dritten Male auf mich zieltest,

ward mir so schrecklich zu Muthe, dass ich den Himmel nicht mehr über mir sah; ebenso erschien dir das dritte Untertauchen am furchtbarsten. Nun habe ich mein Wort gehalten, da ich euch übers Meer getragen habe; geht jetzt, wohin es euch gelüstet!“

Die armen Knaben wanderten nun nach eigenem Gutdünken weiter und irrten lange Zeit in fremden Ländern umher. Sie gingen und gingen, und wussten nicht wohin. Da erinnerte sich der eine Knabe des Tuches, das ihnen der Hecht gegeben hatte, und er sagte zu seinem Bruder: „Der Hecht hat uns ja ein Tuch gegeben und gemeint, dass es uns nützen würde; möge es uns jetzt aus der Noth helfen!“ Mit diesen Worten nahm er das Tuch aus seiner Tasche und liess es dahinflattern. Kaum hatte er das Tuch losgelassen, als es vor ihnen her immer weiter flatterte, während sie demselben folgten. Sie mochten schon eine gute Strecke gegangen sein, als sie in einen dichten Fichtenwald traten; dort sass ein Riesenvogel auf einer Fichte und redete die Brüder an: „Wohin geht ihr, liebe Knaben?“ — „Wir sind ausgezogen, unsere Brüder zu suchen,“ sagten die Beiden; „weisst du nicht, wo wir sie finden könnten?“ — „Das weiss ich freilich nicht,“ antwortete der Vogel; „aber wenn ihr noch eine kurze Strecke von hier weiterwandert, dann kommt ihr an ein Gehöft; dort werdet ihr vielleicht erfahren können, wo eure Brüder sind.“

Die Knaben dankten dem Vogel für die Auskunft, liessen das Tuch vor sich herflattern und folgten demselben, bis sie an das bezeichnete Gehöft gelangten und dort in die Stube traten. Ein Weilchen sassen sie drin, da fragte sie die Hauswirthin: „Woher seid ihr, ihr Fremdlinge?“ „Wir kommen von dort und dort“, sagten die Knaben. „Wir suchen unsere Brüder; könntet Ihr es uns wohl sagen, wo sie weilen?“ — „Ganz gewiss sind eure Brüder in diesem Lande“, sagte die Hausfrau. „Sieben Knaben fliegen hier

[illegible] Aber zeigt [illegible] Selbst ihr [illegible] herauskommen. Dann eilt schnell hinaus auf den Hof und verbrennt die Schwanenbälge, so werden eure Brüder ihre Menschengestalt behalten."

Wie sehr erfreuten die Worte der Hauswirthin das Herz der Knaben! Sie plauderten mit ihr, bis der Abend herankam. Endlich, als es finster geworden war, ging ein Rauschen durch die Luft, und ein Schwarm Vögel liess sich auf dem Hofe nieder. Das Schwanengefieder ward draussen abgelegt, und in ihrer Menschengestalt traten die Brüder herein. Dort staunten sie sofort, meinten, in der Stube sei ein „Muttergeruch", und fingen an, jeden Winkel zu durchsuchen. Die Beiden waren aber auf ihrer Hut und eilten

hinaus. Auf dem Hofe ergriffen sie die Schwanenbälge und verbrannten sie zu Asche, wie ihnen die Hauswirthin geheissen. Doch der Brandgeruch drang in die Stube hinein, und die Anderen wunderten sich und sagten: „Was riecht hier nach Versengtem?“ und alle stürzten hinaus um danach zu sehen. Als sie ihr Gefieder zu Asche verbrannt fanden, erschraken sie sehr, liefen zur Hauswirthin zurück und riefen: „Wie seltsam, liebe Frau, dass unser Gefieder verbrannt worden ist!“ — Zugleich traten auch die beiden Knaben in die Stube, und die Anderen wendeten sich zürnend gegen sie: „Was seid ihr für Gesellen, dass ihr unsere Bälge verbrannt habt?“ — „Ach, wir sind es ja, eure Brüder!“ sagten die Beiden. „Eine gute Spanne Zeit haben wir auf der Wanderung verbracht, euch zu suchen. Endlich haben wir euch gefunden!“ Nun ging ein Fragen und Erkennen los und die Brüder umarmten einander in ihrer Herzensfreude. Sie erzählten einander ihre Lebensschicksale, und so verging die Nacht, bis der Tag zu dämmern begann. Da nahmen sie Abschied von der Hauswirthin und machten sich alle zusammen auf den Heimweg. Bevor sie fortgingen, suchten die zwei Knaben die Muttermilchbrötchen hervor, reichten sie den Brüdern und sagten: „Kostet diese Brötchen, die mit unsrer Mutter Milch bereitet sind.“ Die Andern kosteten sie und sagten: „Es ist gar lange her, seit wir der Mutter Milch getrunken haben; wir mussten dahingehen, als wir sie kaum geschmeckt hatten.“ Sie liessen wieder das Tuch dahinflattern und folgten ihm, bis sie an das Königsschloss gelangten, wo ein Jubel ausbrach, der sich nicht mit Worten beschreiben lässt. Der König war so voll Staunen, dass er nicht wusste, wohin mit seiner Freude, und die Heimkehr der Söhne ward mit einem Fest gefeiert, das viele Tage dauerte. — So weit geht die Geschichte.

[illegible]

Das Märchen einer Hexe.

[illegible]

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten zwei sehr schöne und gut gerathene Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Mann, der sehr alt war, erkrankte plötzlich und starb. Bald nach seinem Tode fing auch die Frau an hinzusiechen und ward so schwach, dass sie ihr Ende nahen fühlte. Auf ihrem Sterbelager ermahnte sie ihre Kinder und sagte: „Lebt einig miteinander, meine lieben Kinder! ich muss euch nun verlassen.“ Kaum hatte ihnen die Mutter Lebewohl gesagt, als sie auch todt hinsank. Der Jüngling und das Mädchen blieben in ihrem alten Hause wohnen und lebten in herzlicher Eintracht bei einander.

Nach und nach ward es dem Bruder doch zu einsam, und er gedachte zu heirathen. Er sagte zu seiner Schwester: „Segne mich zur Fahrt, Schwesterlein: ich will mir ein Weib suchen!“ — „Ei, heirathe nur, lieber Bruder, heirathe!“ sprach ihm die Schwester zu und wünschte ihm Glück auf die Fahrt. Der Bruder nahm Abschied von seiner Schwester und ging auf die Wanderung. Da kam ihm von ohngefähr eine Hexe entgegen und trug sich ihm zum Weibe an. Der Mann kannte sie nicht, nahm sie zu sich und führte sie in sein Haus. Eine Zeitlang lebten sie alle in schönster Eintracht, wie man es nicht besser wünschen konnte. Obgleich der Bruder ein Weib besass, hatte er die Schwester ebenso lieb wie früher und liess sie im Hause schalten und walten, wie sie es für gut hielt. Aber das war der Hexe nicht nach dem Sinn; die ärgerte sich, dass man sie nicht die Wirthschaft führen liess. Einst wollte der Mann in den Wald gehen und nahm erst Abschied von seiner Schwester mit den Worten: „Segne mich, Schwesterlein,

auf den Weg; ich will hinaus in den Wald.“ — „Ei, gehe du nur, lieber Bruder, gehe!“ antwortete die Schwester; so ging der Mann hin und sagte seinem Weibe nichts von seinem Vorhaben. Da ward die Hexe noch zorniger, weil er ihr nichts anvertrauen mochte, und nährte den Hass gegen die Schwester in ihrem Herzen. Was nun thun? — Während der Mann im Walde war, lief die Hexe in den Viehstall und tödtete darin die Kühe, Schafe, Pferde und Alles; und als sie den Mann heimkehren sah, lief sie ihm ans Thor entgegen und rief: „Bitte du nur ein andermal um den Segen deiner Schwester! Während deiner Abwesenheit hat sie die Kühe, Schafe, Pferde und alles, was im Gehöft ist, getödtet!“ — „Mag sie die Thiere tödten!“ antwortete der Mann, „sie waren ja ihr eigen.“ Er kümmerte sich nicht weiter um die Sache.

So verging eine Zeit, bis der Mann sich wieder einmal in den Wald begeben musste und seine Schwester um ihren Segen bat, ohne seinem Weibe etwas von seinem Vorhaben mitzutheilen. Da ging das Weib hin und zerbrach alles Geschirr im Hause; nur eine Tasche und einen Korb aus Birkenrinde und einen Löffel liess sie übrig. Als der Mann aus dem Walde heimkehrte, rannte sie ihm entgegen und sagte: „Bitte du ein andermal um deiner Schwester Segen! Sie hat jetzt alles Geschirr zerschlagen und hat nur eine Tasche und einen Korb aus Birkenrinde und einen Löffel übrig gelassen!“ Doch der Mann machte sich nichts aus der Sache und meinte nur: „Mag sie Alles zerschlagen! es ist ja ihr eigen.“

Es vergingen einige Tage, da nahm der Mann wieder Abschied von seiner Schwester und ging wie sonst auch in den Wald ohne seinem Weibe etwas davon zu sagen. Diese hatte zu der Zeit einen Sohn geboren; sie tödtete ihr Kind auf ihrem Schoosse und beschuldigte vor ihrem heimkehrenden Manne die Schwester dieses Verbrechens, indem

sie sagte: „Das bringt dir der Segen deiner Schwester! Während du fort warst, hat sie deinen einzigen Sohn, den ich eben geboren habe, getödtet!“ Diesmal ergrimmte der Bruder endlich über seine Schwester, da er wirklich glaubte, dass sie sein Kind erschlagen habe, und er erwiderte traurig: „Wie sollen wir die Elende bestrafen? Sollen wir sie tödten, da sie sich so vergangen hat?“ — „Wir werden schon eine Strafe aussinnen“, meinte das Weib; „wir wollen mit ihr Beeren suchen und ihr dabei die Hände abhauen; dann mag sie so verstümmelt im Walde bleiben.“ Der Mann war so traurig, dass er seinem Weibe nichts darauf erwidern konnte; er liess ihr den Willen. Darauf ruderten alle Drei auf eine Insel, um Beeren zu pflücken. Sie sammelten eine Zeitlang, da sagte endlich der Bruder zur Schwester: „Schwesterlein, komm an den Strand; wir haben den Nachen nicht ans Ufer gezogen, und ich fürchte, der Wind könnte ihn forttreiben.“ Die Schwester ging mit dem Bruder an den Strand und versuchte den Nachen heraufzuziehen; aber im selben Augenblick ergriff ihr Bruder die Axt und hieb ihr die Hände am Bootrande ab. Dann verliess er das arme verstümmelte Mädchen auf der wüsten Insel und ruderte heim mit seinem Weibe.

Das arme verlassene Mädchen konnte nicht an einem Flecke bleiben, so lange noch Leben in ihr war; sie wandelte in ihrem Leide auf der Insel umher und irrte dort im Walde herum. Nachdem sie eine Strecke gegangen, kam sie an einen wunderschönen Hain, der voll von den verschiedenartigsten Obstbäumen war; sie trat durch die Einzäunung hinein und setzte sich in den Schatten der Bäume, um zu ruhen. In diesem Haine lebte sie mehrere Tage lang am Stamme eines Baumes; wenn sie hungrig war, schnappte sie mit dem Munde nach den süssen Beeren, die rundherum wuchsen, und wenn die Vögel das Obst von den Bäumen frassen, ergriff sie mit ihren Handstum-

meln die Schalen, welche dabei herunterfielen. So fristete sie ihr Dasein. Der Hain, in welchen das Mädchen gerathen war, gehörte einem Königssohne. Einstmals träumte diesem Königssohne in einer Nacht, dass er im Haine lustwandelte und dort ein wunderschönes Mädchen fand. Als er am Morgen erwachte, entsann er sich des Traumes und eilte in den Hain, in dem er lange nicht gewesen war. Er wandelte dort unter den Bäumen und siehe! da erblickte er ein junges Mädchen, welches im Schatten sass und hin und wieder mit dem Munde Beeren abriss.

Der Königssohn wunderte sich, wer die Fremde in seinem Lustgarten sein mochte. Er begrüsste sie freundlich und fragte: „Bist du ohne Hände, oder blind, oder taub, du holdes Mädchen, dass du hier so verlassen sitzest?“ Aber das Mädchen erschrak beim Anblick des Königssohnes so heftig, dass sie nichts erwidern konnte, sondern sich zwischen den Büschen versteckte. Der Königssohn ging ihr nach und schaute sie genauer an; da erkannte er sie als die Jungfrau, die er im Traume gesehen. Sie war sonst vollkommen schön, nur fehlten ihr die Hände und sie sah gar traurig aus. Der Königssohn sprach desshalb das Mädchen liebreich an, und sie verlor allmählich ihre Scheu vor ihm und erzählte ihm, wie man ihr die Hände abgehauen und sie beim Umherirren in den Hain gerathen war.

Als das Mädchen geendet, trat der Königssohn ganz nahe zu ihr und sagte: „Mein holdes Mägdlein, wie viel Leid hast du getragen! Komm mit mir; ich bringe dich auf mein Schloss und du sollst meine Gemahlin werden!“ Doch das Mädchen antwortete: „O Königssohn, spotte meiner nicht! Du redest ja doch nicht die Wahrheit!“ — „Ei, gewiss rede ich die Wahrheit“, versicherte der Königssohn; „komm doch mit mir, süsses Mädchen, komm!“ Immer noch zögerte das Mädchen und bat: „O spotte meiner nicht, mein König!“ Aber der Königssohn bat und

flehte so lange, bis das Mädchen nachgab und mit ihm zu gehen versprach. Da trug der Königssohn das händelose Mädchen in sein Heim. Als die Beiden im Schlosse angekommen waren, ging der Jüngling zu seinen Eltern und sagte: „Vater, Mutter, gebt mir euren Segen in die Ehe, da mir Gott eine so wunderschöne Braut zugeführt hat!“ — Was nun? die Eltern sahen, dass das Mädchen nicht nur schön, sondern auch sittsam war, und gaben ihre Einwilligung zur Heirath ihres Sohnes. Die Hochzeit ward auf dem Schloss gefeiert und der Königssohn erhob das Mädchen, das er im Haine gefunden, zu seiner Gemahlin.

Sie lebten eine geraume Zeit in Glück und Wonne miteinander, und Alle im Schlosse bewunderten die Schönheit und Tugend des jungen Weibes. Ein so schönes und sanftes Wesen hatte man noch nie im Schlosse gesehen; schade nur, dass die Aermste ohne Hände war! Da geschah es, dass der Königssohn in dringenden Kaufgeschäften in ein anderes Schloss reisen und sein junges Weib verlassen musste, obgleich dieses schwanger war. Auf dem Wege übernachtete er zufällig in dem Gehöft, in dem sein Weib geboren worden war, und wo deren Bruder und die Hexe miteinander lebten wie ehedem. Nachdem sie eine Zeitlang in der Stube gesessen, fragte die Hexe: „Ist dem Reisenden ein Bad gefällig?“ — „Ei, dem Wanderer würde ein Bad gewiss wohlthun!“ meinte der Königssohn und begab sich in die Badstube. Während dessen kam eine Botschaft vom Schlosse an den Königssohn, dass sein junges Weib einen Sohn geboren habe, der so schön, so schön sei, dass auf Erden nicht seines Gleichen zu finden sei.

Golden waren seine Hände,
Die Beine silbern bis zur Lende;
Das Haupt von Sonnenschein erglänzte,
Das Mondlicht hell die Stirn umkränzte.
Von seiner Schulter strahlt der Himmelswagen,
Des Himmels Sterne von der Achsel,
Der Siebenstern auf seinem Rücken.

Den Brief mit dieser Nachricht nahm die Hexe dem Boten ab, öffnete und las ihn schnell durch, und wie sie erfahren hatte, was er enthielt, warf sie ihn in den Feuerherd und schrieb einen neuen Brief, in welchem gemeldet wurde, dass die junge Königin einem jungen Hunde das Leben gegeben habe. Da kam der Königssohn aus dem Bade, las den gefälschten Brief und ward so traurig, dass er bitterlich weinen musste und lange nicht reden konnte. Endlich sandte er die Botschaft heim: „Mein Weib mag geboren haben, was es auch sei; erhaltet sie bis zu meiner Heimkehr am Leben, sowohl die Mutter wie die Brut.“ Wieder wusste die Hexe auch diesen Brief aufzufangen, den sie ebenfalls ins Feuer warf. Statt dessen sandte sie ein gefälschtes Schreiben, worin befohlen wurde, ohne Verzug Mutter und Kind in ein Fass zu stecken und ins Meer hinauszuwerfen. Der Bote eilte mit diesem Briefe aufs Schloss und gab ihn dort ab. O welch eine Trauer rief er im Königshause hervor! Alles Volk trug Leid um das junge Weib und selbst der alte König weinte, als er zu seiner Schwiegertochter sagte: „Meine Tochter, es ist befohlen worden, dich mitsammt deinem Kinde in einem Fasse ins Meer zu werfen. Selbst ich kann dich, Arme, nicht retten, sondern muss dieses Gebot erfüllen lassen, ob mir auch das Herz dabei bricht!“ — Die junge Königin trauerte gewiss auch über ihr hartes Loos, dass sie mit ihrem schönen Kinde im Fass sterben sollte; aber sie unterwarf sich dem Gebot ihres Gatten. Der alte König liess nun ein grosses eisernes Fass bauen, das er aufs beste ausstattete; dann wurde das junge Weib mit dem Kinde hineingesteckt und ins Meer gestossen.

Das Fass schaukelte auf den Wellen hin und her, wogte drei Jahre lang umher, und des Weibes Kind wuchs heran. Plötzlich stiess das Fass auf etwas auf; immer wieder stiess es auf, und die Beiden im Fasse wussten nicht, was die

Ursache davon war. Der Knabe fragte endlich: „Mütterlein, hast du nicht irgend eine Nadel? Ich möchte damit ein Loch in die Seite des Fasses bohren, um hinausschauen zu können, woran wir anstossen!" — „Da hast du eine Nadel", sagte die Mutter und reichte zum Scherz eine solche ihrem Sohne hin. Kaum hatte er sie in den Händen, als er eifrig zu bohren begann, und bohrte und bohrte, bis er ein Loch in der Seite des Fasses fertig hatte. Durch dieses Guckloch schaute er hinaus und sah einen Stein im Meere, gegen welchen das Fass immer anprallte. Eifrig sagte er zur Mutter: „Ich will doch dem Fass den Boden ausstossen, Mütterlein, dann kommen wir endlich aus dieser engen Behausung hinaus und können auf den Felsen steigen." „Stosse nicht den Boden aus, mein Sohn, sonst fallen wir ins Meer!" warnte die Mutter; doch der Knabe hatte schon das Fass zerschlagen, und Mutter und Sohn retteten sich auf den Felsen. — Aber was sollten sie nun anfangen? Der Felsen war öde, und plötzlich erhob sich eine grosse Schaumwelle, welche den Stein überfluthete und den Knaben mit fortschwemmte. Die arme Mutter sah mit bitterem Leid, wie ihr einziger Sohn in den Wellen verschwand; und sie konnte doch nichts thun, mit grosser Anstrengung erhielt sie sich selber auf dem glatten Steine. Da flehte sie zu Gott und rief: „O mein Gott, willst du mir nicht an den Strand helfen, da du mich doch am Leben gelassen hast!" Und wieder erhob sich eine riesengrosse Sturzwelle, welche das Weib von dem Felsen fortspülte, es auf dem Rücken an das feste Land trug und an den Strand warf.

Da sass nun das arme Weib in seinem tiefem Kummer und wusste weder aus noch ein, da es das öde Ufer nicht kannte. Von ohngefähr bemerkte sie einen Hecht, der dem Strande zu schwamm und sich dabei zwischen den Steinen verirrte, sodass er sich nicht mehr hinausfand. Das Weib

fing ihn mit ihren Händestummeln; aber der Hecht redete sie plötzlich an und bat: „O du gute Frau, tödte mich nicht! Ich werde dich noch in Verwunderung setzen!“ — „Ach, mir ist schon genug Wunderbares geschehen!“ meinte das junge Weib traurig; sie tödtete den Hecht nicht, sondern liess ihn frei ins Meer schwimmen. Zum Dank sprach ihr der Hecht aus dem Wasser zu: „Traure nicht, du holdes Weib! Gehe eine Strecke am Ufer hin, da findest du ein Häufchen Meeresschaum am Felsenrande. Wasche dir damit die Stummel, und sofort werden dir die abgehauenen Hände wieder wachsen. Und wenn du von dem Schaum zwischen deinen geheilten Händen reibst, wird dir dein Söhnchen wiedergegeben werden, der von den Wellen vom Felsen fortgeschwemmt worden ist.“ Das Weib that, wie ihr der Hecht gerathen. Sie wusch ihre Stummel mit dem Schaum und erhielt ihre Hände wieder; und als sie den Schaum zwischen den Händen rieb, stand ihr Söhnchen vor ihr, das sie bereits als verloren beweint hatte. — „Hu, hu! eine Woche habe ich geschlafen!“ sagte der Knabe zur Mutter. — „Ohne mich hättest du noch manche Woche geschlafen, mein Sohn!“ antwortete die Mutter und erzählte ihm, wie ihr der Hecht aus der Noth geholfen hatte.

Nun gingen die Beiden am Meeresufer dahin und wanderten lange Zeit in der Irre ohne eine menschliche Wohnung zu entdecken. Endlich erschauten sie ein Gehöft, erreichten es und traten in die Stube. Siehe da, es war des jungen Weibes frühere Heimat, wo ihr Bruder mit seiner Frau wie ehedem lebte. Der Königssohn, welcher eben auf einer seiner gewöhnlichen Handelsfahrten begriffen und in das ihm bekannte Gehöft zur Nacht eingekehrt war, sass in der Stube, als das junge Weib mit ihrem Sohne eintrat. Niemand erkannte sie mehr, denn der Gram und die vielen Leiden hatten sie sehr verändert, dazu war ihre Kleidung

schlecht und zerlumpt; aber sie selber erkannte Alle sofort. Sie flüsterte leise ihrem Knaben zu, wer die Anwesenden wären, und zeigte ihm, welcher ihr Gatte, wer ihr Bruder und wer die Hexe sei. Die Anderen, die nicht wussten, wer die Fremden waren, hielten sie für Bettler, und wunderten sich nicht wenig über den Knaben, der so schön war, so schön, dass kein Wort es ausdrücken kann:

Golden waren seine Hände,
Die Beine silbern bis zur Lende.
Das Haupt von Sonnenschein erglänzte,
Das Mondlicht hell die Stirn umkränzte,
Von seiner Schulter strahlt der Himmelswagen,
Des Himmels Sterne von der Achsel,
Der Siebenstern auf seinem Rücken.

Da schritt der Knabe muthig durch die Stube, schaute sich genau die Anwesenden an, und wenn er sich bewegte, leuchtete es durch das Zimmer, solch ein Glanz ging von ihm aus. Des Weibes Bruder und der Königssohn redeten ihn freundlich an und sagten: „Du lieber Knabe, erzähle uns eine Geschichte. Du musst doch Vieles wissen, da du schon so weit in der Welt herum gewandert bist.“ — „Wenn ich meine Geschichte erzählen soll,“ sagte der Knabe, „müsst ihr Wächter an die Thür stellen, dass Niemand hinaus und herein kann.“ Man stellte die Wächter an die Thür und befahl dem Knaben zu erzählen. Dieser stellte sich neben seine Mutter hin und begann seine eigenen Lebensschicksale zu erzählen. Da merkte die Hexe Unrath und verbot dem Knaben zu reden; er verstummte, aber die Mutter liess sich nicht abweisen und berichtete ihre Erlebnisse bis zu Ende.

Nun erkannten sie Alle als des Königssohnes Gemahlin, und man wunderte sich, woher sie die Hände wiedererlangt hatte. Auch das erklärte ihnen das Weib, wie ihr der Hecht aus der Noth geholfen hatte. Da entstand ein so grosser Jubel im Hause des Bruders, dass man ihn nicht

beschreiben kann. Alle zogen mit dem Königssohne aufs Schloss und lebten glücklich beisammen. Aber die Hexe ward an die Schweife wilder Hengste gebunden und von diesen zerrissen. So weit die Geschichte.

13.

Von dem Mädchen, das ausging ihre Brüder zu suchen.

(Aus Ilomants.)

In einem Hause lebten ein Mann und eine Frau. Sie hatten bereits neun Söhne und noch keine einzige Tochter. Desshalb zürnten die Knaben ihren Eltern, weil diese ihnen keine Schwester schenkten, und als die Mutter wieder einmal schwanger ward, verliessen die Söhne das Haus, aus Furcht, es könnte wieder ein Knabe geboren werden. Sie flüchteten weit fort in einen Wald, wo sie sich selber ein Haus erbauten. Aber es ward ihnen recht schwer ohne Wirthin zurecht zu kommen, und da die Mutter schwanger war, als die Söhne fortgingen, machte sich nach einiger Zeit der eine der Knaben auf und begab sich in sein altes Heim, um zu sehen, was dort derweilen angekommen war, ob Töchter oder wieder Söhne. Die Mutter hatte jedoch noch nichts geboren, und der Sohn kehrte gleich wieder in seinen Wald zurück; beim Abschied sagte er zur Mutter: „Sobald du das Kind geboren haben wirst, thue ein Zeichen an die Hausthür: ist es ein Mädchen, dann stelle eine Spindel hinaus; doch ist es ein Knabe, dann thue einen Beilschaft zum Zeichen hin. Wenn ich herkomme und den Beilschaft sehe, werde ich gar nicht in die Stube hineintreten, sondern sofort umkehren. Sehe ich aber die Spindel, dann will ich euch im Hause begrüssen und euch alle mit

mir nehmen, den Vater, die Mutter, die Schwester und Alles."

In derselben Nacht gebar die Frau eine Tochter, und die Spindel wurde zum Zeichen an die Thür gestellt, wie es verabredet worden war; doch in der Nacht kam eine Hexe heran und that einen Beilschaft an die Stelle der Spindel hin. Die Brüder beriethen sich unterdessen miteinander, und einer wurde ausgesandt, nach dem verabredeten Zeichen auszuschauen. Als er in den Hof trat und den Beilschaft an der Hausthür sah, ward er sehr zornig, begrüsste nicht einmal seine Eltern, sondern eilte zu seinen Brüdern zurück und sagte ihnen, wie es stand. Seitdem hörte man nichts mehr von den Knaben, sie lebten für sich in dem Walde; aber die Eltern wohnten wie ehedem in ihrem Hause mit ihrem Töchterlein. Das Mädchen war bereits erwachsen, als ihr die Mutter einst erzählte, wie ihre neun Brüder durch den Betrug der Hexe für immer vom Hause fort geblieben waren. Da ward das Herz der Schwester tief betrübt; das arme Mädchen musste unaufhaltsam um ihre Brüder weinen und weinte vom Abend bis zum Morgen, und nichts konnte ihr Leid mildern. Die Mutter versuchte auf alle Weise sie zu trösten, aber der Gram wich nicht aus dem Herzen des Mädchens; sie weinte nur immerfort und war traurig. Endlich, als gar nichts half, liess die Mutter die Thränen des Mädchens in ein Gefäss rinnen, mengte Mehl dazu und machte daraus ein Brot; dann sagte sie zu der Tochter: „Weine keine Woche länger, meine Tochter! Wenn du nur einen treuen Gefährten hättest, könntest du ja ausziehen um deine Brüder zu suchen."

Das Mädchen besass einen Hund, der Pilkka (Fleckchen) hiess und seiner Herrin überaus treu war, sodass er ihr überallhin folgte; und das Mädchen bat die Mutter: „Lass mich doch suchen gehen, Mütterlein; mein Hund, Pilkka,

ist ein genügender Begleiter.“ Nun, da die Mutter sich nicht anders zu helfen wusste, gab sie der Tochter ihren Segen zur Reise und übergab ihr das aus den Thränen bereitete Brot mit der Weisung, dass das Mädchen es vor sich hinrollen lassen sollte, es würde ihr auf die Weise den Weg zeigen.

Nun machte sich das Mädchen mit seinem Hunde auf die Wanderung, liess das Thränenbrot vor sich hinrollen und sagte, indem es dasselbe antrieb:

„Rolle, rolle, du mein Brötchen!
Zu meinen Brüdern, zu den neunen,
Die einem Mutterschooss entsprossen!“

Sie folgte dem Brote und war noch nicht weit gekommen, als sie der Hexe begegnete, die sich ihr zugesellte. Eine Strecke mochten sie miteinander gegangen sein, da ward es den Beiden schwül, denn es war eine rechte Sommerhitze, und das Wandern ward ihnen schwer. Sie bemerkten in der Nähe einen Teich, und die Hexe sagte zum Mädchen: „Lass uns baden, liebes Mädchen; es ist glühend heiss!“ Das Mädchen war gern dazu bereit, doch Pilkka hielt sie zurück und sagte: „Thue es nicht, liebes Mädchen, die Hexe betrügt dich!“ Das Mädchen folgte der Warnung ihres Hündchens und das Baden unterblieb. Darüber ward die Hexe so zornig, dass sie dem Hunde einen Fusstritt gab, sodass dem armen Pilkka ein Bein zerbrach. Dem Mädchen that der Hund herzlich leid, aber sie fürchtete sich vor der Hexe und wagte nichts zu sagen; sie liess ihr Brot dahinrollen und sprach:

„Rolle, rolle, du mein Brötchen,
Zu meinen Brüdern, zu den neunen,
Die einem Mutterschooss entsprossen.“

Das Brot rollte dahin, und das Mädchen folgte ihm mit der Hexe; auch Pilkka wollte sich nicht von ihnen trennen und hinkte auf drei Beinen nach. Nach einiger Zeit kam man wieder an das Ufer eines Teiches und die Hexe redete

dem Mädchen zu: „Komm doch, liebes Mädchen, lass uns die heissen Glieder baden; nachher wandert es sich um so leichter.“ Das Mädchen wollte es thun, doch Pilkka warnte seine Herrin und sagte: „Bade nicht, liebes Mädchen, die Hexe betrügt dich.“ Das Mädchen folgte den Worten des Hundes und badete nicht; die Hexe ward darüber ganz wüthend, und da sie sonst nichts thun konnte, gab sie dem Hunde einen Fusstritt, dass ihm das zweite Bein zerbrach. Das that dem Mädchen von Herzen weh, aber sie konnte nichts gegen die Hexe anfangen; so liess sie denn ihr Brot weiterrollen und sprach:

„Rolle, rolle, du mein Brötchen,
Zu meinen Brüdern, zu den neunen,
Die einem Mutterschooss entsprossen!“

Und man folgte dem Brote. Die Hexe glaubte nun Pilkka los zu sein, aber der Hund lief seiner Herrin auf zwei Beinen nach und sagte zu ihr: „Sollte meine Zeit um sein und müsste ich sterben, so bitte ich dich, liebes Mädchen, bade nicht mit der Hexe, sie will dich verderben.“ Nach kurzer Zeit, als sie wieder an einen Teich kamen, sagte die Hexe zum Mädchen: „Lass uns doch endlich baden, liebes Mädchen, es ist ja glühend heiss!“ Doch das Mädchen gedachte der Warnung ihres Hundes und wollte nicht mitgehen, sodass das Baden unterbleiben musste. Die Hexe ward so wüthend darüber, dass sie dem Pilkka auch das dritte Bein zerschlug, um ihn aus dem Wege zu räumen; aber der Hund hüpfte auch auf dem einen Beine seiner Herrin nach, und als man an den vierten Teich gelangte, verhinderte er wiederum das Baden. Nun ward die Hexe ganz sinnlos vor Wuth, ergriff einen Knüppel und schlug damit den Hund, dass er todt hinfiel. Das Mädchen konnte ihrem armen Hunde nicht helfen, sie fürchtete sich selber vor der Hexe und liess traurig ihr Thränenbrot dahinrollen; und die Beiden wanderten weiter. Nachdem sie eine Strecke

gegangen waren, kamen sie wieder an einen kleinen Teich, und die Hexe beredete mit Schmeichelworten das Mädchen zum Baden; es sei doch zu heiss. Dem Mädchen war die Hitze nachgerade auch lästig geworden; ihr getreuer Warner, Pilkka, war nicht mehr zugegen, so vergass das Mädchen alle Vorsicht, entkleidete sich am Ufer und folgte der Hexe in den Teich. Als die Beiden einander entgegenschwammen, sagte die Hexe zum Mädchen: „Spritze mir Wasser in die Augen, und ich will dir welches in die Augen spritzen.“ — Dem Mädchen war solches gar nicht nach dem Sinn, aber die Hexe liess ihr keine Ruhe, bis sie ihr den Willen that. Nun spritzte auch die Hexe in die Augen des Mädchens und sagte: „Mir dein Aussehen, dir mein Aussehen!“ — das Mädchen war nämlich zart und schön und die Hexe hässlich und widerlich, wie die Hexen sind. Da ward das Mädchen plötzlich garstig wie die Hexe, diese dagegen nahm des Mädchens Gestalt an und ward hold und schön. Dazu raubte sie dem Mädchen Sinn und Sprache, damit sie nicht durch dasselbe verrathen werden könnte, dann wanderte sie nach dem Bade mit dem Mädchen weiter. Sie liess das Thränenbrot rollen und sprach die Worte, die sie vom Mädchen gehört hatte:

„Rolle, rolle, du mein Brötchen,
Zu meinen Brüdern, zu den neunen,
Die einem Mutterschooss entsprossen!“

Das Brot rollte immer weiter, bis es an die Behausung der Brüder kam, wo es auf dem Hofe stille stand. Die Hexe steckte es nun zu sich und trat mit dem Mädchen in die Stube. Sie sassen eine Weile drin, da fragten die Brüder: „Woher sind die Fremden?“ — Das Mädchen hätte ihnen gern Alles erklärt, aber das arme Ding war ja sprachlos und ohne Verstand und musste stumm dasitzen. Die Hexe, welche des Mädchens schöne Gestalt hatte, antwortete statt ihrer auf die Frage und sagte: „Ich grüsse euch, liebe

Brüder! Ich bin ja eure Schwester, der Mutter zehntes Kind, das ihr noch gar nicht kennt.“ Darüber erstaunten die Brüder und riefen: „Nun, wesshalb stand denn ein Beilschaft an der Thür, wenn die Mutter doch eine Tochter geboren hatte?“ — „Der war vertauscht worden,“ erklärte die Hexe, „wer weiss, welcher Bösewicht das gethan haben mag! Die Mutter hatte eine Spindel zum Zeichen aufgestellt, aber in der Nacht ist von andern Leuten ein Beilschaft hingethan worden. Seit ich erwachsen bin und von der Mutter erfahren habe, dass euch ein Betrug für immer aus dem Hause getrieben hat, ist das Verlangen meine Brüder zu sehen immer stärker geworden, und ich habe die Mutter so lange gebeten, bis sie mir erlaubt hat, euch zu suchen. Die Thränen, die ich in meiner Sehnsucht nach euch geweint habe, die hat meine Mutter in ein Gefäss gesammelt und mit Mehl ein Brot daraus gebacken, welches sie mich vor mir her rollen hiess, damit es mir den Weg zeige. Ich that also und bin endlich zu euch gelangt, und hier ist das Brot, das unsere Mutter gebacken hat; nehmt es, liebe Brüder!“

Also log die Hexe, und die Brüder glaubten ihr, dass sie ihre Schwester sei, und begrüssten sie als solche. Darauf fragten sie: „Warum hast du das garstig aussehende Mädchen mitgebracht?“ — „Ach, in einem grossen Hauswesen kann sie doch vielleicht als Hirtin genügen“, meinte die Hexe, und weiter war von dem Mädchen nicht mehr die Rede. Das arme Ding grämte sich, dass sie nicht ihre Brüder begrüssen konnte; aber was sollte sie thun? Sinn und Sprache versagten ihr den Dienst, und sie musste nur mit anhören, was die Hexe zusammenlog.

Letztere begann nun im Hause der Brüder zu wirthschaften, als wäre es ihr eignes Heim. Die rechte Schwester dagegen musste den ganzen langen Tag im Walde das Vieh hüten und allerlei Mühsal ertragen. Früh Morgens

begleitete die Hexe das Mädchen bis über den Weg und gab ihr dann Sinn und Sprache wieder, damit sie im stande sei das Vieh zu hüten; am Abend ging ihr die Hexe entgegen und raubte ihr Sinn und Sprache aufs neue. In dieser Weise lebte das Mädchen lange Zeit im Hause der Brüder, und die Hexe suchte ihr Böses zu thun, so viel sie konnte. Wenn sie ein Hirtenbrötchen backte, so that sie stets einen Stein in die Mitte und nur ein wenig Teig darüber, das gab sie dem Mädchen mit in den Wald. — Um so bessere Tage hatte die Hexe selber. Da sie des Mädchens frühere schöne Gestalt hatte, hüteten sie die Brüder wie ihren Augapfel und befriedigten ihr jeden Wunsch, den sie erfüllen konnten. Aber das Hirtenmädchen, das so garstig aussah, hätten sie am liebsten gar nicht im Hause gelitten, wenn nicht die Hexe sie behalten hätte, um sie zu quälen. Während der Nacht, die sie im Hause zubrachte, war das Mädchen stets sinn- und sprachlos und konnte nichts beginnen; doch auf der Weide hatte sie ihre vollen Sinne wieder, wie früher. Dann klagte sie über ihr Unglück und sang in ihrem Leide:

„Walle, Sonne, hinter's Kiefricht,
„Senk' dich, Goldne, hinter's Birklicht,
„Hinter Tannen magst du bleiben,
„Lass die Hirtin heimwärts treiben!
„Ach, die Hexe ist mir Herrin,
„Böses Weib des Hauses Wirthin!
„That ins Brot mir eitel Steine,
„Kiesel in das Brot, das eine!
„Stumpf mein Messer ward vom Steine.
„Ach, ihr Brüder all, ihr neune,
„Einem Mutterschooss entsprossen!"

Oft, wenn die Brüder draussen arbeiteten, hörten sie dieses Lied von der Wiese herüberklingen und wunderten sich, dass das Hirtenmädchen im Walde immer sang, obgleich sie daheim nie ein Wort sprach; doch fragten sie

nicht weiter danach, da ihnen das Mädchen so garstig vorkam, dass sie dasselbe kaum in ihrer Nähe dulden mochten. Eines Abends jedoch, als die Luft klar und ruhig war, klang das Lied so schön und lockend zu dem jüngsten Bruder herüber, der im Walde mit Baumfällen beschäftigt war, dass er der Lust nicht widerstehen konnte zu sehen, ob es wirklich das Hirtenmädchen sei, das mit so lieblicher Stimme sang. Er liess die Arbeit sein und ging dem Laut der Stimme nach. Bald fand er das singende Mädchen in einer Waldlichtung und fragte dasselbe: „Sage mir, Mägdlein, warum singst du stets im Walde vor dich hin, und daheim sprichst du kein Wort?“ — „Ach, ich bin ja eure rechte Schwester!“ antwortete das Mädchen. „Die ihr dafür haltet, ist eine Hexe. Durch Betrug hat sie meine Gestalt angenommen und mir dafür die ihrige gegeben; dazu hat sie mir Sinn und Sprache geraubt, damit ich nichts verrathen könnte. Wenn sie mich in den Wald schickt, giebt sie mir stets Sinn und Sprache wieder, damit ich das Vieh hüten kann; aber des Abends geht sie mir entgegen und macht mich aufs neue stumm und dumm.“

Als der Bruder die Rede des Mädchens hörte, erkannte er dasselbe als seine Schwester und sah den Betrug der Hexe ein. Er umarmte und küsste das Mädchen, wie man es einer Schwester zu thun pflegt, obgleich die Arme noch garstig genug aussah; dann lief er hin, die anderen Brüder zu rufen. Bald waren sie alle beisammen, und das Mädchen erzählte aufs neue, was sie erlebt, wie die Hexe sie betrogen und seitdem auf jede Weise gequält hatte. Freudig begrüssten nun die Brüder ihre Schwester, bemitleideten sie, dass sie um ihretwillen so viel Unglück und Ungemach hatte erdulden müssen, und gelobten, sie an der Hexe zu rächen. Zuerst beriethen sie sich jedoch, wie die Schwester wohl ihre frühere Gestalt wiedererlangen könnte, und wie man das verhindern sollte, dass ihr die Hexe bei der Heimkehr

Sinn und Sprache raube. Zuletzt fiel ihnen der Ausweg ein, dass die Schwester mitten am Tage heimkehren sollte; die Augen müsste sie bedecken und klagen, dass sie krank wäre. Dann würden ihr die Brüder zu Hülfe kommen und die Hexe entlarven.

Das Mädchen that, wie verabredet war. Sie kehrte an dem Tage so früh heim, dass die Hexe nicht Zeit hatte, ihr entgegenzugehen, und so gelangte das Mädchen bei vollen Sinnen in das Haus. Dort fuhr die Hexe sie zornig an: „Warum kommst du mitten am Tage von der Weide?" — „Ich hielt es nicht mehr aus im Walde, meine Augen schmerzen so sehr!" antwortete das Mädchen und klagte trauervoll. In dem Augenblick traten auch die Brüder in die Stube, bemitleideten das Mädchen zum Scheine und sagten zur Hexe: „Speie doch, Schwesterlein, auf die Augen der armen Hirtin, damit sie genese und ihre Arbeit verrichten könne!" Die Hexe wagte nicht ihre Bosheit vor den Andern zu zeigen; sie musste thun, was die Brüder verlangten, und spie auf des Mädchens Augen. Das Mädchen war aber auf der Hut und sagte zugleich: „Dein eignes Aussehen dir, mein Aussehen mir!" und sofort hatte sie ihre frühere Gestalt wieder und ward so zart und schön wie ehedem; die Hexe dagegen ward hässlich und widerlich, wie sie es von jeher gewesen.

Nun sann man über eine Strafe nach, die über die Hexe verhängt werden sollte. Man heizte eine Badstube und grub an der Schwelle eine Grube, die mit glühendem Theer gefüllt wurde; darüber wurden Bretter gelegt, welche nur so lange halten sollten, bis das Feuer sie durchgebrannt hatte. Ueber den Weg und über die Schwelle deckte man schwarzen Filz, damit der Betrug nicht gleich zu merken wäre. Nachdem das geschehen war, gingen die zwei ältesten Brüder hin, die Hexe zum Baden abzuholen, wie man es einer Schwester zu thun pflegt. Die Hexe wollte jedoch

nicht dran und meinte, sie habe keine Lust zu baden. Die Brüder beredeten sie nun so lange, bis sie endlich mit ihnen ging; die Beiden führten sie am Arm über die Filzdecke. Als sie an die Badstubenthür kamen, wollte die Hexe nicht über die Schwelle gehen und sagte: „Ich will von hier aus an den Ofen, und von dort auf die Badebank springen.“ Aber die Beiden hielten sie zurück und baten: „Schreite, du unsere einzige Schwester, zierlich trippelnd über die ausgespannte schwarze Filzdecke!“ Da that ihnen die Hexe zu Willen. Als sie zwischen ihren Begleitern langsam dahinschritt, gab das Brett unter ihr nach, und die Hexe stürzte ins feurige Grab. Zugleich warfen die Brüder von aussen die Thür zu, und die Badstube gerieth in Brand. Mitten aus der Gluth schrie die Hexe noch einmal auf: „An meine Statt mögen kommen: Heuschrecken aus meinen Augen, Raben aus meinen Ohren, Elstern aus meinen Haaren, Krähen aus meinen Fusszehen, den Menschen zum Verderben, zum Schaden an ihrem Eigenthum.“ — So weit die Geschichte.

14.

Die dem Wassernix versprochenen Kinder.

(Aus Paanajärwi.)

In einem Schlosse wohnte ein König, der hatte eine Gemahlin. Ueber Eines trauerten sie tief: es schien, dass ihnen im ganzen Leben kein Kind geboren werden sollte. Einstmals musste der König eine Seefahrt unternehmen, und mitten auf dem Meere scheiterte sein Schiff. Man konnte nicht weiter fahren, das Fahrzeug rührte sich nicht von der Stelle. Man berieth sich nun und versuchte alles Mögliche, aber nichts half und die Gefahr ward zuletzt sehr gross. Da tauchte der Wassernix aus den Wellen empor

und sagte zum Könige: „Gieb mir dasjenige, was unterdessen in deinem Hause geboren worden ist, dann will ich dir in deinem Schiffe von hier forthelfen; du kommst sonst dein Lebtag nicht von hier los.“ — Der König überlegte in seinem Sinn: „Wenn mein Pferd vielleicht ein Fohlen geboren hat, das gebe ich gern hin; hat eine Kuh ein Kalb, oder ein Schaf ein Lämmlein bekommen, die gebe ich alle gern.“ Und er gelobte dem Nix das zu überlassen, was daheim geboren worden war. Das Schiff kam los und der König kehrte heim. Dort eilte ihm seine Gemahlin entgegen, auf dem einen Arm einen Knaben, auf dem andern ein Mägdlein, und begrüsste glückselig ihren Gatten. Der König war hocherfreut, dass seine Gemahlin ihm endlich Kinder geschenkt hatte; aber der Jubel war von kurzer Dauer, denn der arme Vater erinnerte sich seines dem Wassernix gegebenen Wortes. Nun trauerte er schmerzlich, dass er seine einzigen Kinder fortgeben musste. Seiner Gemahlin sagte er jedoch nichts davon, sondern ging allein in den Wald und grub eine tiefe Grube, in die er seine Kinder verstecken wollte. Als die Grube fertig war, baute er eine kleine Stube darein, stellte Speise und Trank hinein und verbarg seine Kinder in der Erde, damit sie der Wassernix nicht finden sollte.

Es dauerte nicht lange, da kam der Wassernix zum Könige und fragte: „Giebst du mir jetzt, was du mir gelobt hast?“ Der König bot ihm ein Fohlen an, doch der Nix mochte es nicht haben. Der König zeigte ihm ein Kälbchen, dann ein Lamm, aber der Nix war noch immer nicht zufrieden und verlangte das vom Weibe Geborene. Nun kaufte der König einen Knaben und ein Mägdlein aus dem Dorfe, und gab sie dem Wassernix mit, um seine eigenen zu retten. Der Nix nahm die Kinder und machte sich mit ihnen auf die Heimreise. Unterwegs fragte er die Beiden: „Wenn ihr Königskinder seid, werdet ihr mir wohl

sagen können, was alles Süssen Süssestes ist?“ — „Das ist der Honig“, antworteten die Kinder. — „Was ist alles Weichen Weichstes?“ fragte der Nix. — „Das Allerweichste ist ein Daunenkissen“, meinten die Kinder. — „Was ist alles Harten Härtestes?“ — „Ein Stein.“ — „Was ist das Dickflüssigste alles Dickflüssigen?“ — „Theer.“ — „Ei, ihr seid gar keine Königskinder“, sagte der Nix, führte sie ins Schloss und begann überall nach den rechten Kindern zu suchen. Er hatte schon das ganze Schloss durchsucht und die Kinder nirgends gefunden; zuletzt ging er auch in die Schmiede, um nach ihnen zu spähen. Auch dort fand er sie nicht, aber der Schlägel redete ihn an und sagte „Der König hat am Werktage und am Feiertage mit mir geschmiedet, und ich mache mir nichts daraus, dir alles zu sagen. Nimm mich auf die Schulter und gehe hinaus; wohin ich falle, da suche nach den Vermissten.“ Der Wassernix nahm den Schlägel auf die Schulter und ging damit an den Waldrain; dort fiel der Schlägel auf die Erde, genau auf die Stelle, wo die Kinder verborgen waren. Nun fing der Nix an zu graben und fand bald das Stübchen und tief darin versteckt den Knaben und das Mägdlein. Beide Kinder nahm er auf den Arm und machte sich mit ihnen auf den Heimweg. Während des Wanderns sagte der Königsknabe zu seinem Entführer: „Da du uns doch aus unseres Vaters und unsrer Mutter Hause fortgeführt hast, so tödte uns entweder gleich oder gieb uns was zu essen.“ — „Nun, was ist alles Süssen Süssestes?“ fragte der Wassernix. — „Das Allersüsseste ist die Muttermilch.“ — „Was ist alles Weichen Weichstes?“ — „Der Mutter Schooss.“ — „Was ist alles Harten Härtestes?“ — „Des Vaters Herz.“ Als der Wassernix diese Antworten hörte, nahm er die Kinder mit sich in sein Heim und machte sie zu seinen Dienern. Die Drei lebten lange beisammen; die Zeiten und die Tage gingen dahin; die Kinder wuchsen heran und

sorgten sich, wie sie wohl wieder in ihre Heimat gelangen könnten. Doch geschah es zuletzt, dass der Wassernix das Mädchen bethörte, so dass sie miteinander lebten wie Mann und Weib. Darüber trug der Bruder im tiefsten Herzen Leid; er mochte gar nicht länger bei dem Nix bleiben und grämte sich stets. Einst stand er in seinem Kummer um Mitternacht auf, ging an die Hinterthür und weinte dort bitterlich über sein Unglück. Der arme Jüngling weinte und weinte, und kein Sinn hätte sein Leid ermessen, kein Wort es ausdrücken können. Da lief ein Wolf des Weges heran und fragte den Knaben: „Warum weinst du, mein lieber Knabe? Wenn du hier fortwillst, so setze dich auf meinen Rücken.“ — „O, ich ginge gar zu gern fort“, antwortete der Jüngling; „aber ich habe hier eine Schwester.“ — „Nun, gehe und hole sie“, redete der Wolf ihm zu; „ich will euch beide erlösen.“ Als der Jüngling hineilte seine Schwester zu holen, schlief diese bereits mit dem Wassernix; doch der Bruder kehrte sich nicht daran, sondern zog sie vom Bettrand herunter und trug sie in seinen Armen an die Pforte, wo der Wolf ihrer harrte. Die Geschwister stiegen auf den Rücken desselben, und der Wolf trabte und rannte dahin, so schnell er konnte. Vor der Flucht sagte jedoch der Wolf zum Jüngling: „Wenn du den Wassernix kommen siehst, so sage es mir an.“ — Eine Strecke Weges mochten die Geschwister auf dem Rücken des Wolfes zurückgelegt haben, als der Jüngling plötzlich ausrief: „Da kommt er!“ — „So, kommt er schon?“ sagte der Wolf. „Nehmt jetzt die Zacke, die unter meinem Schwanze ist, steckt sie hinter euch in die Erde und sprecht: es erhebe sich ein Berg, der bis an den Himmel reicht; es möge nichts darüber, nichts darunter, nichts um ihn herum gelangen können, weder was mit Flügeln fliegt, noch was auf Beinen läuft!“ — Der Jüngling that also; er stiess die Zacke hinter sich in die Erde, und sofort erhob sich ein Berg von Zacken

bis an den Himmel und versperrte dem Wassernix den Weg. — Wie der Nix merkte, dass er nicht hinüber konnte, blieb er am Fusse des Berges stehen und rief in seinem Zorne: „Hätte ich nur hier meine eigene Hacke und meinen guten Bohrer, ich würde mir bald eine Oeffnung durchbrechen.“ Er eilte nun nach Hause, um sein Werkzeug zu holen, und kam mit der Hacke und dem Bohrer zurück und machte damit eine Oeffnung, durch die er den Flüchtlingen nacheilen konnte. Sein Werkzeug wagte er jedoch nicht am Wege liegen zu lassen, sondern vergrub dasselbe in der Erde. Während dessen sang eine kleine Meise auf dem Baume:

„Tii, tii, ich kleine Meise,
Wati kuti, ich bin weise.
Der Alte hat hier was versteckt,
Ich hab's gesehn, ich hab's entdeckt!“

„Ei, du elende Schwätzerin!“ sagte der Wassernix. „Ich muss doch wahrhaftig die Hacke und den Bohrer nach Hause tragen, sonst findet sie am Ende Jemand!“ Er eilte mit seinem Werkzeug nach Hause, kehrte dann schnell um, setzte den Flüchtlingen nach, erreichte sie endlich und hielt sie an. Er führte die Geschwister wieder in sein Haus, und das alte Leben begann wie ehedem. Dem Mädchen gefiel das Zusammensein mit dem Wassernix aufs neue; dem Jüngling dagegen erschien die Lage unerträglicher als je; doch er wusste kein Mittel die Flucht zu bewerkstelligen. Eines Abends sass er wieder wie sonst an der Hinterpforte und weinte in seinem Leide, als ein dickköpfiger, schwarzröckiger Bär herangetrottelt kam und ihn fragte: „Willst du dich nicht auf meinen Rücken setzen, mein Knabe?“ — „Ach, ich ginge nur zu gern!“ antwortete der Jüngling. „Doch müsste meine Schwester mitkommen.“ — „Nun, hole sie eilends“, sagte der Bär. „Aber trödle nicht lange!“ — „Warte nur noch ein Weil-

chen!“ bat der Jüngling und lief in die Stube. Drin schlief das Mädchen neben dem Wassernix, wie sonst auch. Doch der Bruder zog sie vom Bettrand herunter, zupfte sie ein wenig an den Haaren und trug sie in seinen Armen an das Thor, wo sich die Geschwister auf den Rücken des Bären setzten. Nun trabte der Petz dahin und belehrte den Jüngling: „Wenn du den Wassernix kommen siehst, so rufe mir's zu!“ — Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie hinter sich ein Geräusch hörten; der Jüngling schaute sich um, gewahrte den Wassernix und rief in seiner Angst dem Bären zu: „Da kommt er schon!“ — „Fürchtet euch nicht!“ beruhigte der Bär. „Nimm unter meinem Schwanze einige Borsten heraus, streue sie hinter dich und sage: es erhebe sich hier ein Borstenberg bis an des Himmels Höhe, so dass nichts darüber, nichts darunter und nichts um ihn herum gelangen kann, weder was mit Flügeln fliegt, noch was auf Beinen läuft!“ — Der Jüngling that, wie er belehrt worden, und sofort erhob sich ein Berg von Borsten, der beinahe bis an den Himmel reichte. Der Wassernix gelangte bald an die Stelle, konnte jedoch nicht vorwärts kommen, der Berg versperrte ihm den Weg. Da rief er zornig aus: „Hätte ich nur meine eigene Hacke hier und meinen guten Bohrer, ich würde mir bald eine Oeffnung durchbrechen!“ Schnell kehrte er heim und eilte dann mit der Hacke und dem Bohrer an den Berg, und machte in denselben ein Loch, durch welches er durchschlüpfen konnte. Dann grub er eine Grube, um sein Werkzeug darin zu verstecken; da hörte er eine Meise auf dem Baume singen:

„Tii, tii, ich kleine Meise,
Wati kuti, ich bin weise.
Der Alte hat hier was versteckt,
Ich hab's gesehn, ich hab's entdeckt!“

„Du elendes Thier, was schwatzest du!“ schrie der Wassernix. „Ich muss wahrhaftig mein Werkzeug nach

Hause tragen, sonst verräth mich das Ding!“ Er lief spornstreichs nach Hause, kehrte jedoch gleich wieder um und eilte den Flüchtlingen nach. Endlich holte er sie ein, packte den Jüngling an der Hand und sagte: „Läufst du mir noch einmal davon, so fresse ich dich!“ Der Nix kehrte nun mit den Geschwistern in sein Haus zurück, und bald lebte das Mädchen mit ihm in der alten Weise. Aber dem Jüngling war das Herz noch schwerer als zuvor, und er wusste kaum sich zu lassen, so elend kam ihm dieses Leben vor. Einst, als er wieder in der Nacht an der Hinterpforte sass und weinte und weinte, kam ein Fuchs zu ihm herangetrippelt und fragte ihn: „Willst du dich nicht auf meinen Rücken setzen?“ — „O, wie gerne ginge ich fort!“ sagte der Jüngling. „Doch ich muss auch meine Schwester mitnehmen. Warte hier, ich hole sie gleich.“ — Der Fuchs versprach zu warten, und der Jüngling eilte die Schwester zu holen. Er trat in die Stube und wollte, wie früher auch, das Mädchen von des Wassernixen Seite fortziehen. Aber diesmal erwachte die Schwester und wollte nicht mitkommen; da ergriff sie der Bruder mit Gewalt und trug sie an die Hinterpforte, wo sich die Geschwister auf des Fuchses Rücken setzten. Auf der Flucht mahnte der Fuchs seine Reiter: „Wenn ihr den Wassernix kommen seht, sagt es mir sofort an.“ — „Laufe du nur,“ meinte der Jüngling, „ich werde dir schon sagen, wenn Jemand naht.“ — „Nun, so haltet euch auf meinem Rücken fest“, sagte der Fuchs und lief, so schnell er vermochte. Aber nach kurzer Zeit ward man des nacheilenden Wassernixen gewahr, und der Jüngling sagte in seiner Angst zum Fuchse: „Nun wird uns der Nix tödten!“ — „Unter meinem Schwanze ist ein Feuerzeug“, belehrte ihn der Fuchs. „Wirf dieses hinter dich, dann wirst du sehen, was da kommt.“ — Der Jüngling warf das Feuerzeug hinter sich, und sofort entstand ein so schrecklicher, Feuer sprühender Wasserfall,

dass der Wassernix nicht hindurch konnte. Da stand er nun am Ufer des Falles und weinte und heulte wie ein Wolf; den Flüchtlingen konnte er jedoch nichts mehr anthun, die waren schon weit auf der andern Seite des feurigen Wasserfalles. Nun der Wassernix nicht mehr zu fürchten war, stiegen die Geschwister vom Rücken des Fuchses herab, und der Jüngling baute sich an der Stelle ein Haus, worin er mit seiner Schwester lebte, wie man es in einem eignen Heim zu thun pflegt. Nach einiger Zeit, als das Hauswesen bereits gut bestellt war, kam der Wolf, um des Jünglings neue Wohnung anzusehen, und sagte, indem er ihn begrüsste: „So weit bist du gekommen, mein Knabe; willst du mich nicht zum Spielgefährten haben?“ — „Ja, ich bin endlich erlöst“, antwortete der Jüngling; „bleibe nur hier als mein Gefährte, um so fröhlicher lässt sich's dann leben.“ Es dauerte nicht lange, da kam auch der Bär heran, begrüsste den Jüngling und fragte: „Nimmst du mich zum Spielgefährten?“ — „Komm nur!“ antwortete der Jüngling, und der Bär blieb bei ihm. Zuletzt erschien auch der Fuchs, um den Jüngling zu beglückwünschen, und bot sich ebenfalls zum Spielgefährten an. „Dich nehme ich ganz besonders gern“, sagte der Jüngling; „du hast mich ja von dem Wassernix errettet, desshalb magst du als mein Gefährte bei mir wohnen.“

Sie lebten schon eine Weile beisammen, da rief einst der Jüngling seine Gefährten und sprang mit ihnen in den Wald. Während dessen eilte das Mädchen an den Wasserfall und begann Geröll hinein zu werfen. Sie warf und warf immerfort, bis das Wasser ruhig wurde, und der Nix zum Mädchen hinüber gelangen konnte. Sie führte ihn in das Haus des Bruders; die Nacht schliefen sie bei einander wie Mann und Weib; doch am andern Tage verwandelte sich der Wassernix in eine Nadel, welche das Mädchen in eine Wandritze steckte, damit sie der Bruder

nicht finden sollte. Desselben Tages kam der Jüngling heim nnd brachte seine Gefährten mit in die Stube; doch kaum waren diese drinnen, als sie einen Lärm vollführten, an den Wänden rissen und kratzten und überall nach etwas suchten. Darüber erschrak das Mädchen und sagte zu ihrem Bruder: „Gebiete doch, Bruder, deinen Spielgefährten; sie zerreissen ja die Stubenwände.“ Da gebot der Jüngling seinen Gefährten sich artig zu verhalten, und beschämt setzten sie sich in ein Loch.

Am andern Tage ging der Jüngling wieder mit seinen Gefährten in den Wald und blieb dort zur Nacht. Während dessen nahm der Wassernix seine wahre Gestalt an und lebte mit dem Mädchen; doch als der Tag herankam, ward er zur Nadel und das Mädchen verbarg diese im Bettzeug, damit die Heimkehrenden sie nicht finden sollten. Was nun weiter? Als der Jüngling aus dem Walde heimkam, stieg der Geruch des Wassernixen den Spielgefährten sofort in die Nase, und alle drei durchstöberten das Bettzeug und rissen lärmend daran herum. Der Jüngling wunderte sich, warum sie solch ein Wesen trieben; aber die Schwester bat ihn und sagte: „Verbiete ihnen doch das Lärmen!“ Da redete der Jüngling auf seine Gefährten ein, bis er sie beruhigt hatte.

So verging die Zeit bis zum nächsten Morgen; der Jüngling eilte schon früh hinaus in den Wald und kam mit seinen Gefährten erst am andern Tage nach Hause. Die Schwester stellte sich bei seiner Rückkehr krank und sprach mit kläglicher Stimme: „Ach, lieber Bruder, schicke doch deine Gefährten aus, dass sie mir hinter den neun eisernen Thüren eine Salbe holen; ich habe das Fieber.“ Der Jüngling, welcher den Worten seiner Schwester glaubte, sandte seine Gefährten nach der Salbe aus; er selbst blieb bei der Kranken, um ihr nahe zu sein, wenn sie etwas brauchen sollte. Doch kaum waren die Gefährten hinter

den neun eisernen Thüren verschwunden, als sich letztere von selber schlossen und die Salbensucher nicht zurück konnten. Da sprang der Wassernix hervor, packte den Jüngling an der Hand und rief: „Wenn du in einer Woche noch weiser würdest, könntest du mich doch nicht mehr betrügen, denn ich will dich jetzt fressen.“ — Alles wurde nun bereit gemacht, um den armen Jüngling zu verderben. Die Schwester heizte die eiserne Badstube, und der Wassernix führte den Bruder in den Wasserdampf hinein, um ihn durch denselben zarter zum Verspeisen zu machen. Während der Zeit versuchten die Spielgefährten hinter den neun Thüren herauszukommen; sie begannen eine Höhlung unter den Schwellen zu graben und hatten nur noch vier Thüren vor sich. Nun nahm der Wassernix den Jüngling zwischen seine Hände und sagte: „Du bist schon weich genug zum Essen!“ Auf dem Dach der Badstube sass jedoch ein Rabe, der krächzte: „Klung, klung, Königssohn! Halte ihn noch ein Weilchen auf!“ Da riss sich der Jüngling aus den Händen des Wassernixen los und flüchtete auf die Badebänke; aber bald fing ihn sein Widersacher aufs neue ein und wollte ihn verzehren. Zum zweiten Mal sang nun der Rabe: „Klung, klung, Königssohn, halte ihn noch ein Weilchen hin; deine Spielgefährten sind nur noch eine Meile von hier!“ Der Jüngling wehrte sich und wand sich unter den Klauen des Wassernixen und kam noch einmal frei. Doch bald war er wieder in der Gewalt des Nixen, der ihn an den Hosen heraufzog, um ihn zu fressen. Siehe, wie die Gefahr am grössten war, eilten die Spielgefährten herbei, warfen sich alle auf den Wassernix und rissen ihn in Stücke. Als nun der Jüngling lebend aus den Klauen seines Feindes entkommen war, setzte er die Badstube in Brand, und der Wassernix verbrannte darin zu Asche. Seinen Spielgefährten dankte der Jüngling von Herzen und wusste nicht, wie er ihnen genug dafür lohnen

sollte, dass sie ihn aus solch einer Gefahr errettet hatten. Er bereitete ihnen ein Gastmahl und gab ihnen aus goldenen und silbernen Gefässen allerlei Gutes zu essen und zu trinken. Dann rief er sie herbei und lief mit ihnen zur Kurzweil in den Wald, wie früher.

Während sie fort waren, nahm das Mädchen ein Sieb zur Hand und siebte die Asche in der Badstube durch, um zu sehen, ob sie nicht ein Ueberbleibsel des Wassernixen finden könnte. Sie durchsuchte genau die Asche und fand endlich ein Knochenrestchen vom Wassernix; das nahm sie mit ins Haus und steckte es unter das Kopfkissen ihres Bruders. Dieser kehrte aus dem Walde, vom vielen Wandern müde, heim und warf sich auf sein Bett, um zu schlafen. Da drang ihm während des Schlafens der im Kissen versteckte Knochen in den Kopf, und der Jüngling musste sterben. Darauf kam die Schwester, welche recht auf ihrer Hut war, hob den Bruder vom Bett und vergrub dessen Leiche in die Erde; so rächte sie sich für das Verbrennen des Wassernixen.

Die Spielgefährten, die ihren Herrn eine Zeitlang nicht gesehen hatten, fingen an sich nach ihm zu sehnen, und suchten nach ihm, wo sie ihn wohl finden könnten. Endlich, nachdem sie vergeblich hier und da gesucht, kam ihnen ein Geruch aus der Erde entgegen. Diesem Geruch gingen sie nach, und kamen an die Stelle, wo der Jüngling begraben lag; sie gruben ein wenig die Erde auf und fanden ihren todten Herrn. Nun war die Angst gross und sie beriethen sich miteinander: „Wie sollen wir unsern Herrn auferwecken? Wir müssen ihn doch wieder zum Leben bringen!“ Was nun thun? — Sie untersuchten den Leichnam, und als sie des Wassernixen Knochen im Kopfe des Todten fanden, erriethen sie gleich, welches Todes der Jüngling gestorben war, dass ihn der Knochen des Wassernixen umgebracht hatte. Da sagte der Bär:

„Ich will meinen Kopf an den Knochen lehnen, vielleicht geht dieser in ihn hinein.“ Und er beugte seinen Kopf zu dem des Todten herab. Alsobald sprang der Knochen aus dem Kopfe des Todten in den des Bären, welcher sofort todt hinsank. Der Jüngling dagegen erwachte zum Leben und sagte, sich aufrüttelnd: „Uh, huh! eine Woche lang habe ich geschlafen!“ — „Ja, das hast du gethan, lieber Herr!“ sagten der Wolf und der Fuchs. „Doch wenn wir nicht gewesen wären, hättest du in alle Ewigkeit geschlafen!“ Darauf sagte der Wolf: „Nun will ich meinen Kopf an den des Bären lehnen, vielleicht dringt der Knochen hinein.“ Und er legte den Kopf an den des Andern. Nun sprang der Knochen des Wassernixen aus dem Kopf des Bären in den des Wolfes, und dieser starb, während der Bär wieder lebendig ward. Da dachte der Fuchs bei sich: „Ich habe in so manchem Fall meine Weisheit bewiesen, sollte es jetzt um meinen Kopf geschehen sein?“ Er kniete nieder und lehnte seinen Kopf an den des Wolfes; doch kaum drang der Knochen daraus hervor, als der Fuchs etwas zur Seite rückte, und der Knochen in eine grosse Tanne fuhr, die sofort abstarb. „Mag sie sterben, im Walde giebt's andere!“ meinte der Fuchs und freute sich, dass es ihm nicht so ergangen war. Nun ward auch der Wolf lebendig, und Alle gingen sie mit ihrem Herrn in das Haus, wo sie die Schwester abholten, das Heim verliessen und alle zusammen fortwanderten; es galt die alte Heimat aufzusuchen.

Nachdem sie eine Strecke gegangen waren, kamen sie an eine Kirche, die so alt war, dass das Dach ganz zerfallen war. Die Wanderer traten in die Kirche ein und besahen das Innere; es befand sich ein Priester darin, wie gewöhnlich in einer Kirche, und zwei Leute, die da beteten. Die Zwei waren des Jünglings Vater und Mutter, die aber so alt geworden waren, dass die Eine die Spindelspitze

anbrennen musste, der Andere einen brennenden Tannenzapfen vor sich stehen haben musste, um bei der Arbeit sehen zu können. Ihre Kinder erkannten die Beiden nicht mehr. Da nahm der Königssohn Lebenswasser und bespritzte damit die Alten, die davon ebenso jung und schön wurden, wie sie ehedem gewesen waren, und ihre Kinder sofort erkannten. Nun war das Staunen gross beim Wiedersehen; Alle gingen sie in das Königsschloss, wo der Jüngling dem Vater alle seine Leiden erzählte und hinzufügte: „Durch die Schuld meiner Schwester habe ich bereits unter der Erde gelegen.“ Als der Vater solches hörte, ward er sehr zornig und liess seine Tochter vor das Thor führen, wo sie mit einer Kanone todtgeschossen wurde. Aber den Spielgefährten gab man aus goldenen und silbernen Gefässen zu essen und zu trinken, und der Königssohn führte fortan die Herrschaft im Schlosse seiner Eltern. Wer kann sagen, wie sie wohl gelebt haben. — So weit die Geschichte.

15.

Der in einen Hengst verwandelte Jüngling.

(Aus Sawolaks.)

Vor uralter Zeit, wer mag sich erinnern, wann es war, da bekam der Teufel einen Königssohn in seine Gewalt und verwandelte ihn in ein Ross, in einen Hengst, der nur viermal zu springen brauchte, und er hatte bereits eine Meile zurückgelegt. Darauf nahm der Teufel einen Bettler aus demselben Königreiche zu sich, und stellte ihn als Knecht an, der den Hengst pflegen sollte. Der Bursche musste bei dem Pferde wohnen und es gut halten.

Einst verliess der Hausherr das Haus, wer weiss, wohin er gehen musste. Vor der Abreise verbot er dem Burschen

bei Todesstrafe in das Haus hineinzugehen. Doch kaum war er fort, als der Hengst dem Burschen zuredete: „Gehe nur getrost in das Haus unseres Herrn, obgleich er es dir verboten hat. Rühre nichts an, aber besieh dir alles und merke dir, was du dort siehst und hörst.“

Der Bursche that, wie der Hengst ihm gesagt hatte; er ging in das Haus seines Herrn und sah dort viele sonderbare Dinge und Gegenstände. An der Thür stand ein Zuber voll Blut. An einem Nagel in der Wand hing ein ungeheuer grosses Schwert, und als der Bursche in eine Kiste hineinschaute, die in einem Winkelloch stand, gewahrte er darin in einer Ecke ein kleines Steinchen, in der zweiten Ecke einen Tannenzweig, in der dritten eine Schale mit Wasser.

Bald nachdem der Bursche im Hause gewesen war, kam der Teufel heim und merkte gleich, dass der Knecht sein Verbot übertreten habe; er schalt ihn ohne Erbarmen: „Mit knapper Noth behältst du das Leben“, sagte er; „aber wagst du es noch einmal hineinzugehen, dann geht dir's schlecht!“ Diesmal kam der Bursche auf vieles Bitten frei und pflegte seines Herrn Ross wie ehedem.

So lebten sie eine Weile dahin, als der Teufel sich wieder auf Reisen begab; der hat ja stets viele Geschäfte zu verrichten. Diesmal ermahnte er den Burschen noch strenger und sagte: „Gehst du in mein Haus hinein, so tödte ich dich!“

Doch was half es? Kaum war der Teufel fern, da redete der Hengst wieder dem Burschen zu: „Gehe getrost in das Haus hinein; fürchte dich gar nicht und thue wie ich dir sage.“

„Was soll ich denn thun, wenn ich dort bin?“ fragte der Bursche.

Der Hengst belehrte ihn: „Versuche, ob du das grosse Schwert ein wenig mit der Hand bewegen kannst“ (es

war nämlich so riesig, dass ein gewöhnlicher Mann es kaum bewegen konnte), „kannst du das nicht, so wasche dir das Haupt in dem Blutzuber und versuche aufs neue, ob du das Schwert heben kannst."

Der Bursche that also, ging hin und versuchte das Schwert zu bewegen, — allein es rührte sich nicht einmal. Da benetzte er seinen Kopf mit dem Blut im Zuber, und alsbald glänzte seine Mütze wie eitel Gold, und der Bursche ward so stark, dass er ganz leicht das Schwert heben konnte. Nun ging er zum Hengst und sagte: „Das Schwert ist ganz leicht geworden."

„Das ist gut!" meinte der Hengst. „Gehe noch einmal hin: in der ersten Kammer findest du einen Tuchmantel, den musst du dir umhängen. In die eine Tasche thust du das kleine Steinchen aus der Kiste, in die andere Tasche den Tannenzweig; nimm dann die Schale mit Wasser und bedecke sie behutsam, dass kein Tröpfchen herausfliessen kann, schnalle dir sodann das Schwert um und komm zu mir in den Stall."

Der Bursche that Alles genau, wie ihm geheissen worden war, und kam in den Stall mit allen den Dingen, die er in seines Herrn Hause gefunden hatte. Darauf sagte der Hengst zu ihm: „Setze dich jetzt auf meinen Rücken, und wir wollen aus diesem Teufelsheim entfliehen!"

Das war ganz nach dem Sinn des Burschen; er schwang sich auf den Rücken des Rosses und beide machten sich auf die Flucht.

Als der Teufel von seiner Reise heimkam, merkte er bald, dass alle seine Sachen aus dem Hause fort waren; er ging in den Stall, — doch auch dieser war leer. Nun eilte er mit Macht den Flüchtlingen nach. Freilich brauchte des Burschen Hengst nur viermal in einer Meile auszuschreiten; dennoch hätte ihn der Teufel bald eingeholt, wenn nicht ein Hinderniss dazwischen getreten wäre. Das

Ross sagte nämlich zum Burschen, als es den Lärm hinter sich hörte: „Schau hinter dich; siehst du etwas herankommen?"

„Es steigt dort hinten gleich wie eine finstre schwarze Wolke auf", antwortete der Bursche.

„Nimm den Stein aus deiner Tasche und wirf ihn hinter dich", gebot ihm der Hengst.

Der Bursche warf schnell den Stein nach hinten, und alsbald erhob sich ein so steiler, riesengrosser Felsen hinter den Beiden, dass der Teufel nicht darüber konnte, sondern nach Hause zurückkehren und Werkzeug holen musste, um den Fels zu zertrümmern. Er brachte eine riesengrosse Axt herbei und hieb ein grosses Loch in den Stein, durch welches er hindurchkommen konnte. Der Weg war frei, und der Teufel steckte die Axt in das Felsloch, um sie bei seiner Rückkehr mitzunehmen. Doch da kam ein Fuchs herangehuscht und sagte: „Lass deine Axt nicht hier stehen, ich stehle sie dir sonst!"

„Ei, da lasse ich sie nicht hier, ich bringe sie erst nach Hause", sagte der Teufel und rannte die ganze riesige Strecke zurück, — natürlich brauchte er viel Zeit dazu!

Dann eilte er um so schneller den Fliehenden nach; aber der Hengst gewahrte ihn schon von weitem und fragte den Burschen wie ehedem: „Siehst du was kommen?" Der Bursche antwortete: „Es steigt wieder dieselbe Wolke auf."

Da befahl der Hengst dem Burschen den Tannenzweig aus seiner Tasche hinunterzuwerfen; kaum lag das Reis auf der Erde, als ein dichter, hoher Tannenwald daraus erstand, durch welchen der Teufel selbst mit seiner grossen Macht nicht zu dringen vermochte. Nun lief er wieder nach Hause, holte die riesige Axt und fällte damit den ganzen Wald. Dann legte er die Axt auf einen Baumstumpf und wollte weiter eilen; aber das Füchslein schlüpfte wieder

vorbei und sagte: „Lass dein Beil nicht liegen, ich stehle dir's sonst!“

„Ei, da lass' ich's gewiss nicht hier,“ sagte der Teufel, „ich trage es nach Hause.“ Und er rannte mit der Axt nach Hause, um sie vor dem Fuchs zu sichern.

Während dessen eilten die Flüchtlinge immer vorwärts; aber sie waren noch nicht weit gekommen, als sie wieder den Lärm hinter sich hörten.

„Schau hinter dich,“ sagte der Hengst zum Burschen, „siehst du was kommen?“

Der Bursche antwortete: „Es steigt dieselbe Wolke auf, genau wie vorhin.“

„Wirf die Wasserschale auf den Weg,“ gebot der Hengst, „vielleicht rettet uns das.“ Sofort, nachdem der Bursche sie hingeworfen, entstand an der Stelle ein grossmächtiger See, über den der Teufel nicht hinüberkonnte. Er besass auch kein Schiff und keinen Kahn und gar nichts dergleichen; da fing er an das Wasser zu trinken, um trocknen Fusses hinüberzugelangen. Er trank und trank und zog es in sich hinein; aus Vorsicht hatte er jedoch seinen Gürtel fest um den Leib geschnürt, damit dieser nicht platze. Aber das Füchslein schlich heran und zerbiss den Gürtel, und des Teufels Leib platzte während des Trinkens, sodass alles Wasser herausfloss und der Teufel darin ersaufen musste. Die Flüchtlinge konnte er nun nicht mehr einholen.

So war der Bursche vom Teufel befreit. In den schönen Gewändern, die er vom Teufel erhalten hatte, das grosse Schwert an der Seite, ritt er bis vor das Königsschloss, sprang auf seinem Hengst hoch über das Thor hinweg und gelangte auf den Hof. Der Bursche hielt sich aber gar nicht dort auf, sondern entschwand ebenso schnell, wie er sich gezeigt hatte, und der König wusste nicht, wer so plötzlich mit solch einem Aufsehen in seinem Schloss-

hof erschienen war, und ahnte nicht, dass in dem Ross sein eigner Sohn steckte. Der Bursche ritt jedoch nicht weit fort vom Königsschlosse, denn der Hengst erkannte seine alten Spielplätze, gebot dem Burschen und sagte: „Führe mich dorthin in den Eichenwald und bringe mir Heu zum Fressen. Du aber ziehe erst deine guten Kleider aus und verstecke sie mitsammt dem Schwerte unter dem Sattel; gehe dann als Bettelbube in des Königs Schloss und biete dich an, das Unkraut auf den Rasenplätzen auszujäten. Damit wirst du deinen Lebensunterhalt verdienen, und mir kannst du von dem Grase zum Fressen bringen."

Der Bursche folgte dem Geheiss, wurde zum Unkrautjäten angenommen und ernährte sich durch diese Arbeit; dem Hengst brachte er täglich Gras und Unkraut.

Um diese Zeit führte der König einen heissen Krieg, und alles Kriegsheer ward gegen den Feind aufgeboten. Als der Bursche zum Hengst kam, erzählte er ihm: „Der König zieht in den Krieg; alle streitbaren Männer sind zum Kampf aufgerufen worden."

„Nun, stelle dich auch zum Kampf", gebot der Hengst; „suche irgend eine Schindmähre auf und ziehe mit den Andern dahin."

Was war dabei zu thun? Der Bursche ging hin, um sich anzubieten, und erhielt ein elendes Pferd. Das Heer zog auf einer Strasse dahin, die an einem schlammigen Sumpfe vorüberführte. Da trieb der Bursche seine Mähre in den Graben, so dass sie im Schlamme versank; nun rief er die Krieger an, die auf schönen, gutgeschirrten Rossen ritten, dass sie ihm helfen sollten, das Pferd aus dem Sumpf zu ziehen. Doch die Reiter wollten nichts davon hören, lachten ihn aus und riefen: „Bleibe du selber bei deiner Schindmähre! Was sollst du im Kampfe, ein solcher Mann und solch eine Kracke!"

So blieb denn der Bursche zurück, da ihm Niemand

half; aber kaum war das Heer vorübergezogen, als der Bursche seine alte Mähre im Stich liess und zu seinem treuen Hengste eilte; in nur drei Sprüngen machte dieser eine Meile, und bald hatten die Beiden auf einem andern Wege das feindliche Heer erreicht. Mit dem grossen Schwerte schlug der Bursche den Feind zu Schanden, lang ehe das übrige Kriegsheer an den Kampfplatz gelangt war und die Schlacht sehen konnte. Als die obersten Kriegsherren an den Platz kamen, sahen sie, dass der Feind besiegt war und dass nur ein Haufen Todter auf dem Felde lag. Alle verwunderten sich nun und fragten: „Wer hat uns diesen Liebesdienst erwiesen und den Feind also geschlagen?“ Niemand wusste, wie sich die Sache verhielt, und das Heer kehrte zurück, um dem Könige zu berichten, wie es in dem Kriege zugegangen war.

Der Bursche, der im Kampfe eine schwere Wunde an der Hand davongetragen hatte, war gleich von dem Kampfplatz fortgeeilt, dass ihn Niemand zu sehen bekam, und auf Nebenwegen war er an die Strasse gelangt, auf welcher das Kriegsheer heimkehren musste. Wieder stand er neben seiner eingesunkenen Schindmähre, als die Krieger herankamen, und bat diese um ihren Beistand. Doch die Soldaten lachten ihn aus und sagten: „Bleib nur da bei deiner Mähre; von dir hätten wir doch keine Hülfe im Kriege gehabt, wenn du mitgekommen wärest.“ So zogen sie weiter und erzählten dem Könige, wie es gegangen war.

Als der König die Geschichte erfuhr, verwunderte er sich über die Massen und sprach: „Wer hat uns die Barmherzigkeit gethan, unsern Feind zu schlagen?“ Doch Niemand konnte ihm eine Erklärung geben.

Man lebte ruhig eine Zeitlang hin, und der Bursche jätete wie früher den Rasen ab; vor dem Arbeiten verband er sich stets die Wunde, die er im Kriege erhalten hatte. Dieses sah die Königstochter, welche den Burschen auf

ihren Spaziergängen bemerkt hatte, und sagte endlich zu ihrem Vater: „Dieser Bursche war gesund, als er herkam, und jetzt ist er verwundet. Woher mag das kommen?“

Da stellte der König den Burschen zur Rede und fragte: „Bist du auch im Kampf gewesen, dass du an der Hand eine so grosse Wunde hast?“ — So in die Enge getrieben, bekannte der Bursche die ganze Geschichte und sagte: „Ja, ich bin der Mann, der die Wunderthat vollbracht und den Feind geschlagen hat; und dieses ist mein Wahrzeichen, diese Wunde, die früher nicht da war.“

Da der König sich noch immer wunderte und zu zweifeln schien, fuhr der Bursche fort: „Da Ihr mir nicht glaubt, will ich Euch sogleich meine ganze Macht auf Eurem Schlosshof zeigen.“

Darauf eilte er in den Eichenwald zu seinem Hengste, zog die stolzen Gewänder an, die er vom Teufel erhalten, gürtete das grosse Schwert um und setzte die goldene Mütze auf, die im Blutzuber vergoldet worden war; dann schwang er sich auf den Rücken des Hengstes und sprang über das Thor in den Schlosshof hinein. Er zeigte sich dort in seiner Männlichkeit mit seiner Rüstung, seinem Schwerte und seiner Wunde, und enteilte wieder, — Niemand wusste, wohin er entschwand. Auf dem Schlosshofe blieben der König und sein Gefolge mit offnem Munde stehen und wunderten sich, wer der Mann sei, der auf so schönem Pferde und in solchem Aufzuge erschienen war; an den Burschen, der das Unkraut jätete, dachte man gar nicht, das war doch zu unmöglich! Während dessen war der Bursche wieder im Eichenwalde angelangt, und der Hengst sprach nun zu ihm: „Nimm jetzt dein Schwert und schlage mir den Kopf ab. Dieses ist nicht mein eigenes Haupt, sondern ein vom Teufel angezaubertes.“

„Wie sollte ich dir solches thun, dir, meinem Wohl-

thäter, der mich aus den Klauen des Teufels errettet hat! Das ist unmöglich!" rief der Bursche aus.

Doch der Hengst sagte: „Du musst es thun! Dieses ist des Teufels Kopf. Thust du es nicht, werde ich dich umbringen!"

Da that der Bursche, wie ihm geboten wurde: er hob das Schwert und schlug dem Hengst den Kopf ab. Doch kaum war das Ross todt, als aus ihm der Königssohn hervortrat, der in einen Hengst verzaubert gewesen war und als solcher wie ein vernünftiger Mensch geredet hatte.

Nun sagte der Königssohn zu seinem einstigen Pfleger: „Jetzt wollen wir zweie zu meinem alten Vater hingehen. Behalte du die schönen Gewänder an; ich bleibe, wie ich gekleidet war, als ich zuletzt hier weilte."

Der Vorschlag war gut, Beide gingen dahin und kamen in das Schloss. Der König erkannte alsbald seinen Sohn an den alten, wohlbekannten Kleidern und fragte in seiner Erregung: „Wie ist mir denn? Dein Antlitz ist wie das meines Sohnes; und doch, — wer hat dich aus der Gewalt des Teufels erlöst, der dich mir als Kind geraubt hatte?"

Der Sohn antwortete: „Dieser hat mich befreit, der Mann, der neben mir steht." „Was bist du für ein Mann?" fragte der König den Gefährten seines Sohnes. „Ich bin der Bursche, der schon seit Monden in Eurem Schlosse den Rasen vom Unkraut reinigt", antwortete der Bursche.

Aber Niemand wollte ihm das glauben, Alle hielten ihn für irgend einen mächtigen Grafen, bis er seine Wunde zeigte, welche die Königstochter oft gesehen, wenn er seine Hand beim Jäten verbunden hatte.

Nachdem der alte König Alles erfahren, gab er dem Bettlerburschen einen Sitz zunächst dem seinigen und schenkte ihm seine Tochter zum Weibe. Des Königs

eigner Sohn kam nun zu seinem Rechte und blieb als des Vaters Erbfolger im Schlosse. — Hier endet die Geschichte. Wer sie nicht glaubt, mag weiter danach fragen!

16.

Die wunderbare Flöte.

(Aus Satakunta.)

Einstmals wurden einem Könige drei Töchter geboren. Der Vater liess alle Seher und Wahrsager seines Reiches in seinem Schlosse versammeln, um von ihnen das zukünftige Schicksal dieser Kinder zu erfahren. Es kam eine grosse, grosse Schaar Seher herbei, und alle sagten aus, dass der König seine Töchter bis zu ihrem zwanzigsten Jahre vor dem Lichte des Himmels verborgen halten müsste, sonst würde Schlimmes geschehen.

Diesem Ausspruch zufolge wurden die Kinder ganz versteckt gehalten, so dass man sie nie aus dem Schlosse hinausliess. Aber als die Jüngste bereits fünfzehn Jahre alt geworden, dachte der Vater in seinem Sinne: „Man kann die Mädchen doch nicht länger im Finstern quälen, sie sind ja schon erwachsen; draussen wird ihnen auch nichts weiter geschehen.“

In der Nähe des Schlosses befand sich ein schöner Hain, in dem die verschiedenartigsten Bäume und Früchte wuchsen; dorthin liess der König seine Töchter gehen und gab ihnen Wächter zum Schutze mit. — Aber wie erging es ihnen? Die Mädchen waren kaum im Walde angelangt und hatten angefangen miteinander zu scherzen und zu spielen, da erfolgte ein heftiger Knall, und sie verschwanden vor den Augen ihrer Wächter, man wusste nicht wohin. Nun kam eine grosse, tiefe Trauer über das ganze Schloss.

Der König verging seit dem Tage vor Gram und kümmerte sich um gar nichts mehr, so betrübt war sein Sinn.

In des Königs Gefolge waren ausser vielen Anderen auch drei Hofherren und ein junger Stallbursche. Ihrem Könige zu Gefallen beschlossen die Herren auszuziehen, um die verschwundenen Königstöchter zu suchen; sie nahmen noch einige Leute mit und machten sich auf den Weg. Den Stallburschen wollten sie jedoch nicht mit haben, obgleich er dringend darum bat und flehte.

Eine Woche war vergangen, ohne dass die Suchenden auch nur das Geringste gefunden hatten; da kehrten sie heim, um sich Speisevorrath zu holen. Eine Nacht ruhten sie im Schlosse aus, erbaten sich dann neuen Urlaub vom Könige und zogen aufs neue aus die Entschwundenen zu suchen. Wieder verlangte der Stallbursche mit ihnen zu gehen, doch sie mochten ihn nicht haben und sagten: „Was thun wir dort mit solch einem Manne? Du kannst uns doch keine Hülfe bringen.“ Der Bursche grämte sich darüber, dass die Anderen ihn nicht mitnehmen wollten, und ging betrübten Sinnes an seine gewöhnliche Arbeit, Eichen im Walde zu fällen.

Da trat zu ihm ein alter Mann, der viel grösser war als die übrigen Menschen, und schaute lachend der Arbeit des Burschen zu. — „Ei“, sagte er, „was sollst du, junger Knabe, diese Stämme niederhauen; lass mich's versuchen!“

Der Bursche, welcher wohl merkte, dass dieser Fremde kein gewöhnlicher Mensch sei, fürchtete sich trotzdem nicht vor ihm, sondern sann darüber nach, was jetzt zu beginnen wäre. Bald glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben; er schlug mit seiner Axt tief in einen Baumstumpf hinein, stellte sich dann an, als sei er ganz erschrocken darüber, und sagte: „Ach, nun kann ich meine Axt nicht mehr herausbekommen! Goldner Alter, thut Euren Finger ein wenig in die Spalte und treibt sie auseinander, damit die

Axt loskommt." Der Alte war nicht auf seiner Hut und steckte unbedacht den Finger in die Ritze; doch der Andere zog im selben Augenblick die Axt heraus und that sie auf die Schulter. Da stand nun der arme Alte, den Finger im Baumstumpf eingeklemmt, und schrie und flehte den Burschen an, dass er ihn befreien sollte. Dieser schien sich aber gar nicht um die Noth des Alten zu kümmern, sondern sagte nur: „Ich lasse dich nicht frei, bist du mir sagst, wo des Königs verschwundene Töchter sind." „Befreist du mich ganz sicher, dann will ich's dir sagen", erwiderte der Alte in seiner Qual. „Ich halte stets mein Wort", versicherte der Bursche, und der Alte offenbarte ihm darauf, wie die Sachen stünden, und sagte: „Die drei Königstöchter sind in der Gewalt des Bergkobolds. Die Jüngste befindet sich hundert Klafter tief in einer eisernen Kammer und hat eine eiserne Krone auf dem Haupte und einen eisernen Ring am Finger. Die mittlere ist in einer silbernen Kammer und trägt eine silberne Krone und einen silbernen Ring. Wiederum hundert Klafter von dort aus gerechnet, sitzt die dritte in einer goldenen Kammer, eine goldene Krone auf dem Haupte und einen Goldring am Finger."

„Gut, dass ich das weiss!" sagte der Bursche. „Doch wie soll ich sie befreien?"

„Ho, die werden schon mitkommen," meinte der Alte, „ich gebe dir solche Dinge, mit deren Hülfe du dorthin gelangst; mache mich nur erst frei!"

Der Bursche schlug nun mit der Axt in den Baumstumpf und befreite den Finger des Alten aus dem Spalt; da gab ihm der Greis einen hundert Klafter langen Strick; dazu ein Schwert, ein Fläschchen mit Elementswasser und eine Flöte, indem er sagte: „Dieses alles wirst du nöthig haben. Wenn du in den Berg hineingehen willst, brauchst du nur die Flöte zu blasen, so komme ich zu dir."

Darauf trennten sich die Beiden; der Stallbursche kehrte

ins Königsschloss heim, und wer weiss, wohin der Alte fortwirbelte.

Bald darauf kamen die Hofherren mit ihren Leuten zurück, aber sie hatten auf ihrer Reise gar keine Kunde von den Gesuchten erlangt. Da trat der Stallbursche vor den König und bat demüthig um die Erlaubniss, diesmal ausziehen zu dürfen. „Ich könnte doch vielleicht etwas von der Sache wissen,“ meinte er; „mögen die Hofherren jetzt zu Hause bleiben, ich will allein ausgehen, um zu suchen.“

Als der König diese Bitte vernommen, erlaubte er dem Burschen zu ziehen und sagte traurig: „Schwerlich wirst du mir Kunde von meinen Töchtern verschaffen, da es auch Andere nicht vermocht haben; aber versuche es jedenfalls, da dein Sinn danach steht.“

Nachdem der Bursche den Urlaub erlangt, besann er sich nicht lange, sondern machte sich gleich auf den Weg und nahm die Sachen mit, die er vom Alten erhalten hatte. Im Walde, als er glaubte, dass ihn Niemand sehen könnte, blies er und pfiff auf seiner Flöte, und sofort kam der Alte, dessen Finger er aus dem Baumspalt befreit hatte, herbei und fragte: „Bist du jetzt bereit zu gehen?“ — „Ja“, sagte der Bursche. „Nun, so folge mir!“ sagte der Alte, und ging voraus, um dem Burschen den Weg zu weisen.

Die Hofleute, die gesehen hatten, dass der Stallbursche das Schloss verliess, waren ihm heimlich nachgeeilt, um zu erfahren, wohin er ginge. Zu ihrer Verwunderung sahen sie, wie der Bursche durch sein Flötenspiel den fremdartig ausschauenden Alten herbeirief und diesem sodann folgte; nun gingen auch sie leise den Beiden nach. Der Bursche und der Alte ahnten nichts davon und wanderten sorglos weiter bis an den Berg, worin der Kobold wohnte, der die Königstöchter gefangen hielt. Als sie an das Eingangsloch kamen, von wo aus ein Weg in das Berginnere hinunter-

führte, liess der Alte zuerst den Burschen am Seil hinab und folgte dann selber hinterdrein.

In einer Tiefe von hundert Klaftern standen sie plötzlich vor einer eisernen Thür, die ihnen den Weg versperrte; doch der Alte belehrte den Burschen und sagte: „Nimm dein Schwert und zerschlage die Thür.“

Der Bursche that also und schlug nur einmal mit dem Schwerte an die Thür, da zersprang dieselbe in Stücke und die Wandrer gelangten hindurch. Hier sass nun des Königs jüngstes Töchterlein in der eisernen Kammer und hatte eine eiserne Krone auf dem Haupte und einen eisernen Ring am Finger; der Bergkobold, der ein grosses Horn auf dem Kopfe und nur ein Auge in der Stirn hatte, bewachte sie selber. Er erhob sofort den Kopf und sagte: „Ho, hoo! es riecht hier nach Menschenblut!“ Und er wollte von seinem Platze aufstehen, aber das Mädchen hinderte ihn daran und sagte: „Hier ist nichts. Ein Rabe ist hier vorbeigeflogen, der ein Stück Aas im Schnabel gehabt haben mag, — das riecht wohl so.“ Der Bergkobold, der alt und halbblind war, konnte den Burschen an der Thür nicht sehen; er glaubte den Worten des Mädchens und beruhigte sich.

Im Ofen brannte grade das Feuer und nebenan lehnte ein grosser, eiserner Haken, mit dem der Bergkobold die Holzscheite im Ofen zu wenden pflegte. Der Bursche nahm leise den Haken an sich, hielt ihn über die Gluth, bis er heiss wurde, und stach dann mit dem glühenden Eisen dem Bergkobold das Auge aus. Dieser schnellte vor Schmerz in die Höhe und fing an herumzurennen, und schrie dabei so entsetzlich, dass der Berg davon widerhallte; da der Kobold nun blind war, konnte er den Burschen nicht erhaschen, und dieser hieb ihm mit dem Schwerte den Kopf ab. Jetzt kam auch der Alte heran, um dem Burschen zu rathen, und sagte: „Die jüngste Königstochter hättest du

erlöst; nimm ihr nun die Krone vom Haupte und den Ring vom Finger. Den Ring musst du entzwei schneiden, die eine Hälfte behalten und die andere an den Finger zurückthun."

Der Bursche befolgte den Rath; er zertheilte den Ring mit seinem Schwerte, behielt die eine Hälfte für sich und gab die andere zurück; die Krone liessen sie in des Bergkobolds Kammer, und die Königstochter folgte dem Burschen und dem Alten hinaus.

Jetzt sollte die mittlere Schwester befreit werden. Der Alte liess den Burschen und das erlöste Mädchen hundert Klafter tief in den Berg hinab und kam dann ihnen nach. Hier versperrte ihnen eine silberne Thür den Weg, doch der Alte belehrte wieder den Burschen und sagte: „Nimm dein Schwert, schlage die Thür in Trümmer!" Der Bursche that einen Schlag; sofort öffnete sich die Thür, und sie konnten in die silberne Kammer gelangen, in welcher des Königs mittelste Tochter wohnte. Das Mädchen hatte eine silberne Krone auf dem Haupte und einen silbernen Ring am Finger. Auch ihr nahm der Bursche die Krone ab und liess diese in der Kammer, wie früher; aber den Ring schnitt er mit dem Schwerte in zwei gleiche Hälften, wovon er die eine behielt und die andere wieder an des Mädchens Finger steckte. Darauf gingen sie alle vier aus der Kammer hinaus.

Nun liess der Alte die Anderen wiederum hundert Klafter tief hinunter bis an die Kammer der ältesten Königstochter, wo dasselbe geschah wie früher. Nachdem der Bursche die Thür mit seinem Schwerte zertrümmert, um hindurchzugelangen, nahm er der Königstochter die goldene Krone vom Haupt und liess dieselbe in der Kammer; doch den Ring theilte er in zwei Hälften, behielt die eine und gab die andere dem Mägdlein zurück. Als dieses geschehen war, begannen sie alle zum Berge hinaufzusteigen,

der Alte voran, die Anderen hinterdrein. Von Treppe zu Treppe kletterten sie immer höher, und der Alte half ihnen stets dabei. Endlich kam die letzte Stiege; der Alte ging voran, zog die Mädchen am Stricke herauf und wollte zuletzt auch den Burschen emporheben. — Doch wie erging es dabei? — Die Hofherren waren soeben an dem Berge angelangt; sie nahten sich dem Alten, wie er gerade beim Ziehen war, und kaum erschien der Bursche an der Erdoberfläche, da rissen sie dem Alten unversehens den Strick aus den Händen, sodass der Bursche kopfüber in den Berg zurückstürzte. In seiner Verwirrung darüber entfloh der Alte in den Wald, und die Hofherren nahmen die Königstöchter mit sich, um sie nach dem Königsschlosse zu führen; zuvor liessen sie die Mädchen einen Eid ablegen, dass diese Alles bekräftigen sollten, was auch die Herren vor dem Könige aussagen würden. Aus Furcht sagten die Mädchen ihnen Alles zu. Im Königsschlosse angelangt, traten die Hofherren vor den König und prahlten damit, dass sie dessen Töchter aus der Gewalt des Bergkobolds befreit hätten. Da nun auch die Mädchen die Wahrheit dieser Behauptung bezeugten, glaubte der König daran, und die Hofherren wurden mit grossen Ehren überhäuft, weil sie solch eine Wunderthat vollbracht hatten. An den Stallburschen dachte jedoch weder der König noch sonst Jemand mehr; er war vergessen. Nur die Mädchen gedachten seiner, aber sie wagten nicht von ihm zu reden; — natürlich, da sie einen Eid geschworen hatten.

Aber der Stallbursche war noch am Leben. Als er, nachdem der Strick gerissen, besinnungslos hinuntergestürzt war, blieb er mit arg zerschlagenem Leibe liegen. Wie er wieder zu sich kam, erinnerte er sich, dass er ein Fläschchen mit Elementswasser bei sich trug; kaum hatte er etwas davon in den Mund genommen, so erholte er sich sofort und ward frisch und gesund. Er wanderte nun im

Bergesinnern ganz traurig umher und dachte über sein Unglück nach; da fiel ihm plötzlich die vom Alten erhaltene Flöte ein, und er fing an, ein wenig darauf zu pfeifen und zu blasen. Sogleich stand auch der alte Mann neben ihm und fragte: „Was weinst du und trauerst du hier, mein Söhnchen?“

„Darüber traure ich,“ antwortete der Bursche, „dass ich wohl in alle Ewigkeit nicht hier hinausgelangen werde, obgleich ich doch die Königstöchter befreit habe.“

Der Alte sagte darauf: „Hier wäre wohl ein Rabe zu haben, wenn er dich nur zu tragen vermöchte.“

„Ach, das wird er schon können!“ meinte freudig der Bursche. „Ich bin so vergrämt, verhungert und abgemagert, dass ich nicht mehr viel wiegen mag.“

Da brachte der Alte den Raben herbei, der Bursche setzte sich auf dessen Rücken und kam auf diese Weise an die Erdoberfläche, dass es nur so schwirrte. Oben angelangt, warf ihn der Rabe vom Rücken ab und flog seiner Wege, wer weiss wohin.

Hier stand nun der Bursche und dachte und sann, was er jetzt beginnen sollte. Er wagte nicht mehr ins Königsschloss zu gehen, da er dort die Hofherren vermuthete und sich vor ihnen fürchtete; und sonst wusste er doch keinen Ort, an dem er leben konnte. In solchen Gedanken war er aber immer weiter gewandert und war so in die Nähe des königlichen Gebietes gelangt. Da sah er an der Landstrasse eine Schmiede stehen; in die kehrte er ein und trat zu dem Schmiede in die Lehre.

Es mochten einige Wochen vergangen sein, als man den Schmied ins Königsschloss berief. Die jüngste Königstochter trug nämlich Verlangen nach einer ebensolchen Krone, wie sie im Berge besessen hatte, und des Burschen Meister sollte diese verfertigen. Der arme Mann hätte am liebsten die Arbeit gar nicht übernommen, da er sich nicht

getraute, einen solchen Gegenstand zu stande zu bringen; aber des Königs Gebot war streng, und dem Schmiede half all sein Sperren nicht. Die Krone musste gemacht werden, wie befohlen war; nach Mittel und Möglichkeit fragte Keiner.

Nun, es blieb nichts zu thun übrig, der Schmied musste sich ans Werk machen. Nachdem er mehrere Tage lang geschmiedet, bekam er Etwas fertig, was einer Krone ähnlich sah; das schickte er der Königstochter. Aber das Ding passte gar nicht, — wie sollte auch ein Schmied solche Arbeit verstehen? — und die Königstochter sandte es zurück.

Als der Bursche die Geschichte von seinem Meister erfuhr, fing er an darüber nachzusinnen, ob er nicht der Königstochter diesen Gegenstand verschaffen könnte; in der Nacht, sobald der Schmied eingeschlafen war, ging der Bursche hinter die Schmiede und spielte und pfiff auf seiner Flöte, in der Hoffnung Beistand zu erlangen. Sofort kam der Alte herbei und fragte: „Warum spielst du, was verlangst du, mein Jüngelchen?"

Der Bursche antwortete: „Die Königstochter verlangt nach einer ebensolchen Krone, wie sie im Berge getragen hat, und ich möchte ihr gern eine solche verschaffen."

„Die bekommst du schon", sagte der Alte, und alsobald stand die eiserne Krone aus des Bergkobolds Gemache vor ihnen; wer weiss, durch welche Macht der Alte sie herbeigeschafft haben mochte! — Ei, wie freute sich der Bursche darüber! Er legte sich gleich schlafen und stellte die Krone auf die Bank neben seinem Bette.

Am Morgen früh kam der Schmied um seinen Lehrburschen zu wecken und erblickte die fertige Krone auf der Bank. Verwundert fragte er den Burschen: „Warum und wie hast du diese Arbeit so heimlich gemacht?"

„Ich habe nicht daran gedacht sie heimlich zu machen", erwiederte der Jüngling; „ich meine, das Klopfen hier

müsste Jeder gehört haben, denn ich habe die ganze Nacht über geschmiedet.“

„Nun, da du das Werk allein zu stande gebracht hast und es dir wohlgelungen ist,“ sagte der Schmied, „so magst du es auch selber der Königstochter bringen. Vielleicht gefällt es ihr.“

Doch der Bursche wollte nicht hingehen, sondern bat den Meister die Krone hinzutragen; wenn er wollte, könnte er ja sagen, dass der Lehrbursche dieselbe gemacht habe. Endlich ging der Schmied darauf ein, brachte der Königstochter die Krone und sagte, dass der Lehrbursche sie neu gefertigt habe. Die Königstochter betrachtete die Krone, setzte sie sich aufs Haupt, lobte sie ungemein und behauptete, dass sie ganz ebenso sei wie die, welche sie im Berge getragen habe, wenn sie nicht noch schöner sei. Der Schmied erhielt nun einen reichen Lohn, und der König versprach ihm auch ferner seiner zu gedenken, wenn man im Schlosse einen Schmied brauchen sollte. Der Mann war überglücklich, dass die Sache so glatt verlaufen war und dass er die schwere Aufgabe des Königs hinter sich hatte; er wollte sich eben mit seinem guten Lohne nach Hause begeben, als des Königs zweite Tochter zu ihm trat und ihn aufhielt. Sie hatte nämlich gesehen, wie schön die Krone ihrer Schwester war, und trug nun auch Verlangen nach der Silberkrone, die sie im Berge gehabt hatte. Desshalb redete sie den Schmied an und übergab ihm eine Zeichnung, nach welcher er den Schmuck verfertigen sollte. Der Schmied merkte wohl wie schwer die aufgetragene Arbeit war, aber er wagte nicht zu widersprechen, nahm das Muster aus der Hand des Mädchens und ging damit nach Hause. Sobald er hier seines Lehrburschen ansichtig wurde, sagte er zu diesem: „Bist du jetzt Mannes genug mir eine silberne Krone zu machen? Hier ist das Vorbild, wonach sie verfertigt werden soll.“

Der Bursche meinte darauf: „Ich bin freilich nicht auf Silberarbeit eingeübt und bin wohl sehr ungeschickt darin. Aber lass uns beide in der Schmiede versuchen, ob wir nicht solch ein Ding zu stande bringen.“

Den ganzen Tag arbeiteten sie daran, bis die Krone endlich fertig war. Die ward nun der Königstochter gebracht; aber als diese den Schmuck anprobirte, rief sie sofort: „Die Krone passt nicht, — sie taugt nichts, — sie ist auch nicht aus reinem Silber!“

Was nun thun? Der Schmied ging aus dem Schloss nach Hause, ganz betrübt, dass sein Werk nichts getaugt hatte, und erzählte die Sache seinem Gehülfen. Der Bursche sagte nichts dazu, obgleich er den Kummer seines Herrn sah; er wartete den Abend ab, bis sich der Meister schlafen gelegt hatte, dann ging er in der Nacht wieder hinter die Schmiede und spielte und blies auf seiner Flöte. Da erschien derselbe Alte wie früher vor ihm und fragte: „Warum spielst du auf deiner Flöte, was brauchst du?“

„Wenn ich nur der mittelsten Königstochter die Silber krone, die sie im Berge gehabt, verschaffen könnte! Sie will dieselbe haben“, antwortete der Bursche.

„Hei! die hole ich dir sogleich!“ sagte der Alte, und im selben Augenblick lag die Krone vor ihnen. Nun konnte sich der Bursche schlafen legen; er streckte sich auf seinem Bette aus und stellte die Krone neben sich auf die Bank.

Am Morgen kam der Schmied in die Stube, um nach seiner Gewohnheit den Lehrburschen zu wecken; da sah er die Silberkrone auf der Bank und sagte zum Burschen: „Nun, du bist mir ein rechter, neckischer Schelm! Was willst du für deine Krone haben?“ — „Ich verlange nichts dafür,“ antwortete der Bursche, „bringt nur die Krone der Königstochter.“

Der Schmied wollte nicht darauf eingehen und wünschte, dass der Bursche seine eigene Arbeit abliefern sollte; aber

dieser sagte: „Mir kommt es nicht zu hinzugehen, denn der Meister ist grösser als der Lehrling.“

Endlich ging der Schmied selber hin und brachte die Krone ins Königsschloss, wo die Königstochter dieselbe sehr lobte und bewunderte und sagte: „Diese ist ganz genau wie die, welche ich im Berge hatte, und passt wunderbar.“

Der Schmied war sehr glücklich über dieses Lob; doch die Freude war nicht von langer Dauer. Des Königs ältestes Töchterlein sah, wie schön und schmuck die Silberkrone ihrer Schwester war, und fühlte nun ihrerseits ein heftiges Verlangen nach einer Goldkrone, derjenigen ähnlich, die sie im Berge getragen hatte.

„Was habt Ihr denn für einen Lehrburschen, der so Schönes zu arbeiten versteht?“ fragte sie den Schmied. „Vermag er auch mir eine so gut passende Krone zu machen wie meinen beiden Schwestern, dann soll er mein Gemahl werden und das ganze Reich soll ihm gehören, mag er jetzt auch noch so gering sein!“

Was nun? Darauf konnte der Schmied doch nichts erwidern. Nachdem er von dem Mägdlein ein Vorbild erhalten, wonach die Arbeit gefertigt werden sollte, ging er stracks nach Hause, gab dem Lehrburschen das Muster und sagte: „Wenn du jetzt eine goldene Krone nach diesem Vorbilde zu stande bringst, erhältst du die Königstochter zur Gemahlin und erbst das ganze Reich. Du wirst wohl auch aus Gold eine Krone zu machen wissen, da du schon eine aus Silber und aus Eisen geschmiedet hast; mich brauchst du gewiss nicht mehr bei der Arbeit, ebensowenig wie früher.“

Mit diesen Worten verliess er seinen Lehrburschen und ging unbesorgt um die ganze Sache seiner Wege; doch nahm er sich ganz gewiss vor, den Lehrling bei der Arbeit heimlich zu überwachen, um zu sehen, was er dabei thäte. Zu dem Zweck gedachte er in dieser Nacht sich gar nicht

schlafen zu legen, sondern die ganze Zeit zu wachen und zu lauschen, ob der Bursche in der Schmiede klopfen und was er sonst anfangen würde. Der Bursche wiederum errieth die Gedanken des Meisters und rührte sich nicht aus der Stube, sondern wartete auf das Einschlafen seines Herrn. So bewachten sie einander und lauerten bis in die tiefe Nacht hinein, bis endlich der Schlaf den Schmied übermannte und dieser zu schnarchen begann, dass ihm die Brust dröhnte. Kaum hörte der Bursche, dass sein Herr schlief, so sprang er von seinem Bette auf, ging hinter die Schmiede wie früher und blies seine Flöte. Da erschien wieder derselbe Alte und fragte, was er wolle. Der Bursche erzählte dem Alten die ganze Geschichte, dass er jetzt die Goldkrone aus dem Berge brauche, um den Wunsch der Königstochter zu erfüllen.

Im selben Augenblick erhielt er auch vom Alten, was er verlangt hatte, — schön war die Krone, die der Alte herbeigeschafft, und er hatte wahrlich nicht dabei gezögert! — Darauf legte sich der Bursche schlafen und stellte die Goldkrone neben sich auf die Bank.

Es ward Morgen, und der Schmied erwachte aus dem Schlafe; da fuhr er vom Lager empor und eilte in die Kammer des Lehrburschen. Dort erblickte er die fertige Goldkrone auf der Bank und verwunderte sich und sagte zu dem Burschen: „Nun, du bist gewiss der rechte Meister, der du solche Arbeiten in der Nacht machst! Bringe nun selber deine Krone zur Königstochter, damit du siehst, ob sie ihr passt.“

„Ich könnte ja hingehen!“ meinte der Bursche und machte sich zum Gange bereit.

Lange gefiel es ihm aber nicht zu Fusse zu wandern; er blies seine Flöte, wie ehedem, und rief den Alten mit den Worten herbei: „Ich muss diese Krone ins Königsschloss bringen, aber es ist hässlich, zu Fusse dort anzu-

kommen; wenn ich statt dessen einen goldenen Wagen mit drei mäusefarbenen Rossen bekommen könnte, würde ich viel eher den Muth finden mich an des Königs Hof zu begeben."

„Hoh! wenn du weiter nichts brauchst, die sollst du haben!" versicherte der Alte; und sofort stand vor dem Burschen, was er verlangt hatte, sowohl Wagen wie Rosse. Der Bursche stieg nun mit seiner Krone in den Goldwagen und fuhr herrlich dahin mit seinen mäusefarbenen Pferden.

Die Hofherren, welche um das Gelübde der ältesten Königstochter wussten, hatten unterdessen Mörder an die Heerstrasse gestellt, welche den Ueberbringer der Krone verhindern sollten, die Königstochter zu gewinnen. Doch als der Bursche so herrlich herangefahren kam, wussten die Mörder nichts Anderes zu thun, als sich mit tiefen Verbeugungen die Mütze vom Haupte zu reissen; dabei verwunderten sie sich, woher dieser grosse, mächtige Herr sein möge. Auf diese Weise gelangte der Bursche unbehelligt vorwärts und fuhr beim Königsschlosse an, dass Alles dröhnte. Dort stieg er aus dem Wagen und schritt, die Krone in der Hand, durch die Gemächer. Da kamen alle die Schlossbewohner zu Hauf herbei und betrachteten mit Erstaunen die vom Burschen verfertigte Krone; das Königstöchterlein, für welche sie bestimmt war, hüpfte sogar vor Freuden und lobte ihre Krone, dass sie genau so sei, wie die, welche sie im Berge gehabt habe, wenn sie nicht gar noch etwas besser sei.

Nun ward der Bursche muthiger; er nahm die Ringhälften aus seiner Tasche und näherte sich erst der jüngsten Königstochter, der er die Eisenringhälfte an den Finger steckte, indem er sagte: „Gehört nicht dieses Stück zu Eurem Ringe?"

Nun, gewiss gehörte es dazu, und der ganze Rath des Königs bezeugte die Wahrheit der Sache. Darauf ging der

Bursche zur mittelsten Schwester und steckte auch ihr die Hälfte des Silberrings an den Finger, indem er fragte: „Nicht wahr, dieses gehört hierzu?“ Zuletzt übergab er dem ältesten Königstöchterlein den halben Goldring mit der Frage: „Ist dieses nicht hiervon?“ Und wieder bezeugte der ganze Rath, dass dem wirklich so sei.

Was nun weiter? — Die Königstochter setzte ihre Goldkrone auf und sagte zum Burschen: „Nun, wenn die Sache so steht, so bist du mein und ich bin dein, — und dein ist auch das ganze Reich!“ Darauf wurden alle Schlossbewohner und viele fremde Gäste zusammenberufen, und dem Stallburschen und dem ältesten Königstöchterlein ward eine Hochzeitsfeier bereitet, wie keine schönere auszudenken ist. Der Bursche erhielt auch die Macht die Hofherren zu strafen, wie er wollte. Den einen verurtheilte er alte Birkenrindenschuhe zu tragen; der zweite musste auf dem Rücken eines Schweines reiten, den dritten warf man in die Luft. — Hiermit endet die Geschichte.

17.

Die Gaben des Unholds[1].

(Aus Liperi.)

In einem Walde lag ein Gehöft, worin ein alter Mann mit seinem einzigen Sohne wohnte. In der Nähe der Hütte stand eine Anzahl grosser Birken, in denen gewöhnlich eine Schaar Birkhühner nistete. Schon oft hatte der Sohn seinen Vater um die Erlaubniss gebeten die Birkhühner zu schiessen; aber stets hatte ihm der Alte streng verboten auch nur ein einziges davon zu tödten. Endlich ward der Jüngling ungeduldig und mochte das Verbot nicht mehr beachten; er

[1] Unhold — im Finnischen: paholainen — der Böse.

griff ohne Wissen seines Vaters nach dem Bogen und schoss ein Birkhuhn auf der Birke an. Er hatte aber nicht ganz richtig getroffen, und das Birkhuhn flatterte weiter, bis es nach kurzer Zeit auf die Erde fiel. Der Bursche versuchte nun den Vogel einzufangen; doch stets, wenn er in dessen Nähe kam, flatterte das Birkhuhn eine Strecke weiter. Durch dieses Spiel verleitete es den Jüngling ihm immer tiefer in den Wald hinein zu folgen, bis er sich meilenweit vom Hause entfernt hatte. Dem Vogel immer nachjagend, befand er sich zuletzt in einem tiefen Dickicht, und da es bereits zu dunkeln anfing, so musste er das Birkhuhn verloren geben, welches plötzlich im Walde verschwand, so dass von dem Vogel nichts zu sehen noch zu hören war.

Nun versuchte der Jüngling den Heimweg zu finden, aber er kannte die Richtung nicht. Er schritt und hüpfte hierhin und dorthin, doch keine Menschenwohnung war zu sehen. Die Nacht kam heran, und der Jüngling hatte sich darein ergeben, im Walde schlafen zu müssen; da sah er plötzlich einen Unhold vorüberrennen, gefolgt von Wölfen, die ihm in die Fersen bissen. Sofort nahm der Jüngling seinen Bogen und schoss in das Rudel Wölfe hinein, sodass mehrere davon todt blieben; die anderen erschraken darüber und ergriffen die Flucht. Wie freute sich da der Unhold, dass er der Gefahr entgangen war! Er trat zu dem Jüngling heran, bedankte sich für die Wohlthat, dass er ihm das Leben gerettet hatte, und versprach ihm einen guten Lohn, wenn der Jüngling ihm nach Hause folgen wollte.

„Das wäre ja schön, wenn ich ein Nachtlager bekommen könnte! Den ganzen Tag lang bin ich im Walde umhergeirrt, ohne mich heimfinden zu können“, antwortete der Jüngling und ging auf den Vorschlag ein.

„Nun, so komm mit mir“, sagte darauf der Unhold und führte den Burschen in sein Haus. Dort angelangt, legte sich der Jüngling sofort schlafen, da er vom vielen

Laufen müde war; aber der Hausherr selbst ging in den Wald, um Nahrung zu schaffen, die er seinem Befreier vorsetzen könnte.

Während dessen versuchte des Hauses Schaffnerin den Jüngling aus dem Schlafe zu wecken; sie rüttelte und schüttelte ihn und rief ihm zu, dass er an einem gefährlichen Orte sei, und wollte ihn zur Flucht antreiben. Doch der Jüngling wachte nicht auf; ein paar Mal öffnete er ein wenig die Augen und schloss sie sofort wieder zum Schlummer.

Nun kam auch der Alte aus dem Walde und befahl dem Mädchen das Essen eilends zu bereiten. Bald war das Mahl fertig und man rief den Jüngling dazu; aber er war nicht zu erwecken, und die beiden Anderen mussten die Speisen allein verzehren. Wieder ging der Alte in den Wald hinaus und brachte Nahrung. Doch auch jetzt kam der Bursche nicht zum Essen, und man konnte ihn trotz aller Versuche nicht wecken; da ging der Alte zum dritten Mal in den Wald.

Während der Zeit erwachte der Jüngling aus seinem Schlafe und fing an mit der Magd zu plaudern. Diese rieth ihm nicht mehr zu fliehen, denn sie hatte bereits vernommen, welche Wohlthat er ihrem Hausherrn erwiesen, einen Dienst, der reich belohnt werden sollte; sie sann statt dessen darüber nach, was der Jüngling als Lohn fordern könnte, und rieth ihm zuletzt, vom Unholde das Pferd zu verlangen, welches sich rechts im dritten Stand des Stalles befand.

Jetzt kam der Alte heim, und als er den Jüngling wach sah, liess er ihm gute Speisen vorsetzen und gab ihm reichlich zu essen und zu trinken. Nach dem Mahle fragte er ihn: „Was wünschest du nun, mein Söhnchen, zum Lohne?"

„Ich will weiter nichts haben," antwortete der Bursche, „wenn ich nur das Pferd bekommen könnte, welches im dritten Stand rechts in Eurem Pferdestalle steht, denn ich

habe einen langen Weg bis nach Hause und vermag nicht zu Fuss hinzuwandern."

„Ach, mein Jüngelchen!" klagte der Unhold. „Wohl verlangst du hohen Lohn, denn dies ist meine allerbeste Stute; nimm statt ihrer, was du sonst willst, die möchte ich dir jedoch auf keinen Fall geben!"

Aber der Jüngling sagte, dass er keinen andern Lohn begehre, und zuletzt musste ihm der Unhold das Pferd überlassen, das er verlangte. Als Zugabe schenkte er ihm noch eine Kantele,[1] eine Fiedel und eine Flöte, indem er sagte: „Solltest du irgend einmal in Gefahr gerathen, so spiele die Kantele; erscheint keine Hülfe, so streiche die Fiedel; kommt auch dann noch keine Hülfe, so blase nur ein wenig die Flöte, dann erhältst du gewiss Beistand."

Nun, was weiter? Der Jüngling dankte dem Hausherrn für diese Gaben, nahm die Musikinstrumente zu sich und ritt auf der Stute davon. Er war schon eine Weile vorwärts geritten, als die Stute zu sprechen anfing und sagte: „Du musst jetzt nicht in dein Heim zurückkehren, denn dort würde dich dein Vater elendiglich durchprügeln. Lass uns lieber in die und die Stadt gehen; dort werden wir gut empfangen werden."

Der Bursche bedachte die Sache, fand, dass des Pferdes Rath gut war, und ritt der Stadt zu, wie es die Stute gewünscht hatte. Dort angelangt, ward er bald bei allen Stadteinwohnern wegen seines schönen Pferdes bekannt; selbst der König hörte davon und kam, sich's mit eigenen Augen anzuschauen. Sogleich wollte er das Pferd kaufen und versprach jeden Preis zu zahlen, den der Jüngling fordern würde. Doch die Stute verhinderte den Handel, indem sie zum Burschen sagte: „Verkaufe mich nicht, sondern bitte den König, dass er dich zum Stallburschen

---

[1] Musikinstrument der Finnen in Form einer Zither.

annehmen und auch mir Nahrung zukommen lassen möchte; dann würden seine übrigen Pferde ebenso schön werden, wie ich es bin."

Der Jüngling redete darüber mit dem Könige, und dieser nahm ihn mitsammt dem Pferde in seinen eigenen Stall; den alten Stallknecht entsetzte er seines Amtes. Bald nach der Anstellung des Jünglings erhielten alle die Pferde des Königs ein wohlgenährtes, schönes Aussehen; aher der frühere Stallknecht ward desshalb dem Burschen gram und suchte nach einer Veranlassung ihn aus dem Dienste zu schaffen. Er hinterbrachte dem Könige allerlei Gerede über den Burschen, doch der König gab nicht Acht darauf und hörte gar nicht auf ihn. Zuletzt log er dem Könige vor, dass sich der Jüngling gerühmt hätte, das treffliche Kriegsross herbeischaffen zu können, welches vor einigen Jahren im Walde verschwunden war. Da überkam den König ein Verlangen nach seinem ehemaligen prachtvollen Kriegsross; er liess den Burschen rufen und gab ihm den strengen Befehl, nach drei Tagen das Pferd herbeizuschaffen, sonst würde es ihm schlecht ergehen.

Nun ward dem Jüngling angst! Er ging sofort zu seiner Stute und bat sie um ihren Rath. „Es hat keine Noth!" meinte die Stute. „Bitte zu allererst den König um hundert Ochsen und lass diese in Stücke zerhacken. Damit wollen wir uns auf die Reise begeben; wenn wir an eine gewisse Quelle gelangen, wird ihr ein Pferd entsteigen, das sollst du aber nicht nehmen. Bald darauf wird ein zweites erscheinen, das du ebenfalls verschmähen musst, bis ein drittes Ross heraussteigt, welches du festnehmen und dem du mein Zaumzeug anlegen musst."

Der Jüngling that, wie ihm die Stute geheissen, und ritt an die Quelle. Hier entstiegen drei Pferde nacheinander dem Wasser; der Bursche wählte das letzte und zäumte es. Darauf sprach die Stute wieder zu ihm und

sagte: „Wenn wir jetzt von hier fortgehen, werden uns die Raben des Unholds fressen wollen; aber wirf nur die Fleischstückchen auf den Weg, so viel und so schnell du vermagst, und reite geschwind weiter, dann werden wir wohl den Fängen der Raben entkommen."

Der Bursche befolgte wieder den Rath und brachte auf diese Weise das Pferd unverletzt dem Könige.

Der alte Stallknecht hörte jedoch nicht auf, den Jüngling vor dem Könige zu verleumden. Jetzt erzählte er, der Bursche habe sich gerühmt, die Gemahlin des Königs zurückbringen zu können, die schon seit langer Zeit verschwunden war. Darauf befahl der König dem Burschen die Frau herbeizuschaffen, da er mit seiner Macht geprahlt habe; wenn er es nicht zu thun vermöchte, wäre ihm der Tod gewiss.

Jetzt war die Angst des Burschen gross! Er ging in den Stall zu seiner Stute und klagte ihr sein Leid mit den Worten: „Des Königs Gemahlin soll nun herbeigeschafft werden; doch wie soll ich das vollbringen, da man seit langer Zeit nichts von ihr weiss?"

„Die werden wir finden!" antwortete die Stute. „Gräme dich nicht, sondern reite auf mir zu derselben Quelle, aus der wir das Pferd geholt haben, und wirf mich hinein; dann werde ich wieder zum Menschen, denn ich bin ja die Gemahlin des Königs, die gesucht wird, obgleich ich beim Unhold als Pferd leben musste."

Nun, was hatte der Bursche noch für Noth, nachdem er solche Kunde vernommen? Er ritt sofort an die Quelle und warf die Stute hinein, die sich in ein so schönes Menschenweib verwandelte, wie sie früher gewesen war, und dann mit dem Jünglinge ins Schloss zurückkehrte. Da ward der König froh, dass er sein schönes Weib wiedererhalten hatte; er lobte den Burschen vor allen Schlossbewohnern und gab ihm reiche Gaben zum Lohne.

Doch der Bursche sollte noch keine Ruhe haben. Wieder log der alte Knecht dem Könige vor, dass der Jüngling gedroht habe den König umzubringen und sich selbst auf dessen Thron zu setzen.

Darüber ergrimmte der König so sehr, dass ihm der Zorn aus den Augen sprühte, und er befahl den Jüngling auf der Stelle aufzuhängen. Es blieb nichts übrig, als den Burschen, dem Gebote zufolge, an den Galgen zu führen; aber der Jüngling erbat sich vom Könige als letzte Gunst vor dem Tode noch einmal seine Kantele spielen zu dürfen; er erhielt die Erlaubniss und fing an mit aller Macht zu spielen. Doch sowie die Kantele zu klingen begann, fingen auch die Henkersknechte an zu tanzen. Der Bursche spielte den ganzen Tag, und die Leute waren vom Springen so ermattet, dass sie sich nicht mehr von der Stelle rühren konnten, und die Hinrichtung auf morgen verschoben werden musste.

Am folgenden Tage versammelte sich wieder viel Volks, um das Aufhängen des Burschen zu sehen; auch jetzt erbat sich dieser die Gnade, seine Fiedel noch einmal spielen zu dürfen, ehe er auf ewig von der Erde scheiden musste, und wiederum erlaubte es der König. Doch kaum hatte der Bursche einige Male über die Saiten seiner Fiedel gestrichen, als der König und das ganze Volk zu tanzen begannen, und der Bursche liess sie den ganzen langen Tag tanzen, sodass auch diesmal die Hinrichtung unterbleiben musste.

Endlich machte man sich am dritten Tage bereit, den Burschen am Galgen aufzuhängen; da bat er, dass ihm noch einmal vergönnt werden möchte seine Flöte zu spielen. Der König wollte es aber durchaus nicht zugeben und sagte zu ihm: „Du hast mich nun schon zwei Tage lang zu tanzen gezwungen; gebe ich dir diese Erlaubniss, so tanze ich mich zu Tode. Nein, wahrhaftig nicht! Jetzt ist keine

Zeit mehr an Spielen zu denken; geschwind, den Strick um den Hals!“

Doch der Bursche flehte so demüthig und auch die Herren sagten zum Könige: „Lasst doch den armen Jungen ein wenig spielen, da er ja so jung schon sterben muss!“

Da gewährte der König, wenn auch ungern, die Bitte des Burschen; er liess sich jedoch vorerst an einer grossen Tanne festbinden, aus Furcht tanzen zu müssen, wenn er frei bliebe.

Nun, nachdem man den König angebunden hatte, begann der Jüngling mit aller Macht seine Flöte zu blasen, und sofort tanzten Alle herum. Der König, der am Baume fest war, schnellte daran auf und nieder mit Hülfe seiner beiden Hände, sodass ihm die Kleider zerfetzt wurden und die Haut sich vom Rücken löste. Und jetzt kam auch der greise Unhold selber dem Burschen zu Hülfe und fragte: „Was hast du für Noth, mein Söhnchen, dass du solch einen Spektakel machst?“

„Die hier wollen mich aufhängen,“ sagte der Jüngling, „und hier steht der Galgen, an dem sie mich aufzuknüpfen gedenken.“

„So —! also das will man dir anthun?“ sagte der Unhold und ergriff den Galgen, der aus einem tiefgewurzelten mächtigen Fichtenstamme bestand, und warf ihn so hoch in die Lüfte, dass man ihn nie wieder zu sehen bekam. Dann fragte der Unhold den Jüngling: „Wer ist es, der dich hängen lassen will?“

Der Bursche zeigte auf den König, der an der Tanne festgebunden war; da packte der Alte den Baum mit seinen Fäusten und gab ihm einen solchen Segen, dass die Tanne mitsammt dem Manne in die Wolken hinaufflog und dort, wer weiss wohin, verschwand. Nun war der Jüngling befreit, und das Volk machte ihn zum Könige an Stelle des früheren Herrschers. — Hiermit endet die Geschichte.

18.

Die wundersame Schmiede.

(Aus Tawastland.)

Der Erlöser und Sankt Peter fuhren einst mit einem Pferde hinaus, um sich die Welt anzuschauen; aber da es Winterszeit war und die Wege gefroren und glatt waren, verlor das Pferd ein Hufeisen. Zufällig stand gerade an der Stelle eine Schmiede am Wege, und die Reisenden verfügten sich dorthin, um vom Schmied ein neues Eisen anlegen zu lassen. An einer Ecke der Schmiede banden sie das Pferd mitsammt dem Schlitten fest und traten durch die Thür in den Schmiederaum. Hier war der Schmied eben damit beschäftigt, einen Eisenreifen um eine neue Biertonne zu schlagen, und war so eifrig bei seiner Arbeit, dass er kaum die Ankunft der Fremden beachtete. Da fragte ihn Sankt Peter, ob er ihnen nicht die Schmiede überlassen könnte, bis sie ihr Pferd beschlagen hätten, oder ob er selber diese Arbeit übernehmen wollte? Darauf antwortete der Schmied nicht ein Sterbenswörtchen; er schwang nur den Hammer hoch in die Luft und schmiedete weiter. Sankt Peter stellte zum zweiten Male seine Frage mit immer höflicheren Worten, aber der Schmied schien ihn gar nicht zu hören. Zuletzt befürchteten die Reisenden, dass der Schmied taub oder blödsinnig sei, und gingen aus der Schmiede hinaus, in der Hoffnung bald eine andere zu finden, wo sie ihr Pferd beschlagen könnten. Sie mochten eine Weile gefahren sein, als ihnen ein altes, elendes, knochiges Weiblein entgegenkam. Sankt Peter, welcher die Zügel führte, hielt sein Pferd an und fragte die Alte: „Kannst du uns sagen, ob der Schmied, von dem wir kommen, verrückt ist oder ob er irgend ein Gebrechen hat, da er auf unsere Anrede nichts geantwortet hat?“ — „Ach, ihr armen Männer, wie seid ihr denn so fremd, dass ihr's

nicht wisst und nicht kennt, dass unser stolzer Schmied sich in seiner Weisheit taub und stumm gegen Alle stellt, die ihn aus Unverstand nicht als den höchsten Meister begrüssen! Kehrt nur wieder in die Schmiede zurück und redet ihn als solchen an, da werdet ihr bald sehen, wie sein Betragen sich gegen euch in ein freundliches verwandelt."

Die Reisenden kehrten alsbald um und fuhren eilends zum Schmied zurück, nachdem sie das Weiblein aufgefordert ihnen ebenfalls dorthin zu folgen, damit sie ihr dort ihren guten Rath lohnen könnten. Als sie vor der Schmiede angelangt waren, ging Unser Herr zuerst hinein und sagte: „Du weitberühmter, hoher Meister, willst du uns auf kurze Zeit deine Schmiede überlassen?"

Sofort richtete der Schmied den Blick auf den Fragesteller und sagte: „Thut nur eure Arbeit in meiner Schmiede, ihr guten Fremdlinge; eine Ehre ist der andern werth!"

Mit diesen Worten legte er den Hammer aus der Hand, warf den Eisenreifen in die Ecke und überliess die ganze Schmiede den Fremden, indem er hinausging.

Jetzt nahm Unser Herr die Zange und den Hammer zur Hand. Das alte verbrauchte Hufeisen ward in die Esse gethan und mit glühenden Kohlen umgeben. Sankt Peter zog den Blasebalg, so kräftig er konnte, sodass das Eisen bald glühte; es dauerte nicht lange, da war es fertig auf den Ambos gethan zu werden; doch nun war das Mass des Pferdefusses nöthig, damit man wüsste, wie gross das neue Eisen werden sollte. Weil aber in der ganzen Schmiede nicht ein Splitterchen oder Holzstückchen zu finden war, womit man hätte messen können, ging Unser Herr auf den Hof, schnitt mit seinem Messer dem Pferde das eine Bein ab und brachte es in die Schmiede, um danach das Eisen zu messen. Letzteres nahm er aus der Esse, hämmerte ein Weilchen daran auf dem Ambos herum, und siehe, da

war das Hufeisen fertig. Man schmiedete nur noch neue Nägel und schlug dann das Eisen an den Pferdefuss an. Darauf brachte man den Fuss wieder an seinen Ort und machte ihn ohne langes Anpassen am Pferde fest. Bei dieser Arbeit merkte Unser Herr, dass auch die drei anderen Eisen schlecht waren und locker sassen; desshalb schnitt er dem Pferde alle drei Beine ab und beschlug dieselben in der Schmiede gleich dem ersten, wonach er sie dem Pferde wieder einsetzte.

Nach beendigtem Werke kamen die Reisenden zum Schmied, um ihm den Lohn für das Ueberlassen der Schmiede anzubieten. Aber da er von Lohn nichts wissen wollte und nur sagte: „Die Katze lebt vom Dank und der Hund vom Streicheln", nahmen sie von ihm Abschied und setzten sich in den Schlitten.

Erst als die Fremden fort waren, ging der Schmied in seine Schmiede zurück. Er hatte von der Seite mitangesehen, auf welche neue Weise die Reisenden vom Pferdefuss Mass genommen und das Eisen an den Huf befestigt hatten. „Die Kunst würde auch mir zu statten kommen!" meinte er bei sich; aber er hatte noch nichts vornehmen können, als die Reisenden schon wieder vor der Schmiede hielten. Sie hatten sich erst, wie sie bereits im Schlitten sassen, erinnert, dass die Alte, welche sie zum Schmied zurückgewiesen, noch ohne Lohn geblieben war. Sie nahmen desshalb das Weib mit in die kaum verlassene Schmiede, um es dort zu belohnen. Vor den Augen des Schmiedes nahm jetzt Unser Herr die grösste Zange, die in der Schmiede zu finden war, ergriff damit die Alte beim Nacken und steckte sie in die Esse, bedeckte sie tüchtig mit glühenden Kohlen und befahl Sankt Peter den Blasebalg zu ziehen. Dieser zog nach Kräften, sodass die kreischende und ächzende Alte bald in Flammen stand, und es währte nicht lange, war sie zum Bearbeiten reif. Mit einer langen,

festen Zange nahm jetzt Unser Herr das Weiblein aus der Esse und that es auf den Ambos, indem er Sankt Peter zu hämmern befahl. Sankt Peter hob den schweren Hammer und schlug mit solcher Kraft drauf los, dass die Arbeit bald gethan war, und die Alte aufs neue die Knochen zu regen begann. Jetzt nahm Sankt Peter einen kleinern Hammer, mit dem er sein Werk glättete und überarbeitete. Nun war noch Wasser nöthig. Sankt Peter durchsuchte die Schmiede nach einem Wassergefäss, aber da er keines fand, nahm er den alten Lattenkorb, den er in einer Ecke der Schmiede fand. Damit holte er Wasser aus dem Brunnen und begoss das Weib vom Kopf bis an die Fusszehen. Dadurch erwachte das Weiblein vollends zum Leben, aber es war kein altes Weib mehr, sondern von Angesicht und Gestalt ein junges, wunderschönes Mädchen, welches sich vielmals bei den Reisenden bedankte und hüpfend und tanzend aus der Schmiede ihres Weges ging. Auch die Reisenden hielten sich dort nicht länger auf, sondern machten sich ebenfalls auf den Weg.

Wie nun der Schmied in der Schmiede allein war, fing er an bei sich zu denken: „Nun, die Werke dieser Männer sind gewiss wunderbar; aber ich bin doch auch ein Schmied und habe zugesehen, wie sie es angefasst haben, warum sollte mir nicht die gleiche Arbeit glücken?“ Während er so mit sich redete, kam ein Mann mit seinem Pferde an die Thür der Schmiede und bat den Schmied das Pferd zu beschlagen. Jetzt dachte der Schmied, könnte er seine neue Kunst zeigen und fragte den Mann: „Soll ich ein neues Eisen schmieden oder das alte zurechtmachen?“ — „Besser wäre es wohl ein neues zu machen“, antwortete der Mann. Darauf hiess der Schmied den Mann sich in der Stube hinsetzen und nach einer Weile herauskommen, um sein neubeschlagenes Pferd in Empfang zu nehmen. Der Mann ging in die Stube hinein, wie ihm befohlen war,

und der Schmied schlug mit einem scharfen Beile dem Pferde alle vier Beine ab, brachte sie in die Schmiede und fing an sie neu zu beschlagen. Die Arbeit ging leicht genug von statten, aber als er die beschlagenen Beine wieder an die richtige Stelle einsetzen wollte, war seine Kunst zu Ende. Er drückte und presste die Beine an und blies von Zeit zu Zeit darauf, aber sie wollten auf keine Weise an den Leib des Pferdes anwachsen. Das Pferd war bereits im Verenden und der Tod ereilte es unter den Händen des Schmiedes. Nun konnte ihm nichts mehr helfen, der Schmied musste den Preis des Pferdes dem Manne bezahlen. Letzterer steckte das erhaltene Geld in die Tasche und ging, über den Verlust seines Pferdes fluchend, seiner Wege.

Als der Schmied allein blieb, wollte er die Sache nicht dabei bewenden lassen, sondern nun erst recht zum Trotz die neue Kunst ausprobiren, und da eben seine alte Mutter hereinkam, ihn zum Frühstück zu rufen, ergriff er sie und warf sie in die Esse; glühende Kohlen scharrte er schnell um sie herum und zog den Blasebalg so kräftig, dass die Alte bald in Flammen stand. Die Arme kreischte und schrie in der Esse, aber der Schmied kümmerte sich nicht darum und zog den Blasebalg nur immer eifriger, in der Hoffnung bald ein junges schönes Mädchen zu stande zu bringen; aber dieses Werk sollte dem Schmied nicht glücken. Die Alte verbrannte in der Esse zu Asche, und als der Schmied einige übriggebliebene Knöchelchen zusammenlas, konnte er nichts damit anfangen; ein hässlicher Brandgeruch allein erfüllte die Schmiede. Darüber betrübte sich der Schmied im tiefsten Herzen und in seiner Angst eilte er den reisenden Schmieden nach, die ihn so arg betrogen hatten. Er holte sie ein, und als er ihnen weinend und klagend erzählte, wie schlimm es ihm ergangen war, fühlten die Reisenden Mitleid mit ihm und versprachen mit ihm zur

Schmiede zurückzukehren, um zu sehen, was dabei noch zu helfen sei. Als sie dort anlangten, sahen sie das todte Pferd an der Thür der Schmiede liegen und die abgehauenen Beine daneben. Da nahmen Unser Herr und Sankt Peter je zwei der Beine und versuchten sie an die richtigen Stellen einzusetzen. Sofort wuchsen die Beine an, und als man jetzt dem Pferde einen leisen Fusstritt von hinten gab, sprang es auf und stand da, gesünder denn zuvor. Nun trat man in die Schmiede, wo der Schmied traurigen Herzens die letzten Knochensplitterchen aus der Esse zusammenlas und -scharrte, indem er sagte: „Seht, so ich mich auch als Meisterschmied versuchen, wie ihr welche seid, liebe Fremdlinge. Aber die Arbeit ist mir nicht geglückt, und ich habe nur meine alte Mutter getödtet; jetzt habe ich Niemand mehr, der mir das Essen kocht und das Nachtlager bereitet. Helft mir, ihr guten Fremdlinge, dann will ich euch einen namhaften Lohn dafür geben.“

Die Reisenden, denen die Angst und Qual des Schmiedes leid that, versprachen Alles zu thun, was sie irgend vermöchten, um ihm zu helfen. Sie hiessen den Schmied Wasser in einem Kruge holen und sammelten während der Zeit alle die Knochensplitterchen zusammen, die von der verbrannten Alten übrig geblieben waren, warfen sie in die Esse und bedeckten sie mit glühenden Kohlen. Nachdem die Beiden ein Weilchen den Blasebalg gezogen hatten, nahmen sie die rothglühenden Knochenstückchen mit einem eisernen Löffel heraus und warfen sie zum Abkühlen in den Wasserkübel. Eine Zeitlang stieg Dampf aus dem Troge empor und das Wasser siedete, aber als sich dieses beruhigte, sprang aus dem Kübel eine richtige Meerkatze heraus, die vor Freuden kreischend und gröhlend sich auf des Schmiedes Schooss schwang. Der Schmied wunderte sich wohl über diesen sonderbaren Freund; aber hier half kein Blödesein: die Meerkatze umarmte den Schmied,

beschnüffelte ihm Mund und Augen und steckte zuletzt gar die Zunge heraus und fing an dem Schmied die Wangen zu lecken. Mit diesem Gefährten musste sich nun der Schmied wohl oder übel zufrieden geben, und die fremden Gäste verliessen seine Schmiede auf ewige Zeiten. — So weit die Geschichte.

19.

Vom Manne, der als Vogel über die Lande flog, als Fisch durch das Wasser schwamm.

(Aus Karelen.)

Der Erlöser und Sankt Peter wanderten einst miteinander des Weges dahin und kamen an ein Gehöft, wo sie einen Mann den Acker pflügen sahen. Sie traten an den Pflügenden heran und fragten, ob er der Herr des Gehöftes sei. „Wir sind unser drei Brüder, die wir uns in die Wirthschaft des Gehöftes theilen; ich bin der Jüngste“, antwortete der Mann.

Mitten durch das Feld zog sich ein Fluss, über den die Reisenden hinüber mussten; da fragte der Erlöser: „Guter Mann, willst du nicht kommen und uns über den Fluss helfen?“ „Gewiss komme ich, warum sollte ich nicht?“ antwortete der Ackerbauer und schaffte die Wandersleute über den Fluss. Als sie aus dem Nachen heraustraten, fragte der Erlöser: „Willst du einen Lohn für deine grosse Mühe?“

„Von Lohn ist keine Rede,“ sagte der Eigenthümer des Nachens, „das Christenvolk schaffe ich immer über den Fluss und nehme nie einen Lohn dafür.“ Als Petrus dieses hörte, sagte er zum Erlöser: „Gieb ihm, Herr, irgend ein Amt oder eine Gabe für seine gute That!“ Da schenkte der Erlöser dem Manne die Fähigkeit und Gabe, als Vogel

über die Lande zu fliegen, als Fisch durch das Wasser zu schwimmen; dann schied er mit seinem Gefährten von ihm.

Bald darauf fand eine Aushebung der kriegstüchtigen Männer statt und auch aus des Ackerbauern Gehöfte ward er, als der Jüngste, genommen und dem Kriegsheere des Königs zugesellt. Wie nun der König mit seinem Heere gegen einen andern Fürsten zu Felde zog, vergass er in der Eile sein Schwert mitzunehmen und bemerkte das erst, als er bereits in Feindes Land war. Erzürnt und auch ein wenig beschämt darüber, sagte er zu seinen Kriegern: „Welcher Mann mir in der und der Zeit mein vergessenes Schwert von zu Hause holen kann, dem will ich meine Tochter zum Lohne geben!“ Da er solches hörte, trat der junge, zum Kriegsheer angeworbene Mann vor den König und sagte: „Wenn du, gnädiger König, mir deine Tochter geben willst, hole ich dir das vergessene Schwert in der bestimmten Frist.“ Der König bekräftigte sein Versprechen und sagte: „Du hast es schon einmal vernommen; dem Worte deines Königs musst du vertrauen!“

Nun begab sich der Mann auf den Weg; und wahrlich, es hatte keine Noth mit ihm, da er als Vogel über die Lande flog, als Fisch durch das Wasser schwamm. Es währte nicht lange, da hatte er des Königs Schloss erreicht; er setzte sich in Vogelgestalt ans Fenster und fing an mit süsser Stimme zu singen und zu zwitschern. Die Königstochter, die es hörte und die den Vogel überaus schön und wunderbar fand, öffnete das Fenster, und im selben Augenblick sprang der Vogel als Mann in das Gemach. Voll Staunen schaute die Königstochter auf den Eindringling und fragte, was er wolle.

„Ich bin gekommen des Königs Schwert zu holen,“ sagte der Mann, „und dafür soll ich Euch zum Weibe erhalten. Habt Ihr nicht irgend einen Ring, den Ihr mir zum Unterpfand geben könnt?“

Der Königstochter gefiel der Kriegsmann, da er so blühend und männlich aussah; sie zog einen Ring vom Finger und überreichte ihn dem Boten, der das Schwert holen sollte. Dieser brach den Ring in zwei Theile, und Jedes behielt eine Hälfte davon zum Zeichen, dass die Königstochter keinen andern Mann nehmen wolle, als den, dessen Ringhälfte genau zu der von ihr aufbewahrten passen würde. Dann nahm der Mann Abschied vom Mägdlein und machte sich mitsammt dem Schwerte auf den Weg, wobei er als Vogel über die Lande flog, als Fisch durch das Wasser schwamm und auf diese Weise um zwei Stunden vor der festgesetzten Zeit an den Ort zurückkam, wo der König mit seinem Kriegsheere zeltete; aber er war von der Reise so ermüdet, dass er sich nicht sofort beim Könige melden konnte, sondern sich erst am Waldrain ein wenig schlafen legte. Dort erblickte ihn ein andrer Kriegsmann, der gerade die Wache hatte; dieser schnitt dem Schläfer den Kopf ab, nahm das Schwert und brachte es dem Könige, indem er sagte: „Hier ist das Schwert, mein gnädiger König, nach dem Ihr so grosses Verlangen habt." Der König, der glücklich war sein gutes Schwert wieder zu haben, mit dem er schon manches Feindes Haupt abgeschlagen hatte, dankte dem Ueberbringer und sagte: „Sobald der Krieg zu Ende ist und wir heimgekehrt sind, will ich dir und meiner Tochter die Hochzeit rüsten, und herrlich soll diese Hochzeit werden, da wir sie doch einmal feiern!"

Eine Zeitlang währte noch der Krieg, bis endlich der König das Schloss des andern Königs eroberte und dann mit seinem Heere in das eigene Reich heimkehrte, wo er mit den Zurüstungen zu seiner Tochter Hochzeit begann. Als die Königstochter ihren zukünftigen Gemahl erblickte, fragte sie ihn: „Habt Ihr ein Unterpfand dafür, dass ich Eure Braut bin?"

„Ich brauche doch kein Unterpfand, da Ihr mir einmal versprochen seid“, antwortete eifrig der Bräutigam. „Bleibe fern von mir, ich werde nie dein Weib werden, da du kein Zeichen hast; mein richtiger Bräutigam hat ein Zeichen unseres Bundes!“ so sprach die Königstochter fest und sagte, sie wolle nicht eher in die Kirche zur Trauung gehen, als bis ihr der Ring gebracht werde, den sie ihrem Verlobten gegeben hatte. Nun, da kam der Sohn eines Generals herbei, dann ein Bojarensohn, ein Kaufmannssohn, und was für Herren noch sonst ins Königsschloss gekommen sein mögen, die Alle ihre Ringe der Königstochter zur Probe abgaben, aber keiner von diesen passte an ihren Finger.

In dieser Zeit wanderten der Erlöser und Sankt Peter wieder einmal daher und gerade in der Gegend, wo der König die Schlacht geschlagen hatte. Da erblickte Sankt Peter den Leichnam eines Mannes am Wegrande und sagte zum Erlöser: „Dort ist er ja! Dort am Wegrain liegt der Mann, dem wir eine Gabe für sein gutes Werk verliehen hatten. Gieb ihm, lieber Herr, den Lebensodem und die frühere Auszeichnung wieder, da er uns einstmals so gut geholfen hat.“

„Nun, so wasche ihn vom Blute rein“, sagte der Erlöser zu Petrus.

Petrus that, wie ihm befohlen war, und der Erlöser steckte den Kopf des Mannes an seinen Ort; da ward der Mann gesund und sagte, als er wieder zum Leben erwachte und Sonne und Himmel anschaute: „Oho! ich habe wohl eine Woche lang geschlafen!“

„Du armer Mann, du würdest wohl noch länger als eine Woche geschlafen haben,“ sagte Sankt Peter, „wenn wir dich nicht gefunden hätten. Dort in des Königs Schlosse rüsten sie die Hochzeit deiner Braut; geh, eile hin, noch kannst du die Trauung verhindern.“

Als der Mann dieses hörte, zögerte er nicht, sondern flog als Vogel über die Lande, schwamm als Fisch durch das Wasser, bis er ans Königsschloss gelangte, wo er sich am Fenster der Königstochter niederliess. Diese, welche sofort den Gesang wiedererkannte, öffnete das Fenster, liess den Vogel als Mann in ihr Gemach und fragte schnell: „Habt Ihr noch meine Ringhälfte in Verwahrung?" — „Gewiss habe ich sie", sagte der Mann, und als man die Bruchstücke des Ringes aneinander that, passten diese auf ein Haar zusammen. Da ging die Königstochter zu ihrem Vater und sagte: „Mein Bräutigam ist hier, mit dem ich in die Kirche zur Trauung gehen will." Als der König das hörte, kam er selbst in das Gemach seiner Tochter, und sah dort den Mann stehen, der die Hälfte des Ringes in der Hand hielt.

„Nun, wie hast du denn eine so lange Woche auf deiner Wanderung verbracht?" fragte er verwundert den Mann.

Dieser erzählte, wie es ihm ergangen war und wie der Erlöser und Sankt Peter ihm geholfen hatten. Als der König dieses Alles vernahm und sah, dass die zwei Ringhälften so gut zusammen passten, liess er den richtigen Ueberbringer des Schwertes mit seiner Tochter trauen; aber dem Andern, dem betrügerischen Kriegsmanne, verordnete er ein tüchtiges Ruthenbad und verbannte ihn auf ewige Zeiten aus seinem Reiche. — So lang ist die Geschichte.

20.

Der Lohn fürs Nachtlager.

(Aus Tawastland.)

Sankt Peter und der Erlöser waren einst miteinander auf einer Wanderung begriffen und kamen spät Abends in

ein Dorf, wo sie über Nacht zu bleiben beschlossen. In diesem Dorfe waren zwei Gehöfte; das eine stattlich und prunkend, das andere arm und gering. Die Wandersleute mochten im ärmlichen Gehöfte keine Mühe verursachen, sondern gedachten im reichen Hause um ein Nachtlager zu bitten. Das thaten sie denn auch, und dort angelangt, klopften sie an die Thür, die bereits verschlossen war, obgleich die Menschen noch nicht schliefen.

Lange Zeit erfolgte keine Antwort aus der Hütte, doch zuletzt ertönte die Stimme der Hauswirthin, welche fragte: „Wer paukt des Nachts an die Thüren der Leute?“ Die Wanderer brachten ihr Anliegen vor und baten die Hausfrau, ihnen bis zum Morgen ein Nachtlager zu gewähren.

„Sucht euch ein Nachtlager, wo ihr sonst wollt,“ keifte die Wirthin, „ich mag mich nicht mehr bemühen, um euch einzulassen. Hinweg von der Thür! oder ich lasse euch durch meinen Hund begrüssen!“

Die Wanderer mussten sich darein ergeben. Sie gingen von der Thür fort, wie ihnen geheissen war, und beschlossen in dem andern, dem ärmlichen Gehöfte nachzuschauen, ob die Leute dort noch wachten. Als sie an das Haus kamen, war die Thür nicht verriegelt, und die Bewohner desselben waren alle noch auf; sie begrüssten die Fremden gutwillig und baten sie sich zu setzen, während man das Essen und das Nachtlager für die Wanderer bereitete. Die Fremden, die von der Reise ermüdet waren, assen das Abendbrot mit gutem Appetit, bedankten sich beim Wirthsvolk und legten sich zur Ruhe.

Als die Fremden am folgenden Morgen aufbrachen, boten sie der Hausfrau einen Lohn an; aber sie wollte nichts von Geld wissen und meinte, dass man für so Weniges keine Bezahlung annehmen dürfe; die Wanderer würden wohl so wie so selber ihr Geld brauchen. Die Fremden vermochten nichts dagegen zu thun und machten

sich zur Reise bereit. Endlich sagte der Erlöser zur Wirthin: „Wenn Ihr auch von uns kein Geld für Eure Mühe nehmen wollt, so müsst Ihr Euch doch unsern Segen zu Eurer ersten Arbeit gefallen lassen und mögt zufrieden sein mit dem, was Euch dieser Segen bringt.“

Darauf konnte die Hauswirthin nichts erwidern; sie wünschte den Wanderern Glück auf den Weg und nahm Abschied von ihnen. Erst als diese das Gehöft verlassen hatten, gedachte die Frau ihrer Arbeiten und ging in der Frühe in das Vorrathshaus, um die gestern fertig gewebte Leinwand zu messen. Da dieses ihre erste Arbeit war, ging der Segen der Fremden daran in Erfüllung. Die Wirthin mass und mass, so schnell sie vermochte, aber das Gewebe nahm kein Ende; erst am dritten Tage ward sie mit dem Messen fertig, und da war der Leinwand so viel, dass die Frau und ihre Hausgenossen für ihr Lebtag genug hatten. Ganz verwundert darüber ging die Frau zu ihrer Nachbarin, um zu erzählen, was für Gäste bei ihr gewesen waren und was für eine Gabe sie ihr hinterlassen hatten. Als die Wirthin des andern Gehöftes diese Kunde vernahm, bereute sie ihre Engherzigkeit und gelobte sich ein andermal die beiden Fremden, die bei ihr hatten übernachten wollen, besser aufzunehmen, wenn sie noch einmal an ihr Gehöft kommen sollten.

Darüber verging einige Zeit, und das Gehöft des Armen gedieh immer erfreulicher, wogegen es um das Haus des Reichen nicht mehr so gut stand wie früher, obgleich die Bewohner desselben immerhin noch ihr gutes Auskommen hatten. So standen die Sachen, als dieselben Wanderer wieder durch das Dorf kamen und sich, wie das erste Mal, zunächst an das reiche Gehöft begaben. Diesmal liess sie die Hauswirthin nicht vor der Thür stehen, sondern empfing die Fremden mit zuckersüssen Mienen, bot ihnen das beste Essen an, das im Hause zu finden war, und ein so präch-

tiges Nachtlager, wie sie irgend wünschen konnten. Die Gäste nahmen mit allem fürlieb, was ihnen gegeben wurde, und boten der Wirthin am folgenden Morgen, als sie das Gehöft verlassen wollten, einen Lohn für die Aufnahme an; aber die Hauswirthin wollte von einer Bezahlung gar nichts hören und gab den Reisenden gar noch Wegekost und mancherlei Anderes mit auf die Wanderung. So viel mochten die Reisenden doch nicht entgegennehmen ohne etwas dafür zu geben; desshalb sagten sie: „Wir danken Euch vielmals; aber wir können Eure Güte nicht so ganz unbelohnt lassen. Ein dreitägiger Segen soll darum auf der ersten Arbeit ruhen, die Ihr heute anfangt.“ Mit diesen Worten zogen die Wandersleute ihres Weges, und die Hauswirthin griff gierig nach ihrem Geldbeutel, den sie schon am Abend vorher auf den Tisch bereit gelegt hatte; nun wollte sie das Geld nur so daraus schöpfen und gedachte schon ganz unermessliche Summen zusammenzuzählen, aber in der Hitze ihres Geldfiebers und ihrer Habsucht merkte sie nicht darauf, was sie in der Eile that, sondern holte sich erst aus einem Winkel ihr Taschentuch und schneuzte sich damit die Nase. Das war nun gerade ihre erste Beschäftigung, und der Segen der Fremden blieb auf derselben ruhen. Der Hauswirthin ward das Schneuzen der Nase recht zu einer schweren Mühe; sie schneuzte sich unaufhörlich, — doch das Schneuzen nahm kein Ende. Drei Tage lang währte dieses Nasenschneuzen, und erst nachdem diese Frist um war, kam die Hauswirthin von ihrer heissen Arbeit los; fluchend und sich segnend trug sie darauf den Beutel von dem Tische fort. — So viel davon.

21.

Das widerhaarige Weib.

(Aus Kivennapa.)

Ein Bauer nahm sich ein Weib, das zeigte sich aber so widerhaarig, dass es Alles that, was er verboten hatte; was er aber verlangte, das that es erst recht nicht. Einst war das Weihnachtsfest wieder nahe bevorstehend, und der Mann, der wohlgesinnt und allem Streite abhold war, hätte gern in den Feiertagen etwas flotter gelebt als gewöhnlich; da sann er denn über ein Mittel nach, wie er es wohl erreichen könnte, dass zum Feste mit Essen und Trinken etwas mehr Aufwand getrieben würde. Endlich meinte er einen Ausweg gefunden zu haben und sagte zu seinem Weibe: „Weihnachten ist ja nahe; aber nimm dir nur nicht vor, Weissbrot zum Fest zu backen; bei unsern geringen Mitteln würde es uns zu theuer sein." — Kaum hörte die Hauswirthin diese Rede ihres Mannes, als sie schnell erwiderte: „Dir zum Trotz backe ich Weissbrot!" Der Mann stellte sich an, als gerathe er in Eifer, und sagte darauf: „Nun, wenn du auch Weissbrot bäckst, Fischkuchen wirst du doch nicht bereiten?"

Die Frau antwortete sofort auf des Mannes Warnung: „Ich thue es nun zum Trotz!"

„Nun, wenn du auch Kuchen bereitest," sagte der Mann, „Wein brauchst du doch nicht zu holen?"

„Zum Trotz hole ich welchen!" versicherte die Frau.

Der Mann liess sich's nicht anfechten, sondern sagte: „Nun gut, wenn du auch Wein holst, Kaffee kaufst du doch nicht ein?" „Ich kaufe ihn dir zum Trotz!" sagte die Alte.

„Nun, wenn du auch ein wenig Kaffee kaufst, Gäste laden wir doch wohl nicht ein?"

„Zum Trotz lade ich sie ein!“ entgegnete die Frau. — „Nun, ladest du sie ein, so setze mich wenigstens nicht oben an die Tafel“, sagte der Mann. — „Ich thue es doch, zum Trotz!“ erwiderte die Frau und warf sich ordentlich in die Brust vor ihrem Manne.

„Gut, wenn du mir befiehlst am obern Ende der Tafel zu sitzen, so gieb mir doch beileibe nicht die Weinflasche in die Hand!“

„Ich gebe sie dir zum Trotz!“ keifte die Frau. — „Nun, wenn du's auch thust, so fordere mich wenigstens nicht auf zu trinken!“ — „Ich thue es doch, zum Trotz!“ antwortete das Weib wie zuvor.

Auf diese Weise brachte der Mann seine Alte dazu, das Weihnachtsfest fröhlich zu begehen. Da gab es Weissbrot, Fischkuchen, Kaffee und Wein, solange die Feiertage währten, und eingeladene Gäste gab's noch obendrein. Aber wie lange dauerte der Jubel? Als die Festzeit vorüber war, zeigte sich das Weib noch widerspänstiger als zuvor. Der Mann, der vor ihr keinen Augenblick Ruhe mehr hatte, dachte zuletzt in seinem Sinne: „Ich muss mich auf irgend eine Art von diesem verrückten Weibe frei machen!“

Im Sommer, zur Zeit der Heuernte, ging der Mann auf die Wiese, durch die sich ein Fluss zog, über welchen ein kleiner Brückensteg führte. Diesen hieb er mit seinem Beil halb durch, sodass die Brücke kaum noch zur Noth einen Menschen tragen konnte. Dann ging der Mann nach Hause und sagte zu seinem Weibe: „Jetzt haben wir gutes und trockenes Wetter, lass uns die Heuernte auf der Wiese besorgen.“ Die Frau folgte ihm, und als sie an den Fluss kamen, schritt der Mann vorsichtig über den Steg voraus, damit die Balken nicht nachgeben sollten. Wie nun die Frau hinterdrein kam, warnte er sie und sagte: „Frauchen,

gehe recht langsam und vorsichtig über diese Brücke; springe und tanze nicht drüber, mir kamen doch die Balken recht schwach und faul vor." — „Zum Trotz springe ich!" rief das Weib und hüpfte und tanzte im Gehen; aber plötzlich gaben die Brückenbalken nach, und die Frau fiel in den Fluss, der sie mit sich fortriss. Nun lief der Mann stromaufwärts, um sein Weib zu suchen. Einige Heumäher, die zufällig am Ufer des Flusses arbeiteten, fragten den Mann: „Was suchst du?" — „Mein Weib, mein einziges, meine süsse Lebensgefährtin!" antwortete der Mann, „die böse Brücke brach durch und meine Frau verschwand im Wasser." — „Du Thor, was suchst du sie hier?" sagten die Anderen; „da dein Weib in den Fluss gefallen ist, wird sie doch wahrhaftig mit dem Strome den Fluss abwärts treiben." — „Das würde ich auch annehmen", meinte der Mann. „Aber mein Weib ist im Leben stets so widerhaarig gewesen, dass sie gewiss auch noch im Tode gegen den Strom schwimmen wird." Als die Männer solches hörten, sagten sie nichts mehr, sondern dachten in ihrem Sinne: „Dann ist es dir wohl besser, wenn du dein Weib nicht wiederfindest."

22.

Der weise Mann und das Fieber.

(Aus Karelen.)

Es waren ein Mal ein Mann und eine Frau. Die lebten sehr schlecht miteinander, und der Mann hatte gar keine Ruhe vor seinem Weibe, das immer zankte und böse war. Nun, einstmals entwich der Mann vor seinem keifenden Weibe und humpelte voll Leides in den Wald hinein; da

erblickte er zwischen zwei Felsen eine Grube, die so tief war, dass kein Auge ihren Grund sehen konnte. Schon wollte sich der Mann da hinunterstürzen, so bitterschwer war ihm zu Muthe; aber als er den Himmel anschaute und die von Gott geschaffene Welt um ihn her, da mögen ihm wohl andere Gedanken gekommen sein: er sprang nicht in den Abgrund hinab, sondern entfloh dem Orte und eilte wieder nach Hause.

Als er in seine Hütte trat, hörte er, wie sein Weib ganz für sich allein schimpfte; er kümmerte sich jedoch nicht weiter darum, sondern stellte sich muthig vor die Keifende und sagte: „Komm, lass uns Geld holen; ich habe auf meiner Wanderung im Walde einen Schatz gefunden." — Das Weib hielt im Zanken inne und rief: „Wie, du hast einen Schatz gefunden? Wo hast du ihn, Freundchen, gefunden? Wir müssen ihn nur ja zu uns ins Haus schaffen, damit ihn Niemand anders hôlen kann!"

Nun, sie gingen in den Wald hinaus, ganz friedfertig schritten sie nebeneinander, wie recht gute Freunde, und die ganze Zeit schwatzte das Weib ihrem Manne vor, wie sie sich jetzt einrichten und wie sie leben wollten, sobald der Schatz gehoben wäre. Die Beiden kamen endlich an den Abgrund, und der Mann sagte zu seinem Weibe: „Siehst du, in der Grube ist das Geld, schau selber vom Rande hinab." Das Weib sprang hinzu und blinzelte hinunter, um den Grund zu erschauen; aber der Mann, der sie zum Scheine von hinten festhielt, damit sie nicht fallen sollte, stiess sie in demselben Augenblick in den Abgrund hinein; — er selber ging ruhig nach Hause.

Nun, einige Tage verlebte der Mann ganz allein in seiner Hütte; da fing ihm die Zeit jedoch an lang zu werden, weil er so gar keinen Gefährten hatte, und er sann

und dachte in seinem Sinne: „Schlecht war es mit dem bösen Weibe zu leben, aber schlecht lebt sich's auch ohne das böse Weib!"

Mit diesen Gedanken knüpfte er ein Holzscheit an ein Seil und ging hin, um aus dem Abgrunde sein Weib zu holen, wenn dieses noch am Leben sein sollte. Er trat an die Grube heran, und kaum hatte er das Seil hinuntergelassen, als sich auch Jemand daran anhing. Na, es blieb nichts Andres übrig, der Mann zog, zog am Seil, aber als er die am Tauende hängende Gestalt bis an den Rand heraufgebracht hatte und sie anschaute, — sieh, da hing gar nicht sein eignes Weib am Stricke, sondern es war irgend eine Fremde. Der Mann erschrak darüber und meinte: „Was gehen mich fremde Weiber an?" Er machte sich schon daran mit seinem Messer das Seil abzuschneiden, als die Andere ihn angstvoll anflehte: „Ach, Brüderchen, Goldbruder, schneide nicht das Tau entzwei, hilf mir doch von hier!"

Na, der Mann fühlte Erbarmen, als er sah, welch eine Angst die Andere ausstand; er brachte es nicht übers Herz das Seil entzweizuschneiden, sondern half dem Weibe herauf. Als sich dieses auf festem Boden befand, ward es ganz ausser sich vor Freude und hielt dem Manne eine lange Dankrede. „Gut war es," sagte sie, „dass du mir aus der Grube halfst, Goldbruder, denn gestern kam ein so grimmiges Weib hinunter, dass ich unmöglich mit ihr dort leben konnte." — „So, so, das kam dir schwer an, du Arme!" sagte der Mann; „nun, was gedenkst du jetzt vorzunehmen?" „Ja, das weiss ich nicht!" erwiderte die Frau; „lass uns doch miteinander leben und zu Zweien durch die Welt wandern?" „Das wäre etwas!" antwortete der Mann; „das Alleinsein ist gar 'traurig. Aber wovon sollen wir leben?" — „Sei ohne Sorge, ich weiss guten Rath", sagte die Frau. „Du, Männchen, wirst zum weisen

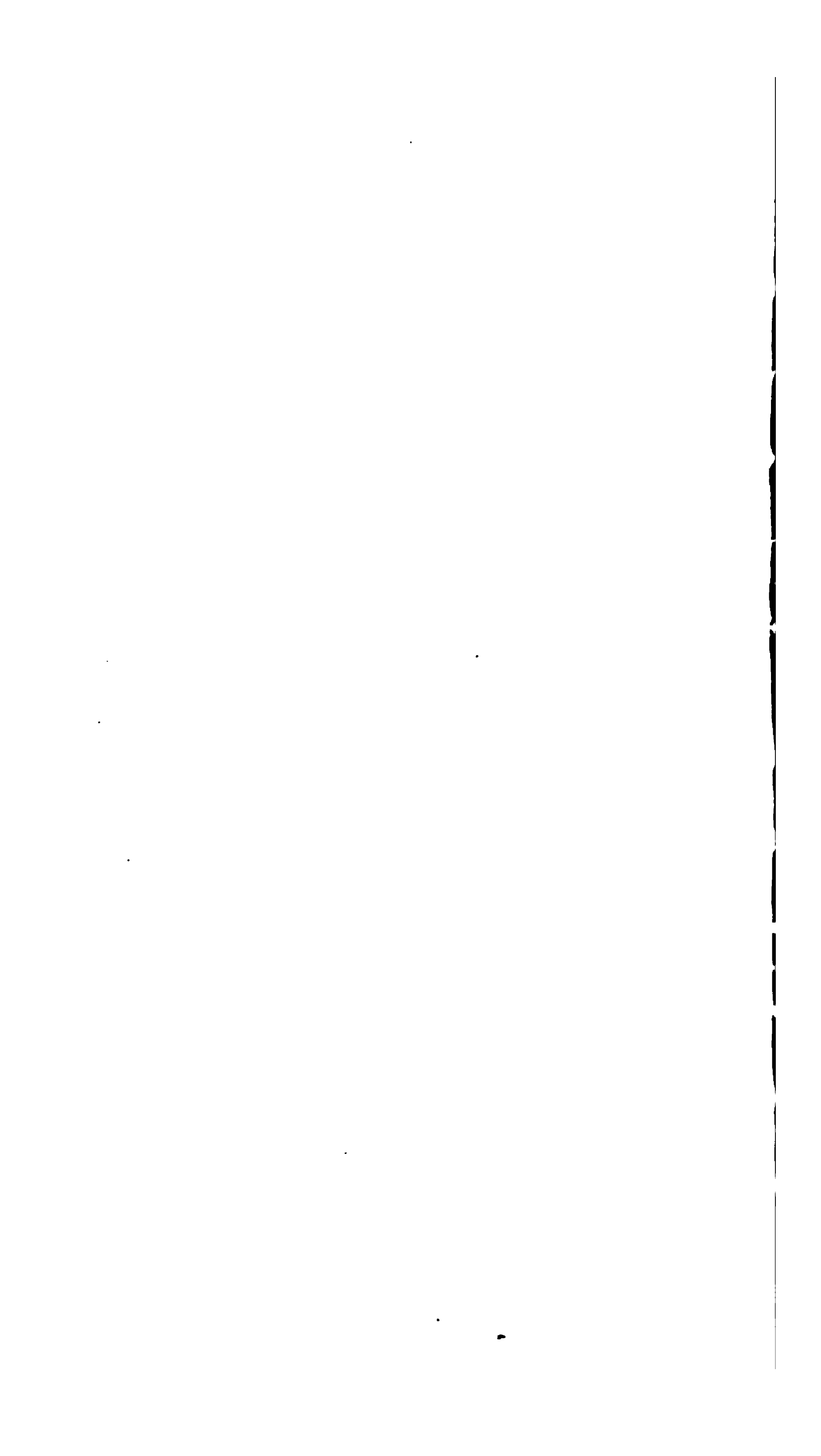
Manne und ich zum Fieber, und wenn ich Jemand krank mache, kommst du als Helfer hinzu; auf diese Weise schlagen wir uns durch im Leben.“ — „Ei, man muss doch irgend ein Amt haben,“ meinte der Mann seinerseits, und ward zum „weisen Manne“; das Weib jedoch trat als Fieber auf, wie verabredet worden war.

Die beiden begannen ihre Wanderung und lebten so fort: das Weib machte die Menschen krank, und der Mann kurirte sie; und so einmüthig thaten sie ihre Arbeit, dass die Kranken stets genasen und der Mann von dem erhaltenen Lohne überaus reich wurde. Na gewiss, es war schön als reicher Mann zu leben; aber als ihm das Fieber im Laufe der Zeit überall zu schaffen machte und ihm keine Ruhe gab, indem man ihn immer wieder als Helfer holen musste, ward er der Arbeit zuletzt recht müde. — „Ich bin ja reich genug geworden,“ meinte er, „und will mein Amt endlich niederlegen.“

Mit diesen Gedanken verschaffte er sich einen recht bösen bissigen Hund und steckte ihn in einen Sack, worin derselbe tüchtig knurrte und winselte. Da nun unterdessen das Fieber wieder einen Menschen angefallen hatte, und man den Mann als Helfer aufsuchte, trat er an das Fieber, das aus der Grube erstandene Weib, heran und sagte: „Höre nun auf die Menschen zu quälen! Thust du es nicht willig, so lasse ich aus diesem Ledersack das Weib heraus, das dich damals in der Grube so gepeinigt hat!“ Bei diesen Worten stiess er mit dem Stocke an den bösen Hund im Ledersack, sodass dieser laut knurrte. Das Fieber hörte das und flehte in seiner Angst zum Manne: „Goldbrüderchen, lass das Weib nicht los! Ich höre ganz gewiss auf die Kranken zu quälen, und auch du wirst fortan in Ruhe leben können!“ — „Nun gut, wenn du von deinem Geschäft lassen und die Menschen nicht mehr unnütz pei-

nigen willst, mag das Weib im Ledersack bleiben“, sagte der Mann und ging mit dem Sack nach Hause.

Auf diese Weise ward er seine schlimme Gefährtin los und brauchte nicht mehr als „weiser Mann“ in der Fremde herumzuziehen, sondern er richtete sich in seiner frühern Hütte ein und lebte dort so wie in alter Zeit. — So weit die Geschichte.



II.

Thiersagen.

1.

Bär, Fuchs und Wolf und ihre Abenteuer auf der Ilmola-Feldmark.

---

1. Abenteuer.

Es war einmal ein Mann, der lebte mit seiner Frau in einer Hütte. Die Beiden hatten einen grossen Kummer, denn alle Nacht besuchte ein Marder ihren Geflügelstall und schleppte ihnen die Hühner weg. Um den Störenfried zu fangen, legte der Mann ein Fangeisen an den Stall und Bretter vor die Thür und dachte, jetzt sei dem Unfug gesteuert. Aber als er nach einigen Tagen hinging, seine Falle zu besehen, da — gerieth er selbst in das Eisen, fiel zwischen die Bretter und war todt! — Etwas später kam der Marder an die Stelle; er fand den todten Menschen und dachte bei sich: „Das ist ein schöner Fang!“ Er schaffte ihn mit grosser Mühe auf seinen Schlitten, und fort ging es mit der seltenen Beute. Eine Zeitlang mochte er wohl gefahren sein, da begegnete ihm ein Eichhörnchen und sagte: „Gott zum Grusse, Gevatterlein! Was schleppst du denn so mühsam hinter dir?“ — Der Marder erklärte ihm die Sache und sagte: „Hast du je so Wunderbares gehört? Dieser elende Alte hatte ein Fangeisen an den Hühnerstall gestellt und Bretter davor gethan, uns damit zu fangen, uns, die Waldesläufer, die Springer im Reiffrost,

die Schleicher im Zwielicht, die Verderber im Finstern, die wir im thauigen Grase waten und des Wildes Farbe tragen; aber er ist selbst in das Eisen gerathen und zwischen die Bretter gefallen, ist gestorben und verdorben! Da, beiss dir ein Stücklein ab und hilf mir ziehen!“ Das Eichhörnchen liess sich das nicht zweimal sagen, es biss ein Stückchen von dem Manne ab, und dann zogen sie mit vereinten Kräften den Todten weiter.

So ging es eine Weile vorwärts; da kam ein Hase des Weges daher und fragte: „Was schleppt ihr denn da, ihr Kreuzbrüder, was ist das für eine Beute?“ Der Marder erzählte auch ihm seine Geschichte, bat ihn um seine Hülfe und sagte: „Beiss dir ein Stücklein ab und hilf mir ziehen.“ Der Hase ging sehr gern mit, und so zogen die Drei weiter, als ihnen ein Fuchs entgegenkam, welcher sich ebenfalls zu ihnen gesellte, nachdem er ein Stücklein von dem Manne abgebissen hatte. Bald darauf kam auch noch ein Wolf und ein Bär zu der Gesellschaft, und da Jeder ein Stücklein abbeissen durfte, war auch der todte Mann bald rein aufgeputzt.

Nun zogen die sechs Thiere den leeren Schlitten weiter; aber den Wolf fing es an zu hungern und er fragte die Andern: „Was sollen wir denn jetzt essen, Brüder, da der Mann bis auf den Bart verzehrt ist!“ — „Je nun, wir essen den Kleinsten unter uns auf“, meinte der Bär, und die Mehrzahl aus der reisenden Gesellschaft war es zufrieden. Das Eichhörnchen war wohl das Kleinste und der Marder auch, die sollten daran; aber das Eichhörnchen war zu flink, es sprang auf einen Baum, der Marder schlüpfte unter einen Stein, und die Andern hatten das Nachsehen. — „Ja, aber was essen wir nun?“ fragte wieder der Wolf, den der Hunger arg plagte. „Lasst uns doch das Glotzauge da fressen“, sagte der Bär; und sie machten sich daran dem Hasen das Genick zu brechen, weil er der

Kleinste war; aber Hänschen wartete nicht darauf: er lief so schnell er konnte in den Wald, dass man ihn nicht mehr sah noch hörte. — Nun war der Fuchs der Kleinste in der Gesellschaft, und Wolf und Bär verkündigten ihm sein Urtheil, dass sie ihn fressen müssten, da ihnen Hans entwischt war. Michel widersprach mit keinem Worte, als er Solches vernahm, er sagte nur freundlich: „Im Thale ist es langweilig zu speisen, das Mahl schmeckt immer besser auf einer Bergeshöhe!“ Das leuchtete auch dem Wolfe und dem Bären ein, und sie stiegen den Berg hinan. Der Fuchs stellte sich überaus todesmuthig; aber er fand doch Gelegenheit, auf dem Wege dem Wolfe zuzuflüstern: „Sag mal, Peter, was esst ihr aber dann, wenn von mir nichts mehr übrig ist?“

Der Wolf stutzte und gerieth in tiefes Nachdenken über diese Worte; er war ja kleiner als der Bär, und die Sache stand schlimm für ihn. Plötzlich sagte er zum Fuchs und Bär: „Lieben Brüder, ich denke wir thäten besser daran, wenn wir als gute Kameraden in Eintracht und Liebe miteinander lebten und jagten; was meint ihr dazu?“

Dem Fuchs kam dieser Ausspruch ausserordentlich weise vor, und da die Beiden dieselbe Meinung hatten, musste sich der Bär wohl oder übel mit dem Vorschlag zufrieden geben, obgleich ein gutes Mittagsmahl mehr nach seinem Sinn gewesen wäre als die Freundschaft.

2. Abenteuer.

Nachdem das Friedensbündniss geschlossen worden, wanderten Fuchs, Wolf und Bär weiter und kamen bis an die Ilmola-Feldmark, wo sie sich nach einer Wohnung umschauten. Der Bär musste ein Gehöft für sich allein haben, da er sich mit den Andern doch nicht so recht vertrug; aber Fuchs und Wolf gingen gemeinschaftlich daran, ein Feld für sich urbar zu machen. Zuerst mussten sie dazu

einen Sumpf ausbrennen und die Bäume aushauen; sie gingen frisch ans Werk und. Jeder nahm ein Töpfchen Butter zur Mittagskost mit. Dem Fuchs kam das Baumfällen doch recht beschwerlich vor; er war ein Weilchen an der Arbeit, dann schlüpfte er in den Wald hinein, kam aber bald wieder, und sagte zum Wolf: „Höre, ich muss nach Ilmola gehen; im Walde begegnete mir Einer, der mich zur Taufe dorthin einlud.“ Mit diesen Worten ging er davon, aber weiter kam er nicht als bis zum Buttertopf des Wolfes, den er erst verliess, als er sich schön satt fühlte; dann kehrte er an die Arbeit zurück.

„Nun, wie heisst denn das Kind?“ fragte ihn der Wolf. — „Erstes Mal“, antwortete der Fuchs, indem er die Axt ergriff.

Aber auch diesmal ging die Arbeit nicht recht von Statten; er lief wieder in den Wald und kam zu seinem Gefährten mit der Botschaft zurück: „Denk einmal, ich bin schon wieder nach Ilmola zur Taufe gebeten worden! Die Tochter des Hauses hat Kinder bekommen.“ „Aber was treibst du dich denn immer herum“, schalt der Wolf; „bleib doch von dem Gelage weg, Bruder, lass uns ehrlich unsere Arbeit thun.“ — „Ach nein doch, Bruderherz, das geht nicht, dass ich wegbleibe, da man mich eingeladen hat“, erwiderte der Fuchs. „Mit den Nachbarn muss man in Frieden leben, und besonders ziemt es den neuen Ankömmlingen sich mit den Andern gut zu stellen.“ — „Nun, so geh in Gottes Namen!“ sagte der Wolf, „aber bleib nicht so lange fort. Unsere Arbeit kommt nie zum Schluss, wenn ich die Bäume allein fällen muss!“

Der Fuchs ging, aber kam wieder nur bis zum Buttertopf des Wolfes und kehrte sehr bald zurück. „Nun, welchen Namen hat man dem Kinde gegeben?“ fragte der Wolf den Taufgast. — „Zweites Mal“, antwortete der Fuchs, und die Beiden arbeiteten weiter. Bald musste der Fuchs

wieder einen Gang in den Wald machen, und aufs neue brachte er eine Einladung mit: „Schon wieder hat man mich nach Ilmola zur Taufe gebeten; jetzt hat die Schwiegertochter Kinder bekommen!“ — „Mein Gott, wie oft lassen sie denn in diesem gesegneten Ilmola taufen!“ rief der Wolf ärgerlich aus; „aber diesmal, Brüderchen, bleibst du hier, immer kannst du doch nicht Feste besuchen!“ — „Ich hörte so was, dass man mich zum Gevatter braucht“, erwiderte der Fuchs; „da kann ich doch nicht gut wegbleiben!“ — „Nun so geh denn ins Teufels Namen noch dieses Mal“, meinte der Wolf; „aber sage den Hauswirthen, dass sie dich nicht mehr zu Gevatter bitten sollen, da wir eine gemeinschaftliche Arbeit und rechte Sommereile damit haben.“

Der Fuchs ging wieder zum Buttertopf und kam nicht eher zurück, als bis er die Butter völlig aufgegessen hatte. — „Nun, wie heisst denn dieses Kind?“ fragte ihn der Wolf bei seiner Rückkehr. — „Drittes Mal“, antwortete der Fuchs bereits bei der Arbeit, und die Beiden hieben und fällten fleissig zusammen. Lange währte es jedoch nicht, da fühlte der Wolf einen argen Hunger; er hatte aber auch ohne Aufhören gearbeitet. Sie gingen also zum Frühstück. Als der Wolf seinen Buttertopf öffnete, siehe, da fand er ihn ganz leer! Darüber ergrimmte er über die Massen und schnauzte den Fuchs an: „Du Lump, du hast meine Butter genascht!“ — „Bei Leibe nicht!“ betheuerte der Fuchs, „ich weiss nichts von deiner Butter. Aber da du, Bösewicht, mir nicht glauben willst, wollen wir eine Probe anstellen, wer von uns Beiden schuldig sei. Wir wollen uns auf jenen Felsen, mitten in die Sonne, schlafen legen; da wird dem Schuldigen wohl die Butter aus dem Maule laufen.“

So thaten sie es auch, da die Sache nicht anders herauszubringen war. Der Wolf, der ein gutes Gewissen hatte,

schlief im warmen Sonnenschein tief und fest ein; aber der Fuchs hütete sich wohl dasselbe zu thun. Er blieb wach, holte Butter aus seinem eigenen Topfe und schmierte damit dem schlafenden Wolfe die Schnauze ein. Dann weckte er ihn auf und schrie: „Steh mal auf, Gevatter und sieh wie dir das Fett aus dem Rachen auf den Felsen fliesst!“ Der Wolf erwachte, und als er den Felsen an der Stelle, wo seine Schnauze gelegen hatte, voll Butter sah, stritt er nicht mehr über die Sache und sagte nur kleinlaut: „Ja, Gevatter, du bist unschuldig; ich werde wohl selber der Schuldige sein!“

Der Streit war nun in Gutem beigelegt, da der Wolf alle Schuld auf sich nahm, und sie fingen wieder tüchtig an zu arbeiten. Die Bäume waren gefällt, nun sollte der Sumpf ausgebrannt werden; aber der Fuchs kümmerte sich nicht viel darum; er lag müssig im Schatten der Bäume. „Hilf mir das Moor ausbrennen!“ rief ihm der Wolf zu, „was schläfst du, du Faulpelz?“ — „Zünde es nur an, Gevatter,“ erwiderte der Fuchs ruhig, „ich wache hier, dass das Feuer nicht in den Wald dringe.“ Der Wolf glaubte, der Fuchs habe vollauf zu thun, und verrichtete die ganze Arbeit allein; er brannte das Moor aus, nun wollte er die Aussaat besorgen. Der Fuchs liess ihn auch dabei im Stiche wie gewöhnlich und genoss seine schöne Ruhe im Walde. Darüber ärgerte sich der Wolf und rief dem Faullenzer zu: „Steh doch auf und hilf mir aussäen; unsere Arbeit sollte doch eine gemeinschaftliche sein, aber du, Gevatter, thust ja nichts dabei!“ — „Ich darf wirklich nicht fort von hier“, versicherte der Fuchs; „ich sitze hier als Vogelscheuche, damit die Vögel des Himmels nicht unsern Samen fressen.“ — „So? — Dann bleibe nur wo du bist, da du auch dort Nutzen schaffst; ich dachte nur, du wälztest dich müssig herum“, antwortete der Wolf und bestellte allein das ganze Feld.

3. Abenteuer.

Die Feldarbeit war gethan, und bald stieg die junge Saat auf. Der Wolf freute sich täglich über diesen Anblick und meinte: „Das Werk lässt sich gut an!“ — Aber diese Bewunderung theilte der Fuchs durchaus nicht; er sagte nur, das Feld betrachtend: „Hm! der Kranich stirbt am Ende, bevor der Sumpf aufthaut! Wir müssen andere Saiten aufziehen, wenn wir bis zur Ernte leben wollen!“ — „So lass uns denn auf Beute ausgehen“, rieth der Wolf. Der Fuchs war derselben Meinung, und so trennten sich die Beiden an einem Kreuzwege, um sich Nahrung zu suchen.

Der Fuchs durchstrich den Wald und bemerkte bald einen schönen, schlanken Baum, auf dem eine Elster ihr Nest gebaut hatte. Michel, der schlaue Mann, schlich sich an den Baum heran und fing an ihn von allen Seiten ernst und aufmerksam zu betrachten.

„Was besiehst du, Michel?“ fragte die Elster von ihrem Zweige herab. „Den Baum. Ich denke, ich schneide mir Schneeschuhe daraus“, antwortete der Fuchs. Darüber entsetzte sich die Elster und bat himmelhoch: „Herzensbruder, nimm nicht diesen Baum dazu; ich habe ja mein Nest und meine Jungen darauf.“ — „Schon gut; gieb mir eins von deinen Jungen, dann lass ich diesen Baum stehen und suche mir anderswo Holz zu meinen Schneeschuhen“, sagte der Fuchs.

In ihrer Angst ging die Elster auf den Vorschlag ein und warf ihm eins ihrer Jungen vom Baume herab; der Fuchs ergriff die willkommene Beute und machte sich eiligst damit aus dem Staube. Darüber wunderte sich die Elster; sie meinte ausserordentlich weise gehandelt zu haben, da sie durch dies Opfer die übrigen Jungen gerettet hatte. Aber siehe da! Am andern Tage sass Michel Fuchs wieder vor dem Baume. — „Was sitzest du da?“ fragte ihn die

Elster. — „Ich denke, aus diesem Baume lässt sich's gut Schneeschuhe schneiden!" — „Ach, Brüderchen, nimm nicht diesen," flehte die Elster, „wir kamen ja gestern schon überein, dass du diesen Baum nicht umhauen, sondern anderswo Holz zu Schneeschuhen suchen wolltest!" — „Es mag wohl zwischen uns die Rede davon gewesen sein", meinte der Fuchs; „aber ich finde im ganzen Walde nicht einen Baum, der mir so passt wie gerade dieser. Es thut mir sehr leid, doch ich muss diesen Baum fällen; es sei denn — dass du mir wieder eins deiner Jungen gebest!"

Jetzt war guter Rath theuer! — Die arme Elster musste auch das zweite Junge dem Fuchs hinwerfen, welcher schadenfroh damit fortlief.

Die Elster sass kummervoll in ihrem Neste; da kam eine Krähe zu ihr zum Besuch; sie schaute sich erstaunt im Neste um und fragte: „Aber, liebe Freundin, wo sind denn zwei von deinen Jungen?" — „Dem Fuchs habe ich sie geben müssen!" jammerte die Elster. „Siehst du, der Fuchs ist zwei Tage der Reihe nach hier gewesen, weil er sich meinen Baum zu seinen Schneeschuhen auserlesen hat. Da habe ich ihm die Jungen hinwerfen müssen, damit er nicht den Baum fälle und meine ganze Brut zerstöre!" — „Ei, du Thörin!" eiferte die Krähe, „du hättest dem Fuchs nichts geben sollen, weder deine Jungen, noch irgend etwas sonst; er hat ja weder Messer noch Beil, womit er Bäume umhauen könnte."

Am andern Tage stellte sich auch richtig der Fuchs wieder unter den Baum und gab vor, ihn durchaus zu seinen Schneeschuhen nöthig zu haben; er hoffte nämlich von der Elster das dritte Junge zu erlangen; aber diese war indessen weiser geworden, ihre Furcht war verschwunden und sie sagte spottend: „Mein lieber Fuchs, geh nur getrost wieder heim; du hast ja weder Messer noch Beil, womit willst du denn Bäume fällen?" — „Wer hat dich

belehrt?“ fragte der Fuchs so verwundert, dass er sich zu vertheidigen vergass. — „Die Krähe war bei mir zum Besuch, die hat mir gute Lehren gegeben“, lachte die Elster. — „So, so, die Krähe hat's gethan“, sagte bedächtig der Fuchs; „sie scheint ja sehr weise zu sein, die Gute! aber warte nur, sie entgeht mir nicht!“

Nach diesen Worten verliess Michel, der schlaue Mann, den Baum und begab sich auf eine freie Wiese; da streckte er alle Viere von sich und stellte sich todt. Es dauerte auch nicht lang, da bemerkte die Krähe auf ihren Streifzügen den liegenden Fuchs und liess sich auf die vermeintliche Beute nieder. Sie machte sich eben daran, dem Todten die Zunge aus dem offenen Rachen auszuhacken, als der Fuchs, der nur darauf gewartet, sie mit einem Satze packte; jetzt war die arme Krähe verloren, und all ihre Weisheit schien unvermögend ihr zu helfen. — „Ach, lieber Bruder,“ flehte sie, „wenn du mich nun doch einmal fressen willst, so thu es auch auf rechte Weise. Wirf mich diesen Abhang hinunter, so dass hier ein Flügel, dort ein Beinchen von den Steinen und dem Gestrüpp abgerissen werde; dann sehen doch die Leute, wie du mich wegen meines Verrathes bestraft hast.“ Der Fuchs folgte der Weisung und stiess die Krähe zum Abhang hinunter; doch kaum fühlte sich diese frei, als sie lustig aufflog und dem Fuchs spöttisch zurief: „Im Fangen warst du wohl Meister, aber im Behalten ein Stümper!“

4. Abenteuer.

Voll Unmuths darüber, dass ihn die Krähe überlistet hatte, schlich der Fuchs im Walde herum und wusste nicht, wo er sich Speise holen sollte, als ihm sein ehemaliger Kamerad, der Bär, unversehens in den Weg trat.

Dieser arme Mann hatte vor kurzem sein Weib verloren und musste nun einen Leidtragenden suchen, der

bei ihrer Leiche weine. Nachdem er lange herumgewandert, war ihm der Wolf begegnet und hatte ihn gefragt: „Wohin des Wegs, Gevatter?“ — „Ich suche einen Leidtragenden.“ — „Nimm mich dazu, Gevatter“, bat der Wolf. — „Verstehst du dich auch aufs Heulen?“ fragte der Bär. — „Gewiss, Gevatter, gewiss!“ versicherte der Wolf. — Aber der Bär wollte jedenfalls erst die Stimme hören, und sagte: „Heule ein wenig zur Probe, damit ich sehe, ob du es kannst oder nicht.“ Der Wolf stimmte sofort ein Klagelied an: Hu, hu, hu, huuu, huh! — Dem Bär gefiel die Stimme doch nicht so recht: „Du verstehst das Wehklagen nicht, geh deiner Wege!“ sagte er zum Wolf und wanderte weiter.

Bald traf er einen Hasen, dem er sein Begehr vortrug, und dieser erbot sich sofort zum Leidtragen, weil er meinte, seine Stimme müsse dabei besonders schön klingen. „Nun, probir's mal, dass ich dich erst hören kann“, antwortete der Bär. Der Hase hob an zu klagen: Pu, pu, pu, puuu, puh! — Aber auch seine Stimme gefiel dem Bär durchaus nicht. „Das geht nicht an,“ sagte er zum Hänschen, „du taugst mir vollends nicht dazu.“

Hierauf begegnete ihm der Fuchs, der ihn, ebenso wie die Andern, fragte: „Wohin des Wegs, Gevatter?“ — „Einen Leidtragenden zu suchen.“ — „Wähle mich dazu“, sagte der Fuchs. Der Bär sah ihn nachdenklich an. „Hm! kannst du gut heulen?“ — „O, und ob!“ antwortete der Fuchs und fing an zu klagen und zu weinen: „Luu, luu, luu! dem Gatten ist die treue Gattin gestorben, die brave Wirthschafterin, die fleissige Spinnerin, die Bäckerin der guten Kuchen, die emsige Arbeiterin! Vorbei ist's mit dem Kuchenschmause, und von der Ofenbank fielen die Pfannen!“ — „Nun, ich sehe, du bist doch ein Wehklager von der rechten Art!“ sagte darauf der Bär und führte den Fuchs in seine Wohnung. Er trat mit ihm in die Stube, wo seine gute

Selige auf einem Bette lag, und befahl dem Fuchs seines Amtes zu warten und über die Todte zu klagen. Dieses war aber Meister Michel durchaus nicht nach dem Sinn. „In der Stube ist es nicht gut wehklagen, hier ist es zu dumpf", sagte er zum Bären; „bring die Leiche in das Vorrathshaus, im luftigen Raum wird's besser gehen." Der Bär war damit einverstanden und trug die Todte in das Hintergebäude; er selbst ging zurück in die Stube, um den Brei für den Wehklagenden zu kochen. Dabei horchte er von Zeit zu Zeit durch die halboffene Thür nach der Leichenklage, aber sonderbar — davon vernahm er durchaus nichts. Endlich wurde es ihm doch zu bunt; er lief in Eile an die Thür des Hauses, und rief dem Fuchs zu: „Warum heulst du nicht, Gevatter? Ich höre deine Stimme ja gar nicht!" Der Fuchs, welcher eben dabei war mit bestem Appetit die Leiche zu verzehren, antwortete heulend: „Es bleiben noch die Schenkel zu geniessen, die Sohlen zu schmausen, wenn's nur in den Magen ginge und die Zeit zum Essen ausreichte!"

Als der Bär solches hörte, stürzte er mit dem Kochlöffel hinein, um den unverschämten Fuchs zu züchtigen; aber so wie er nur die Thür öffnete, huschte auch Michel zwischen seinen Beinen hindurch ins freie Feld, als brenne es hinter ihm. Beim Vorbeischnellen traf ihn der Bär mit dem mehlbedeckten Löffel an den Schwanz, und seitdem hat der Fuchs eine weisse Schwanzspitze behalten.

5. Abenteuer.

Auf seiner Flucht aus dem Gehöfte des Bären bemerkte der Fuchs im Walde einen einsamen Kater; verwundert blieb er stehen und fragte: „Was treibst denn du, Vetter, so einsam im Walde?" — „Ich diente in einer Hütte," antwortete der Kater, „aber die Wirthsleute verarmten völlig und konnten mich nicht mehr ernähren; ich selbst bin zu

alt, um mir Mäuse zu fangen. Aus Mangel an Brot beschlossen meine Wirthsleute alle ihre Hausthiere zu schlachten, und wer weiss, ob nicht auch an mich die Reihe gekommen wäre: denn gestern hörte ich, wie die Kinder ihre Eltern fragten, was sie jetzt essen würden, da all ihr Brod zu Ende sei? Darauf antwortete der Vater, er wolle alle Hausthiere männlichen Geschlechts schlachten. Als ich das hörte, flüchtete ich eilends in den Wald, um nicht gegessen zu werden."

„Willst du jetzt bei mir einen Dienst annehmen? Ich will dich gut halten und füttern", schlug der Fuchs vor. — Der Kater, der keinen andern Ausweg wusste, antwortete: „Ich würde dir gerne dienen; aber ich bin schon alt und nicht mehr so geschwind in meinen Bewegungen wie in meiner Jugend; da fürchte ich, dass ich auf unsern Streifzügen leicht die Beute eines Raubthieres werden könnte." — „O, da sei unbesorgt," meinte der Fuchs, „an deinem Herrn hast du einen sichern Schutz, an Michel eine feste Stütze!" Als der Kater diesen tapfern Ausspruch hörte, verdingte er sich dem Fuchs als Knecht, und Beide wanderten weiter.

Auf dem Wege examinirte der Fuchs den neuen Diener: „Sag mal, was würdest du anfangen, wenn du allein wärst, und es käme ein Feind heran?" — „O, ich weiss schon einen Ausweg," versicherte der Kater, „ich würde schnell auf einen Baum klettern!" — „Also das würdest du thun?" sagte der Fuchs; „ich würde mich aber nicht auf den einen Ausweg verlassen. Ich, zum Beispiel, weiss hunderterlei Rath und würde nicht erschrecken, wenn auch der Bär selber käme!"

Der Fuchs hatte kaum Zeit gehabt diese Worte auszusprechen, als ihnen aus dem Walde der Bär entgegentrat, der nach dem Fuchs jagte, weil ihn dieser so schändlich hintergangen hatte. Sobald der Kater den Bär erblickte, kletterte er pfeilschnell auf einen Baum, so dass

man nur das Nachsehen hatte; aber den Fuchs packte der Bär am Genick. Jetzt dachte der Kater, sein Herr sei verloren, und rief ihm vom Baume herab zu: „Siehst du, mein einziger Ausweg rettet mich, dir helfen die hundert Auswege nicht mehr!“

Doch der Fuchs war noch lange nicht rathlos, er fand sich schnell zurecht. Er fing an dem Bären, der ihn mit den Zähnen festhielt, zuzureden und sagte schmeichelnd: „Aber, lieber Gevatter, wie kannst du nur so grob mit mir verfahren? Ich habe mich ja stets so höflich und zart gegen dich benommen!“ — „Was, zart? du?“ höhnte der Bär; dabei musste er aber den Rachen öffnen, und sofort riss sich der Fuchs los und verweilte wahrlich keine Woche da, sondern eilte blitzschnell in den Wald, so geschwind er nur konnte. Erst als der Bär die Stelle verlassen hatte, kehrte der Fuchs zum Kater zurück, und die Beiden gingen heim nach Ilmola.

6. Abenteuer.

Zu Hause angelangt, trug der Fuchs dem Kater alle häuslichen Arbeiten auf und ging wieder auf seine gewöhnlichen Streifereien aus; dabei begegnete er von ohngefähr seinem Freunde, dem Wolf.

„Schönen guten Tag!“ rief er ihm zu, „wie geht dir's, Gevatter?“ — „Immer gleich, lieber Michel“, antwortete der Wolf; „freilich dachte ich schon daran, meine Zähne an den Nagel zu hängen, aber endlich ist es mir gelungen, einen tüchtigen Ochsen zu erbeuten.“ — Als er solches hörte, gesellte sich der Fuchs zum Wolf, in der Hoffnung einen Antheil von der Beute zu gewinnen; er plauderte angenehm und liebenswürdig und erzählte: „Du glaubst nicht, Gevatter, welch ein wunderliches Thier ich soeben gefunden habe; es ist nicht gerade von den Grössten, aber so gewandt und so wild, dass es sogar dich auffressen würde,

wenn es dich erhaschte.“ — „I, da möchte ich doch mal sehen, was das für ein Thier ist!“ sagte der Wolf. — „Das lässt sich schon einrichten“, meinte der Fuchs. „Aber geh nur ja vorsichtig mit ihm um, sonst stehe ich nicht dafür, dass es dir nicht das Fell über die Ohren zieht!“ Den Wolf plagte die Neugier ganz entsetzlich das wunderliche Thier zu sehen; er ging leise auf den Fussspitzen an den Fuchsbau heran und blinzelte durch die Oeffnung nach dem Kater; als dieser die Nase des Wolfes erblickte, glaubte er es sei eine Maus und sprang mit einem Satze auf sie. Der Wolf, den die Krallen des Katers arg zurichteten, erschrak über die Massen und ergriff schleunigst die Flucht. Im Walde erzählte er dem Fuchs, wie es ihm ergangen war, und sagte: „Ich war an deiner Wohnung, Gevatter, aber das ganze Thier darin habe ich nicht zu sehen bekommen. Als ich meine Nase durch die Oeffnung steckte, kratzte es mich so grimmig, dass ich es jetzt noch fühle!“ — „Siehst du, ich habe dich also nicht umsonst gewarnt“, erwiderte der Fuchs. „Du musst dich wohl dumm benommen haben, da es dir so schlimm ergangen ist; danke es deinen schnellen Füssen, dass dich das Unthier nicht gar erwischt und getödtet hat!“

Fuchs und Wolf gingen stille weiter, ein Jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Da tauchte plötzlich die Gestalt des Bären vor ihnen auf; weiss der Himmel, wo der sich herumgetrieben hatte! Der Fuchs, der ein böses Gewissen hatte, wollte im ersten Schrecken fliehen; — aber bald trat er dreist heran, als er das Gespräch der beiden Andern vernahm. „Du glaubst nicht, mein Lieber,“ sagte der Wolf zum Bären, „welch ein sonderbares Ungethüm Michel in seiner Wohnung beherbergt! Es ist nicht von den Grössten, aber es würde sogar dich fressen, wenn du ihm zwischen die Klauen kämest. Ich schlich mich vorhin an Michels Haus heran, bloss um dieses Wunder zu sehen,

aber ich konnte nur einen flüchtigen Blick darauf werfen, denn es war so wüthend, dass es mir beinahe die Augen ausgekratzt hätte!"

Die Erzählung des Wolfes ging dem Bären sehr im Kopfe herum, und auch er brannte vor Begierde, das wunderliche Thier zu sehen. Er vergass ganz seinen gerechten Groll und näherte sich freundlich dem Fuchse: „Hör mal, Michel," sagte er, „willst du mich nicht in dein Haus führen? Ich möchte gar zu gern deinen Gast sehen."

„Ich habe jetzt wirklich keine Zeit mit dir zu gehen, denn ich habe noch einige Besorgungen im Walde zu machen", entschuldigte sich der Fuchs; „aber geh doch allein hin, Gevatter; du kennst ja den Weg zu meiner Wohnung, dort wirst du meinen Gast treffen. Doch, bitte, sei freundlich und fein höflich gegen ihn, sonst lässest du am Ende noch dein Leben unter seinen Krallen!"

Der Bär nahm sich den Rath zu Herzen; er schlich leise an den Fuchsbau heran und lugte vorsichtig durch die Oeffnung hinein. Kaum merkte der Kater etwas Verdächtiges, als er wieder dachte, es sei eine Maus, und plötzlich grub er seine Krallen tief in die Nase des unglücklichen Bären ein. Dieser entfloh im höchsten Entsetzen und klagte den Andern seine Noth.

„Das ist wirklich ein schreckliches Thier, welches unser Michel beherbergt! Ich kam ganz vorsichtig heran, da warf es sich mir entgegen mit einer grossen Stange, die es auf dem Rücken trug!" Der Bär hatte nämlich den Schwanz des Katers für eine Stange gehalten.

Da es dem Bären auch nicht besser ergangen war, meinte der Wolf: „Wir müssen aber doch das sonderbare Thier einmal sehen. Wie sollen wir es nur anfangen?" — „Ihr könnt es ganz genau betrachten, wenn ihr wollt", sagte der Fuchs. „Bereitet ein Mahl, und ladet es zu Gaste; ich stehe dafür, dass es der Einladung folgt." —

Dieser Rath gefiel so ausserordentlich gut, dass der Wolf versprach seinen schönen Ochsen aufzutischen, wenn er dafür das Wunderthier zu sehen bekäme.

Dafür wollte der Fuchs sorgen und ging heim, um den Kater zum Feste einzuladen; beim Fortgehen sagte er zu den Andern: „Wenn ich mit dem Gast komme und mit ihm den Schmaus beginne, müsst ihr euch gut versteckt halten und nur heimlich zuschauen; ich fürchte, das Thier springt sonst auf euch und richtet euch übel zu!“

Die Beiden befolgten den Rath des Fuchses; voller Erwartung kletterte der Bär auf eine Fichte und der Wolf hinter das Tannenreisig. Nach kurzer Zeit erschienen der Fuchs und der Kater und liessen sich zum leckern Mahle nieder. Der Wolf hatte sich leider so sehr beeilt in sein Versteck zu schlüpfen, dass er vergessen hatte, das Gesicht dem Ort des Schmauses zuzukehren. Als der Fuchs dieses bemerkte, stiess er wie von ohngefähr mit der Pfote an den Kater, so dass dieser ingrimmig murrte. Bei diesem sonderbaren Laute stieg die Neugier des Wolfes aufs Höchste; er wollte sich umdrehen, um das Unthier anzuschauen, aber o weh! da raschelte sein Schwanz in dem Reisig, und der Kater, der die Spitze des Schwanzes für ein Mäuschen hielt, sprang von seinem Mahle fort, um es zu haschen.

Der Wolf erschrak so heftig darüber, dass er eilig das Gestrüpp verliess. Der Kater wiederum entsetzte sich vor dem Wolf und kletterte auf die Fichte, auf welcher der Bär versteckt sass. Dieser glaubte in seiner Herzensangst, sein letztes Stündlein sei gekommen; er sprang vom Baume herunter und brach dabei drei Rippen. Da lag er verwundet auf der Erde und getraute sich nicht mehr in die Nähe der Schmausenden, sondern raffte sich stöhnend auf und verliess eiligst die Unglücksstätte. Der Fuchs und der Kater behielten den Frass für sich und liessen sich's vortrefflich schmecken.

---

7. Abenteuer.

Nachdem sich der Wolf ein wenig von seinem Schrecken erholt hatte, wanderte er in den Wald hinaus, um sich Nahrung zu schaffen; aber alles Suchen war vergebens! In seiner Noth begab er sich in das Ilmola-Gehöft, in der Hoffnung dort ein Hühnchen, oder wenn's hoch kam, ein Schwein zu erwischen; aber — kein Huhn, kein Schwein war zu erspähen! Nur ein altersschwacher Hund lag neben dem Misthaufen und schlief. Der Wolf, der so hungrig war, dass er sich selbst über solch einen magern Bissen freute, wollte den Hund packen und fortschleppen. Dieser erwachte plötzlich und flehte ganz gottesjämmerlich: „Bruderherz, friss mich nicht! Wir sind doch Beide gleich elende Gestalten, und du würdest an mir nur die reinen Knochen finden, so abgemagert bin ich! Lass uns einen Bund schliessen. Wenn du mich loslässest, verspreche ich dir eine Flasche Branntwein!“ — „Wie erhalte ich aber diese Flasche?“ fragte der Wolf. — „Komm des Abends spät auf unsern Hof, dann lass' ich dich in die Stube ein“, antwortete der Hund. — Der Wolf war es zufrieden und kam beim Einbruch der Nacht in das Gehöft zurück; zum Zeichen, dass er es sei, der Einlass begehre, winselte er einige Mal leise hinter der Thür. Der Hund verstand es sogleich, öffnete ganz behutsam und liess ihn ein.

„Nun, hast du den Branntwein zur Hand?“ flüsterte eilig der Wolf. — „Sei ohne Sorge, Brüderchen, gedulde dich einen Augenblick“, erwiderte der Hund; „siehst du, unter jener Bank verwahrt mein Herr seinen Branntwein; ich gehe hin und hole dir heimlich ein Fläschchen davon.“ — Mit diesen Worten schlich sich der Hund unter die Bank und brachte dann seinem Gaste das Verlangte.

„Trinke, mein lieber Wirth, trinke du zuerst ein Schlückchen“, sagte der Wolf freundlich, als er die Flasche in Empfang nahm. Der Hund liess sich nicht lange bitten,

er trank ein Schlückchen und reichte dann die Flasche dem Gast. Dieser that seinerseits einen herzhaften Zug daraus und wurde davon ganz wunderbar lustig und aufgeräumt und überhäufte den Hund mit Freundschaftsbetheuerungen. Nun, das war Alles sehr gut bis dahin. Ein Weilchen sassen die seltsamen Zecher bei ihrer Flasche, wälzten sich ein wenig und brummten vor Behagen in ihren Bart hinein; plötzlich fragte der Wolf seinen Wirth, den Hund: „Soll ich singen, Schwager, soll ich nicht ein Mal singen?“ — „Lieber nicht, wenn's dir gleich ist, Schwager“, warnte der Hund, welcher fürchtete, sein Herr könnte davon erwachen; der Wolf sah die Triftigkeit der Einrede ein und gehorchte.

Nachdem er aber noch etwas mehr getrunken, erwachte die Sangeslust in so hohem Grade in ihm, dass er seinen Zechbruder wieder fragte: „Was meinst du, Schwager, sollte ich nicht doch etwas singen?“ — „Liebster Schwager, singe ja nicht“, bat der Hund; „deine Stimme hat einen starken Ton, und wenn die Wirthsleute erwachen, dann ergeht es uns schlecht!“

Das sah der Wolf ein und gab sein Verlangen auf, und der Hund goss dem Gaste zu lieb noch ein drittes Glas ein. Der Wolf, dem der Branntwein ganz herrlich schmeckte, trank in aller Gemüthlichkeit. Aber nach dem dritten Glase war er so berauscht, dass er alle guten Lehren in den Wind schlug, und ungeduldig ausrief: „Den Teufel auch, wenn ich nicht singen darf! Ich singe doch, Schwager; ich singe, wenn auch die Welt zusammenstürzte!“ — und plötzlich hob er aus voller Kehle ein weitschallendes Lied an: „O—o—oh—oo—oh!“ Davon erwachten die schlafenden Leute. „Wer hat den Wolf in die Stube gelassen?“ schrie der Herr des Hauses, und Alle stürzten mit Stangen und Feuereisen auf den unwillkommenen Sänger los, den sie nach Herzenslust damit bearbeiteten. Halbtodt entkam end-

lich der arme Wolf ihren Händen; er eilte windesschnell durch die Thür in das Freie und dankte dem Schöpfer, dass er nicht vollends zu Brei geschlagen worden war.

8. Abenteuer.

Voller Herzeleid über die empfangenen Schläge lief der Wolf im Walde umher und jammerte über sein hartes Schicksal, ohne zu bedenken, dass seine eigene Dummheit daran schuld war; es dauerte auch gar nicht lange, da überkam ihn neues Ungemach.

Auf dem zu Ilmola gehörigen Landstrich stand eine kleine Hütte, welche von einem armen Ehepaare bewohnt wurde; dieses besass zwar einen Hammel und eine Ziege, hatte aber keine Mittel für sie Futter zu schaffen. Eines Tages sagte desshalb der Mann zu seinem Weibe: „Ich meine, es wäre das Klügste, die armen verschmachtenden Thiere zu schlachten; sie müssen ja doch vor Hunger sterben, da wir sie nicht füttern können. Was meinst du dazu?“ — „Ach, warum sollen wir sie schlachten? Sie sind ja so ganz abgemagert“, erwiderte die Frau. „Wir wollen sie lieber auf die Landstrasse treiben, da mögen sie sich mit den Gräserchen ernähren, die sie hier und da finden!“

Gesagt, gethan. Die Thiere wurden hinausgetrieben und fristeten ihr Dasein mit Gras und Blättern, so gut sie konnten. Bald kam aber die Furcht vor Raubthieren über sie. „Wenn uns nur nicht Wölfe oder Bären angreifen!“ sagte die Ziege. „Wir müssen irgend etwas ersinnen, womit wir uns im Nothfalle heraushelfen können!“ — „Ja das müssen wir durchaus,“ bestätigte der Widder, „aber was können wir schwachen Kreaturen zur Schutzwehr beginnen?“ — „Ich weiss schon einen Rath, wenn du mir nur einen Sack schaffst“, versetzte die Ziege bestimmt. — Der Widder ging hin, um das Verlangte zu suchen und

sah auch bald auf der Landstrasse einen alten Sack liegen, den irgend ein Reisender verloren haben mochte. Er brachte ihn der Ziege und forschte neugierig, was sie damit vorhabe. „Das will ich dir zeigen", antwortete die Ziege; „jetzt lass uns diesen Sack mit Holzstückchen füllen, und wenn ein Wolf kommt, so stark damit klappern, dass selbst unser schlimmster Feind vor Schrecken davonlaufen muss!"

Kaum hatte die Ziege dem Widder ihren Plan auseinandergesetzt, als sich auch bereits unser Wolf am Waldesrande zeigte. Blitzschnell that die Ziege einige Holzklötze in den Sack, warf sich diesen auf den Rücken und ging tapfer dem Wolf entgegen. Dieser erstaunte nicht wenig, als er die Ziege in solchem Aufzuge kommen sah, und fragte: „Was trägst du denn da im Sacke?" — „O, nichts Besonderes", antwortete die Ziege gleichmüthig; „es sind nur einige Wolfsköpfe und Beine, die wir erbeutet haben. Schon seit einem Monat wandern wir hier im Walde herum, ohne jegliche andere Nahrung als hin und wieder einen elenden Wolf. Von diesen Köpfen und Beinen haben wir bisher nothdürftig gezehrt, aber heute ist der Hunger ganz arg; wie gut, mein Lieber, dass wir dich gerade heute getroffen haben! Ohoi, Hammel! Schlachte mal diesen Wolf!" Diese letzten Worte stiess die Ziege wie im Zorne, beinahe gellend aus und jagte damit dem Wolf einen so gewaltigen Schrecken ein, dass er ganz jämmerlich zu flehen begann: „Ihr lieben Leute, ich bitte euch, schlachtet mich nicht! Lasst mich gehen, ich bringe euch stattdessen zwölf andere Wölfe zur Beute!" — „Wenn du die Wahrheit sprichst, lassen wir dich laufen", sagte die Ziege. — „Verschonet mich, ihr Lieben, ich will euch gewiss nicht betrügen", bat der Wolf in seiner Herzensangst. — „Nun, so geh denn hin und vergiss nicht dein Versprechen", sagte endlich die Ziege und liess ihn laufen.

Unser Wolf ging aber spornstreichs zu seinen Brüdern und rief ihnen schon von ferne zu: „Fliehet, rettet euch, liebe Brüder! Der Hammel und die Ziege kommen heran und wollen uns fressen!“ Verwundert fragten die andern Wölfe: „Wie können sie uns fressen? Unser sind dreizehn, und ihrer sind nur zweie; das ist ja Unsinn! Auf, lasst uns ihnen entgegenziehen, wir werden sie schon besiegen!“ Und kühnen Muthes zogen sie hin in den Streit.

Als die Ziege sie herannahen sah, flüsterte sie dem Hammel zu: „Jetzt gilt's! Nun kommen sie, uns zu fressen; lass uns schnell entfliehen!“ Sie erblickte ganz in der Nähe eine Fichte, deren Stamm gebogen war, und kletterte mühsam daran hinauf. Das glückte; sie verbarg sich im Gezweig und spornte den Hammel an, ihr eilig zu folgen, denn die Wölfe waren schon ganz nahe. Der alte Hammel versuchte sein Möglichstes, aber er kam nur um einige Zoll hinauf, weiter ging es nicht! Da hielt er sich in seiner Todesangst krampfhaft fest und zitterte am ganzen Leibe.

Inzwischen waren die Wölfe der Fährte gefolgt und setzten sich Alle im Kreise um die Fichte und warteten. Diesen Augenblick hatte die kluge Ziege vorausgesehen; sie herrschte laut dem Hammel zu: „Fange sie! Erwürge sie! Hier haben wir reiche Beute!“ und machte Miene, hinunterzuklettern. Darüber erschrak der Hammel so heftig, dass er die Besinnung verlor und plötzlich mitten in die Wolfsgesellschaft hineinplatzte. Das kam aber so unerwartet, dass die Wölfe in blinder Angst nach allen Himmelsrichtungen hin auseinanderstoben und nicht wiederkehrten. Die Ziege und der Hammel waren gerettet und lebten fortan still und unangefochten im Walde.

9. Abenteuer.

Auf der Flucht trennte sich unser Wolf von seinen Brüdern und kehrte traurigen Sinnes, mit hängendem Kopfe

nach Ilmola heim. Unterdessen waren auch der Fuchs und der Bär hinzugekommen, denn das Gerstenfeld war reif, und die Gerste sollte eingeheimst werden.

Nachdem sie geschnitten war, wurde eine Dreschscheune erbaut, und als die Gerste trocken war, sollte sie gedroschen werden; der Bär war zur Hülfe hinzugerufen worden. Da standen die drei Gesellen auf der Tenne, und nun fragte der Bär: „Na, ihr Brüder, wie fangen wir denn diese Arbeit an?“

Der Fuchs, der sich nicht recht zum Dreschen bequemen wollte, kletterte auf die Dachbalken hinauf und rief den Andern zu: „Mir fällt was ein. Der eine von euch ist ein starker Mann, der andere ein tüchtiger Arbeiter; besorgt ihr Beide das Werk, ihr Gevattern; drescht und sichtet das Getreide. Ich kleines, nutzloses Männchen will unterdessen hier die Balken halten, damit sie euch nicht über den Köpfen zusammenstürzen.“

Das war den Andern recht. Der Bär drosch mit kräftigen Schlägen und der Wolf sichtete die Gerste, dass ihm die Augen voll Spreu und Staub wurden und er bis auf den heutigen Tag aussieht wie Einer, der Getreide sichtet. Der Fuchs dagegen sass gemüthlich oben, sang ein Liedchen vor sich hin und schaute vergnügt zu, wie die Andern sich abmühten; hin und wieder warf er einen Holzblock hinunter. — „Nimm dich doch in Acht, du tödtest uns am Ende noch!“ schrie der Wolf hinauf. „Was soll das heissen, dass du uns Balken auf die Köpfe wirfst?“ — „Ach, Gevatterlein, ich werfe sie ja nicht mit Absicht“, antwortete der Schelm; „diese Balken sind furchtbar schwer; ich habe nicht die Kraft sie zu halten, und sie fallen von selbst.“ — Die Andern beruhigten sich, und das Werk wurde in Eintracht vollbracht. Nun wurde das Getreide aufgehäuft und die Theilung sollte beginnen.

„Mit welchem Masse sollen wir messen?“ fragte der Wolf den Fuchs; „sollen wir es metzenweise vertheilen?“ — „Ach nein, ich weiss einen bessern Rath“, antwortete der Fuchs. „Gebt dem Grössten das Grösste, dem Kleinsten das Kleinste; das ist nach meiner Meinung die richtigste Theilung.“ — „Das war gut gesprochen!“ fanden die Andern, und also bekam der Bär das Stroh, der Wolf die Spreu, und der Fuchs das Korn. Frohen Muthes begaben sich jetzt die drei Gesellen in die Ilmola-Mühle, und ein Jeder begann seinen Ernteantheil zu mahlen. Aber schon nach einer kleinen Weile hörten der Wolf und der Bär, dass ihre Mühlsteine ein anderes Geräusch verursachten als der des Fuchses. Sie konnten das gar nicht begreifen und fragten verwundert den Fuchs: „Sag mal, warum klingt es unter deinem Steine: „Jürri, järri, jürri, järri“, und bei uns so ganz anders: „Tissis, tassis, tissis, tassis“?“ — „Streut nur etwas Sand hinein, wie ich es gethan,“ rieth der Fuchs, „dann wird es bei euch ebenso klingen wie bei mir!“ Der Wolf und der Bär befolgten diesen guten Rath und bald hatten sie die grosse Freude zu hören, dass es unter ihren Mühlsteinen „jürri, järri“ klang, und das sogar noch viel stärker als unter dem des Fuchses. Als Jeder seinen Antheil fertig gemahlen hatte, gingen die Drei in schönster Eintracht nach Hause. Die Freude war gross über das gute Jahr, und die Vorräthe wurden in der Speisekammer aufgespeichert.

10. Abenteuer.

Nun sollte auch die Güte der gewonnenen Gottesgabe probirt werden, und jeder der drei Freunde holte ein wenig von seinem Mehle herbei, um sich daraus einen Brei zu kochen. Aber siehe da! Der Wolf und der Bär fanden ihr Gericht nicht so schmackhaft, wie sie es gehofft hatten; es war eigenthümlich schwarz und grob und schmeckte

fade. Ganz niedergestimmt durch diese Entdeckung, begab sich der Bär zum Fuchs und fragte ihn um seinen Rath, wie der Brei schmackhafter zubereitet werden solle. Der Fuchs hatte eben sein Frühstück fertig gekocht und wollte sich's gut schmecken lassen. Neugierig guckte der Bär in den Topf und rief aus: „Aber hör mal, Gevatter, dein Brei sieht ja ganz hell aus, und der meinige ist schwarz und stachlig! Woher kommt denn das?“ — „Ach was!“ erwiderte der Fuchs; „mein Gebräu war im Anfange auch schwarz, aber ich habe das Mehl sorgfältig im Flusse gewaschen, davon ist der Brei so reinlich und hell geworden!“

Der Bär dachte erfreut, er könne es wohl ebenso machen; er eilte mit seinem Mehlvorrath an den Fluss und schüttete seinen ganzen Reichthum ins Wasser. Aber o weh! der Fluss schwemmte unbarmherzig das Mehl auf Nimmerwiedersehen fort, und des Bären Hoffnung auf schmackhafte Gerichte wurde buchstäblich zu Wasser!

Dem Wolf ging es nicht viel besser. Da ihm sein Brei durchaus nicht schmecken wollte, glaubte er, die Schuld liege an dessen Zubereitung, und er lief, ebenso wie der Bär zum Fuchs, um sich dort Rath zu holen; sein Mehl nahm er auf alle Fälle mit.

Der Fuchs war eben damit beschäftigt seinen Brei zu kochen, als der Wolf hereintrat und ihn um die Erlaubniss bat sein Mahl an dem Feuer des Freundes bereiten zu dürfen, damit er, der Wolf, dabei lerne. Freundlich gab der Fuchs solches zu, und beide stellten sich vor das Feuer, ein Jeder vor seinen Topf. — Der Fuchs hatte seinen Brei bald fertig, denn dieser hatte schon längere Zeit gekocht, und der Geruch stieg dem Wolf lieblich in die Nase. Er schaute in des Gefährten Topf hinein und rief verwundert aus: „Sieh doch, wie hell und köstlich dein Brei ist, und der meinige ist so schwarz und unappetitlich! Wie kommt das?“ — „Das will ich dir sagen!“ antwortete

der Fuchs. „Nachdem ich meinen Topf über eine recht lebhafte Lohe gehängt hatte, setzte ich mich über ihn auf die Stangen und liess das langsam schmelzende Fett aus meinem Schwanze in den Brei tropfen; davon ist er so gut geworden. Versuch es mal ebenso, vielleicht wird dein Gebräu dadurch besser."

Der Wolf dankte erfreut für den guten Rath, und kletterte auf die Kesselstangen hinauf; aber als das Feuer hoch aufloderte, überlief es den armen Peter siedend heiss; er konnte es nicht mehr aushalten und plumps! fiel er von der Stange herab, mitten ins Heerdfeuer hinein.

Bis auf den heutigen Tag riecht der Wolf nach versengten Haaren, weil er sich im Feuer den Pelz anbrannte; beim Sturze verrenkte er sich auch die Schenkel, so dass er stets nur mit grosser Mühe sich umzuwenden vermag. Mit schmerzenden Gliedern arbeitete sich der arme Schelm endlich aus dem Feuer heraus und schmeckte trübselig seinen Brei: aber das war ein gar zu hässliches Gebräu, und er schlich sich an des Fuchses Tisch heran und bat: „Lieber Bruder, lass mich einmal deinen Brei kosten, ob er wohl anders schmeckt als der meinige!" Der Fuchs tauchte schnell und unbemerkt seinen Löffel in den Topf des Andern und reichte ihn dem Wolf mit den freundlichen Worten hin: „Nimm und iss, lieber Gevatter, dies ist von dem Allerbesten." — Der Wolf kostete, ohne es zu wissen, sein eigenes Gebräu, und fand den Geschmack desselben ebenso unleidlich wie früher; er schüttelte den Kopf und meinte zuletzt, der Fehler müsse an seinem eigenen Gaumen liegen, und sagte mit bitterem Spott: „Unser Brei hat wohl gleichen Geschmack und gleiche Zubereitung, aber der Unterschied liegt in uns Zweien; — solch ein Essen taugt nicht für mich!"

11. Abenteuer.

Einige Zeit war nach diesen Ereignissen verstrichen, die drei Gefährten lebten als gute Nachbarn nebeneinander, — da geschah es, dass des Wolfes Hausfrau drei Junge bekam und bald darauf im Wochenbett starb. Der Wolf war untröstlich als Wittwer, denn er konnte seine Jungen nicht selber warten und pflegen und musste für sie eine Kindsfrau suchen. In traurige Gedanken versunken, durchstrich er Wald und Flur und begegnete endlich einem Schneehuhn, welches er anredete: „Meine Liebe, willst du nicht meine armen Kinder warten?“ — „Warum denn nicht?“ versetzte treuherzig das Huhn. — „Ach, das ist ja schön, dass du kommen willst“, sagte der Wolf; „aber verstehst du auch die Jungen in den Schlaf zu singen?“ — „Wie sollte ich nicht?“ antwortete das Schneehuhn, und fing laut an zu singen: „Kopei, kopei, kopei!“ — Doch der Wolf verzog nur das Gesicht, denn der Gesang gefiel ihm nicht, und er bemerkte: „Deine Stimme ist unschön, dabei schlafen meine Jungen nicht ein!“ Damit ging er weiter. Im Walde kam ihm ein Hase entgegen und fragte ihn neugierig: „Nun, Peter, wohin wanderst du denn mit so geschäftiger Miene?“ — „Ich suche eine Kindermuhme“, antwortete der Wolf. — „Wähle mich dazu!“ sagte der Hase. „Kannst du denn Schlummerlieder singen?“ fragte der Wolf. — „Das kann ich vortrefflich“, versicherte Hans; „und ausserdem wird es mir wohlthun an der Wiege zu sitzen, da ich lahm bin.“ — „Seit wann bist du denn lahm?“ fragte der Wolf. — „Seit mir Joukahainen geflucht, als ich auf den Kaituri-Berghalden sein Haferfeld zerstörte“, erzählte Hans; „wenn der Unmensch noch lebte, ich würde ihm die Schenkel zerbrechen!“ — „Wohlan, da du dich zur Kindsfrau anbietest, magst du auch zur Probe etwas singen“, meinte der Wolf. Der Hase nahm sich zusammen und sang sein schönstes Lied, aber der Wolf bewunderte

ihn nicht im Mindesten, sondern versetzte nur kaltblütig: „Pfui, das ist ein hässliches Geplärr!" und ging weiter in der Hoffnung, eine taugliche Kindsfrau doch irgendwo noch aufzutreiben. — Bald darauf traf er seinen Freund, den Fuchs, im Walde, eilte auf ihn zu und sagte bittend: „Grüss Gott, Gevatter, willst du nicht als Kindsfrau zu mir ziehen? Mein liebes Weib ist in den Wochen gestorben, und ich habe Niemand, der sich meiner Kleinen annehme. Du verstehst ja doch zu singen?" „Da sei ohne Sorgen!" versicherte der Fuchs und sang: „Des Wolfes niedliche Knaben und zierlich kleine Mägdelein, die füttre ich, die tränke ich, die singe ich in den Schlaf. Kekkuli-Matti, Kekkuli-Matti!"

Der Wolf war ganz entzückt über dieses Lied und brachte den Fuchs zu seinen Kleinen, empfahl sie herzlich der Fürsorge der neuen Kindermuhme und ging dann hinaus, um für seine Jungen Nahrung zu suchen. Auf einer Wiese überfiel er ein Pferd, welches er zu Boden warf; er riss ihm ein Hinterbein aus und trug dieses freudig in seinen Bau, wo er dem Fuchs nochmals seine Kinder anempfahl und dann auf seine gewohnten Streifzüge ausging.

Inzwischen liess sich der Fuchs das Pferdebein gut schmecken, und da er davon nicht satt wurde, verzehrte er mit grösster Gemüthsruhe auch noch eines der ihm anvertrauten Wolfsjungen. Erst am folgenden Tage kam der Wolf nach Hause und fragte am Eingange des Baues: „Haben meine Kinder Speise und Trank erhalten?" — „Gewiss, sei unbesorgt!" entgegnete der Fuchs; „ich habe sie gefüttert und getränkt und schläfere sie eben ein: Kekkuli-Matti, Kekkuli-Matti!" — Der Wolf freute sich bei dem Gedanken, dass seine Kleinen so gut aufgehoben seien, und lief wieder einen Tag lang herum, wer kann sagen, wo er sich herumgetrieben haben mochte. Unterdessen hatte der Fuchs das zweite Wolfsjunge aufgefressen,

aber als der heimkehrende Wolf sich nach seinen Kindern erkundigte, antwortete der Schalk auch diesmal freundlich: „Ich habe sie gefüttert und getränkt und schläfere sie eben ein; Kekkuli-Matti, Kekkuli-Matti!“ — Dem Wolf fiel es nicht ein, sich persönlich von dem Wohlbefinden seiner Jungen zu überzeugen, er glaubte sie ja in der besten Obhut; aber als er am dritten Tage heimkam, trieb ihn doch die Sehnsucht, seine Kinder endlich einmal zu begrüssen. Der Fuchs hatte so eben das letzte Junge seines Brodherrn aufgezehrt und wagte nicht den Wolf in seinen Bau zu lassen, solange er noch selber darin war. Darum rieth er: „Deine Jungen sind so gediehen und gewachsen, Gevatter, dass wir schwerlich Beide zugleich im Baue Platz finden werden; lass mich erst hinaus, wenn du herein willst!“

Der betrogene Wolf liess den Fuchs richtig heraus und trat ein. Aber sein Herz zog sich vor Schmerz zusammen bei dem Anblick, der sich ihm hier darbot: seine Jungen waren alle verschwunden, nur hie und da ein Knöchelchen zeigte dem Vater das traurige Schicksal derselben an! Mit bitterem Rachegefühl stürmte der Wolf von dannen, um den Mörder wegen seiner Frevelthat zu züchtigen. Beinahe hätte er ihn schon eingefangen, aber der Fuchs schlüpfte schnell unter einen Stein; nur die eine Pfote schaute ein wenig heraus. Dieses bemerkte der Wolf sogleich und fing an daran zu beissen und zu nagen. Jetzt stand es schlimm um Meister Michel — aber seine alte Verschlagenheit kam ihm auch diesmal zu Hülfe. „Ach, du Dummkopf!“ höhnte er mit verbissenem Schmerze, „du nagst ja an Steinen und Baumwurzeln; schau her, hier ist doch meine Pfote!“

Der Wolf liess sich durch diese List beirren, öffnete den Rachen — und der befreite Fuchs versteckte sich noch tiefer unter den Stein. Lange mochte der Wolf nicht mehr

auf seinen Feind warten; er überliess ihn seinem Schicksale und kehrte traurigen Herzens in sein verödetes Heim zurück.

12. Abenteuer.

Der Fuchs, der böse Schalk, wanderte still erfreut, dass er durch seine Schlauheit die eigne Haut gerettet, nach Hause. Doch schon nach wenigen Schritten begegnete er im Walde dem Bären, der eben ein Birkhuhn erbeutet hatte und es nun zart und sorgsam zwischen den Zähnen hielt; dabei sah er den Fuchs triumphirend an, als wollte er sagen: „Siehst du, auch ich habe einmal ein lebendes Birkhuhn gefangen! Du bist nicht all in der Meister!" Der Fuchs schaute sich die Geschichte an und dachte: „Wie soll ich nur das Birkhuhn den Zähnen des Bären entreissen? Mich ärgert seine dumme Prahlsucht gar zu sehr!"

Plötzlich kam ihm ein guter Einfall; er näherte sich schmeichelnd dem Bären und fragte: „Kannst du mir nicht sagen, lieber Gevatter, von wo heute der Wind bläst?" — Der Bär wagte nicht den Rachen zu öffnen; er schaute ausdrucksvoll nach den Bäumen und dem Himmel und murmelte durch die Zähne: „Tuu, tuu, tuu!" — Der Fuchs fragte dringlicher: „Aber bitte, Bruderherz, sage mir doch, woher weht der Wind heute?" Wieder versuchte der arme Bär sich durch Murmeln und durch Zeichen dem Gefährten verständlich zu machen; doch der Fuchs stellte sich ganz dumm an und quälte den Bären so lange mit derselben Frage, bis dieser endlich ungeduldig herausplatzte: „Aus Norden!" — Aber o weh! Dabei hatte er seinen Rachen öffnen müssen, und das erlöste Birkhuhn flog lustig davon. Darüber ergrimmte der Bär aufs höchste; er brummte und schalt den Fuchs: „Du elender Lump, warum hast du mein Birkhuhn fliegen lassen?" — „Sieh mal an, habe ich es denn fliegen lassen?" entgegnete

entrüstet der Fuchs. „Lass dirs sagen, Gevatter: wäre ich an deiner Stelle gewesen, und Jemand hätte mich nach dem Winde gefragt, ich hätte die Zähne nur um so fester zusammengebissen und hätte ohne sie zu öffnen geantwortet: Osten, Osten! Du verstehst dir aber niemals selbst herauszuhelfen, desshalb ist dir auch die schöne Beute durch deine eigene Dummheit entgangen!"

13. Abenteuer.

Ganz betrübt über die widerfahrene Demüthigung schlich der Bär im Walde herum und kam zuletzt an ein Rodeland, welches ein Bauer pflügte. „Was treibst du da?" fragte der Bär neugierig. „Du siehst, ich pflüge mein Feld; später säe ich Samen darauf, damit ich Getreide davon ernten kann", antwortete der Bauer. — „Hör mal, willst du mich nicht als Gehülfen annehmen?" bat der Bär. „Ich pflüge und bestelle dein Feld, wenn du mir einen Antheil an der Ernte giebst, wie diese auch ausfallen mag." — „Das ist mir schon recht", sagte der Bauer. „Wenn du die Arbeit verrichtest, sollst du auch die Hälfte des Ertrages erhalten!"

Mit grossem Eifer ging der Bär ans Werk und pflügte das Feld; als er fertig war, trat er vor den Bauer und fragte: „Nun, was für Samen sollen wir aussäen?"

„Wir wollen den Acker abtheilen", meinte der Bauer; „auf die eine Hälfte säen wir Rüben, auf die andere Weizen aus." — So geschah es denn auch; die Aussaat ging wunderschön auf und gedieh vortrefflich, und als der Herbst kam, führte der Bauer den Bären zur Theilung der Feldfrüchte auf den Acker. Erst kamen sie ans Rübenland und der Bauer fragte: „Welches wählst du? Das Oberste oder das Unterste?" Der Bär besann sich ein wenig und antwortete: „Ich denke, ich nehme das Oberste." — „Schon gut", sagte der Bauer, behielt die Rüben und übergab

dem Bären das Kraut. Dann gingen sie aufs Weizenfeld, und der Bär sagte eilig: „Jetzt will ich einmal das Unterste haben, behalte du das Oberste.“ — „Ein Mann, ein Wort“, sagte der Bauer, schnitt den Weizen für sich und überliess die Stoppeln dem Bären.

Als der Winter hereinbrach, briet der Bauer seine schönen Rüben und buk ein schmackhaftes Weizenbrot; dann ging er hinaus, um einmal nach dem Bären zu sehen. Dieser folgte dem Bauer in dessen Hütte, kostete die Rüben und das lockere Weizenbrot, und rief ergrimmt aus: „Du hast mich betrogen; deine Gerichte sind schmackhaft, und die meinigen abscheulich, wie ich sie auch zubereiten mag. Warte, diesen Streich bezahle ich dir noch!“

14. Abenteuer.

Der Bär führte seine Drohung aus und drang in des Bauern Haferfeld, wo er sich recht was zu Gute that; aber da er so unvorsichtig war, stets nur den einen Weg ins Feld zu wählen, bemerkte es der Bauer bald und stellte dort eine Falle auf. Als nun der Bär nach gewohnter Weise des Nachts hinschlich, und Niemand den armen Kerl warnte, blieb er mit der einen Tatze in dem Garne stecken. Dies gefiel ihm durchaus nicht; er tanzte und sprang umher, um loszukommen, und da es nicht half, stiess er ein so lautes Geheul aus, dass der Bauer eilig hinzukam. Der Bär bat ihn himmelhoch um Gnade und sagte: „Befreie mich, Brüderchen! Ich will es dir gut lohnen!“ — „Der Schaden wäre nicht gross, wenn ich dich hier sterben liesse; hast du doch schon seit langer Zeit mein Haferfeld verwüstet!“ erwiderte der Bauer, „aber ich will dir zeigen, dass ich gegen einen alten Freund keinen Groll hegen mag, für diesmal lasse ich dich laufen!“ — Der Bauer befreite den Bären; doch kaum hatte dieser den Gebrauch seiner Glieder wiedererlangt, als er seine Betheuerungen in den

Wind schlug und mit zornigem Gebrumm auf den Bauer losging: „Ich fresse dich, du Lump! Einmal hast du mich schon bei der Erntetheilung betrogen, und jetzt stellst du mir sogar noch Fallen hin!“ — „Ich lasse mich nicht fressen!“ rief der Bauer. „Du hast mir doch vorhin einen guten Lohn für meinen Freundesdienst versprochen!“ — „Das will ich auch halten!“ versetzte höhnisch der Bär, „du weisst es doch, in dieser Welt wird stets das Gute mit Bösem vergolten.“ „Damit gebe ich mich nicht zufrieden“, stritt der Bauer dagegen; „lass uns vor Gericht gehen, dort mag unser Zwist geschlichtet werden.“

Der Bär war damit einverstanden, und Beide gingen hin, einen Richter zu suchen. Nach einer Weile begegneten sie einem Pferde, hielten es an und fragten: „Wir suchen einen Richter; willst du das Urtheil in unsrer Sache sprechen?“ — „Stellt mir nur erst die Sachlage dar“, antwortete das Pferd; „dann will ich wohl entscheiden, wer von euch im Unrecht ist.“ — Der Bauer erzählte die ganze Geschichte, wie sie in Streit gerathen, und fügte hinzu: „Ich befreite den Bären aus der Gefahr, weil er mir Freundeslohn dafür versprach; aber nachdem ich ihm die Wohlthat erwiesen, warf er sich auf mich, um mich zu fressen, und behauptet, das sei stets der Welt Brauch, Gutes mit Bösem zu vergelten!“ — „Weiss Gott, der Bär hat Recht“, sagte darauf das Pferd. „Undank ist stets der Welt Lohn. Habe ich doch dreissig Jahre lang meinem Herrn treu gedient, und doch hörte ich ihn gestern einem Knechte gegenüber den Ausspruch thun: „Morgen kannst du dies alte Pferdegerippe tödten; man hat doch nichts mehr als Aerger davon.“ Der Bär hat darum wohl das Recht, dich zu fressen, denn, ich wiederhole es, Undank ist nun mal der Welt Lohn.“ — Gegen dieses Urtheil erhob der Bauer eifrigen Widerspruch und verlangte die Sache einem andern Richter vorzulegen. Der Bär hatte nichts

dagegen, und so wanderten die Beiden weiter in den Wald hinein, bis sie auf einen alten Hund stiessen, den man an einen Tannenast gebunden hatte, um ihn daran aufzuhängen. — „Das ist ein alter, welterfahrener Hund“, meinte der Bauer; „er mag den Richterspruch fällen.“ — „Gut, versuchen wir's mit ihm“, sagte der Bär, und sie brachten den Streit und dessen Ursache vor den Hund. Dieser hatte kaum die Geschichte gehört, als er ausrief: „Der Bär hat Recht. Auch ich galt einmal viel und diente meinem Herrn treu und redlich, indem ich den Hof bewachte und auf Marder, Iltis und Eichhorn anschlug; dazu habe ich eine Menge tüchtiger Jungen geboren, aus denen vorzügliche Jagdhunde geworden sind. Und doch, weil ich alt geworden bin, hat man mich an diesen Baum gebunden, um mich daran aufzuhängen! Ja, das ist wahr, Undank ist der Welt Lohn!“

„Ich füge mich auch diesem Richterspruch noch nicht“, eiferte der Bauer; „wir müssen noch ein drittes Urtheil hören.“ Der Bär, dessen Sache so gut stand, willigte ein, und sie machten sich wieder auf den Weg. Sie mochten wohl eine Weile gewandert sein, als ihnen der Fuchs entgegenkam. Sogleich baten ihn die Beiden, einen entscheidenden Ausspruch in der bestrittenen Frage zu thun: „So und so steht es zwischen uns; schlichte du, Brüderchen, den Zwist!“ — Der Fuchs versprach ihnen nach vollem Recht zu urtheilen; dann schob er sich an den Bauer heran und flüsterte: „Giebst du mir die Hühner aus deinem Hühnerstalle, wenn ich das Urtheil zu deinen Gunsten fälle?“ — „Gewiss!“ betheuerte der Bauer. — Darauf erkundigte sich der Fuchs genau nach dem Vorgange, und der Bauer erzählte ihm, was geschehen war, wie er den Bären befreit habe und zum Lohne für seine Wohlthat von ihm mit den Worten angefallen worden sei: „Das Gute vergilt man mit Bösem, das lehrt die Welt,

desshalb fresse ich dich jetzt.“ Ist das gerecht? Urtheile du darüber, Bruderherz!“ — „Oho!“ sagte der Fuchs, „die Sache ist sehr unklar und verwickelt. Das ist eine Arbeit, die man sitzend verrichten muss.“ Er hiess die beiden Streitenden auf je einen Grashügel niedersitzen, und nahm in tiefen Gedanken auf einem dritten Platz; nachdem er ein Weilchen scheinbar über die Sache nachgesonnen, erhob er sich und gab feierlich sein Urtheil ab: „Je tiefere Einsicht ich in diesen verwickelten Fall erlange, um so mehr scheinst du mir im Unrecht zu sein, Gevatter Bär; aber damit das Recht aufs Strengste gewahrt werde, wollen wir doch das Haferfeld besehen. Du, Bauer, zeige mir, wie viel davon der Bär verwüstet hat.“ — Der Bauer führte die Andern an das Feld und zeigte dem Fuchs, wie grossen Schaden ihm der Bär zugefügt. Der Fuchs wiegte bedächtig das weise Haupt und sprach zum Bären: „Du hast wahrlich dem Manne grosses Unrecht angethan; du hast eine Menge von seinem Getreide aufgefressen und das Feld zertreten.“ — „So sieht es freilich aus“, brummte der Bär; „aber dafür lasst uns mal anschauen, welch eine Falle mir der Bauer gestellt hat!“ — Sie gingen hin, und der Fuchs betrachtete und prüfte Alles mit Kennermiene; dann fragte er den Bären: „Bist du nur immer den einen Weg hierher gewandelt?“ — „Nur diesen einen“, antwortete der Bär. — „Siehst du, das war nicht recht, immer nur der einen Spur zu folgen“, belehrte der Fuchs; „es wäre doch besser gewesen, auch noch andere Auswege zu haben.“ Darauf fuhr er, zum Bauer gewendet, heimlich fort: „Stelle deine Falle wieder auf, damit ich sehe, welcher Art sie ist!“ — Der Bauer that es ganz unbemerkt; als Alles in Ordnung war, sagte der Fuchs zum Bären: „Gehe ein wenig auf diesem Wege einher, ich möchte sehen, wie du gewandelt bist.“ — Der Bär that einige Schritte, blieb aber sofort im Garne stecken und konnte nicht mehr vom Fleck.

Der Fuchs frohlockte: „Seht ihr, jetzt steht die Sachlage ganz wie im Anfange der Geschichte, und euer Streit war umsonst. Du, Bauer, gehst jetzt nach Hause und lässest einfach den Bären da sitzen, wo er von rechtswegen hingehört.“

Der Bauer ging glückselig nach Hause und verabschiedete sich freundlichst beim Fuchs, dem er bedeutete, er könne die versprochenen Hühner abholen, wann es ihm beliebe. Diese Einladung vergass der Fuchs durchaus nicht; schon am selben Abend schlich er sich in den Bauernhof und gerade zu dem Hühnerstall. Niemand trat ihm entgegen; aber als die Hühner die Anwesenheit des Fuchses bemerkten, fingen sie so entsetzlich an zu gackern und machten einen solchen Lärm, dass die Bäuerin Unrath ahnte und, mit einem grossen Holzklotz bewaffnet, hinzueilte. Der Fuchs kam dabei schlimm weg, denn die Frau bearbeitete ihm tapfer Kopf und Rücken. Halbtodt entkam der Arme ihren Händen und verliess in brennender Eile das verhängnissvolle Hühnerhaus. In bitterem Schmerze rief er aus: „Das also war der Lohn für meinen Richterspruch! Der Bär hatte doch Recht: die Welt vergilt Gutes mit Bösem!“

15. Abenteuer.

Der Bär, welcher durch seinen eigenen Unverstand aufs neue in der Falle steckte, versuchte auf alle erdenkliche Weise loszukommen. Aber vergebens! zuletzt schlief er vor Erschöpfung ein. Während er schlummerte, versammelte sich eine Anzahl Mäuse auf dem Platz, wo er lag. Die lustigen Thierchen spielten, pfiffen, neckten sich und machten einen solchen Lärm, dass der Bär davon erwachte und in seinem Unmuth ein armes Mäuschen packte, weil es auf seinen Grashügel gesprungen war. Die Maus flehte um Gnade und Schonung und versprach, es dem Bären gut zu lohnen, wenn er sie losliesse. Der Zorn des Bären war verraucht,

und er liess das Mäuschen mit den Worten laufen: „Du bist ja doch nur ein kleines Nichts, ob ich dich fresse oder verschone! Geh hin in Frieden, armes Thierchen!“ — Die Maus lief sogleich zu ihren Gefährten im Walde, und bald kamen sie in grosser Menge wieder und fingen an die Stricke der Falle zu zernagen. Nach kurzer Zeit war das Werk gethan, und der Bär war frei. Zum Abschied sagte ihm das Mäuschen: „Du sahst mich für ein kleines Nichts an, das schwerlich dir jemals nützen könne; doch jetzt siehst du wohl ein, dass selbst ein winzig kleines Mäuschen Gutes mit Gutem vergelten kann!“ — Der Bär antwortete kein Wort darauf; gerührt und gedemüthigt schlich er in tiefen Gedanken in den Wald hinein.

16. Abenteuer.

Der Bauer war inzwischen beschäftigt im Walde Holz zu fahren, aber sein Pferd war störrisch und faul und wollte nicht recht vorwärtsgehen; in seinem Aerger spornte es der Bauer fortwährend an und schrie; „Hüh! du Bärenfrass!“ — Das hörte unser Bär und liess sich nicht lange bitten: plötzlich stand er vor dem Bauer und sagte: „Bärenfrass nennst du dein Pferd? Schönen Dank, ich will es sogleich fressen!“ — „Friss nicht das Pferd, ich bringe dir lieber eine Kuh!“ bat der Bauer, denn er dachte: ein Pferd ist doch kostbarer als eine Kuh. — „Das liesse ich mir schon gefallen“, schmunzelte der Bär; „bringst du mir eine Kuh, so fresse ich dein Pferd nicht. Aber kann ich mich auf dein Wort verlassen?“ — „Ganz gewiss bringe ich dir die Kuh!“ versicherte der Bauer. „Warte nur noch einige Tage!“ — Der Bär gab sich zufrieden, und der Mann fuhr fort sein Holz zu hauen. Als er den ganzen Schlitten damit vollgeladen hatte, machte er sich auf den Heimweg; aber unterwegs schaute er noch einmal nach

den Fallen, die er wieder aufgestellt hatte. Hier fand er richtig den Fuchs, der sich gefangen hatte, und wollte ihn tödten; aber Michel bat mit rührenden Worten um sein Leben: „Ach thu es nicht, Bruderherz, tödte mich nicht! Ich will dir noch einmal Gutes dafür erweisen!“ — „So laufe denn, wohin es dir gefällt“, antwortete der Bauer, welchen der Vorfall mit dem Bären mitleidig gestimmt hatte, und liess den Fuchs laufen. Zu Hause erzählte er seinem Hausgesinde die Geschichte und sagte: „Es war ein Fuchs in die Falle gerathen, aber ich liess den armen Schelm los, weil er es mir gut zu lohnen versprach.“ Darüber fingen die Weiber herzlich an zu lachen und spotteten seiner: „Ach du Dummkopf! Warum hast du den Fuchs laufen lassen? Was kann er dir nützen?“

Der Bauer war so eingeschüchtert durch das Gespötte der Weiber, dass er nichts von seinem Versprechen dem Bären gegenüber sagen mochte. Aber am andern Tage musste er doch in den sauern Apfel beissen und seiner Frau gestehen, dass er, um sein Pferd zu retten, eine Kuh hingeben müsse. — „Lieber opfern wir eine Kuh als ein Pferd!“ sagte das vernünftige Weib; sie holten eine Kuh aus dem Stalle, banden sie an den Schlitten, und mit traurigem Herzen fuhr der Bauer in den Wald hinein. Plötzlich stand der Fuchs vor ihm, näherte sich geschmeidig und fragte: „Wohin führst du die Kuh?“ — Der Bauer erzählte ihm betrübt, dass er sie dem Bären versprochen habe. — „Bist du denn närrisch, dass du dem Bären deine schöne Kuh zuführst!“ eiferte der Fuchs. „Wart, ich will dein Pferd auf andre Weise retten. Binde mir fünf Spindeln um den Schwanz und fünf um den Hals, und wenn du mit deinem Pferde in die Nähe des Bären kommst, will ich die Spindeln aneinander schlagen und einen solchen Mordsspektakel machen, dass dich der Bär fragen wird: Was ist denn da los? — Darauf musst du antworten: Es

ist mein Sohn, der Jäger, welcher den Wald durchstreift und mit seinen Waffen klappert.“

Der Bauer dankte für den guten Rath, holte die Spindeln, mit denen er den Fuchs ausrüstete, und fuhr dann tiefer in den Wald hinein, doch diesmal ohne die Kuh mitzunehmen. Der Bär erwartete ihn bereits und fragte sogleich: „Hast du mir die versprochene Kuh gebracht?“ — „Nein,“ antwortete der Bauer, „mein Weib verbot es mir.“ — „So, du hast sie nicht gebracht!“ schrie der Bär, und schaute den Bauer ingrimmig an; aber in demselben Augenblick ging nebenan ein Heidenlärm los. Der Bär stutzte und fragte besorgt: „Was geht denn dort im Walde vor? Weisst du es?“. — „Ach, das ist nur mein Sohn, der Jäger, der ein wenig mit seinen Waffen klappert!“ sagte der Mann. — „Hat er auch ein Schiessgewehr?“ fragte der Bär. — „Ja, ein vortreffliches!“ versicherte der Bauer. — „Glaubst du, dass er mich tödten würde?“ fragte wiederum der Bär. — „Gewiss, wenn er dich zu Gesichte bekäme!“ sagte der Bauer. Das Zwiegespräch der Beiden wurde plötzlich durch den Fuchs unterbrochen, welcher aus dem Waldesdickicht hervorbrach und grimmig fragte: „Was ist denn das Schwarze dort unter der Tanne? Wahrhaftig, es ist ein Bär!“ — „Nicht doch! es ist nur ein Baumstumpf!“ sagte der Bauer; und der Bär lag unbeweglich auf dem Rücken und streckte die Tatzen in die Höhe, dass es den Anschein habe, als seien es Baumäste. Der Fuchs sprach weiter: „Dieser alte faule Stumpf liegt dir ja im Wege, wenn du heimfährst. Zerspalte ihn doch!“ — Der Bauer nahm seine Axt und hieb ein wenig an den Tatzen des Bären herum. Das wurde dem Bären sehr unbehaglich und er flüsterte eindringlich: „Hau nur zu, aber bitte, etwas zarter; mir thun die Tatzen schon weh!“ — „Das Holz lässt sich vielleicht recht gut zur Feuerung gebrauchen,“ bemerkte der Fuchs, „thu es auf deinen Schlitten und nimm

es mit nach Hause.“ Der Bauer gehorchte und wälzte den Bären in den Schlitten hinein; da lag der dicke Geselle so still und starr wie ein Klotz. — „Nimm dich in Acht, dass es dir nicht aus dem Schlitten fällt“, warnte der Fuchs; „binde lieber einen tüchtigen Strick um das Holz.“

Wieder flüsterte der Bär dem Bauer im geheimen zu: „Binde mich; aber nicht zu fest, Brüderchen, hörst du?“ — Der Bauer fragte ebenso leise, nachdem er den Strick festgeknüpft: „Versuch's mal, Gevatter, ist es so recht? Kommst du aus dem Schlitten heraus?“

Der Bär bewegte sich, schüttelte sich, — aber er kam nicht von der Stelle. Da sagte der Fuchs abseits zum Bauer: „Wenn man das Holz nach Hause fährt, schlägt man doch stets die Axt in einen Klotz hinein!“ Der Bauer verstand sogleich, worauf der Fuchs mit diesen Worten zielte, und hieb mit seinem Beil so kräftig auf den Kopf des Bären ein, dass dieser den Geist aufgab. Aber das Fleisch erhielt der Fuchs zum Lohn für seinen guten Rath.

17. Abenteuer.

(Dieser Schluss ist dem Ehstnischen entnommen.)

Dem Fuchs ging es doch nicht immer so gut, und trotz seiner Verschlagenheit gerieth er aufs neue in die Falle, die der Bauer gestellt hatte. Es war noch sehr früh am Morgen, als dieses geschah, und der Fuchs blieb guten Muthes, lachte über die ganze Geschichte und richtete sich so gemüthlich ein, wie er konnte; er dachte: „Wenn die Sonne aufgeht, werde ich doch von hier erlöst!“

Der Morgen verstrich, und der Fuchs tröstete sich: „Der Bauer kommt gewiss um die Mittagszeit und befreit mich!“ Und als der Mittag in vergeblichem Warten vorüberzog, dachte der Fuchs: „Am Abend kommt er ganz gewiss, dann werde ich frei!“ — Der Abend brach herein, und

Niemand zeigte sich; aber der Fuchs verlor den Muth noch immer nicht: „Komme ich vor dem Abend nicht los, so geschieht es doch ganz bestimmt noch vor Einbruch der Nacht!" Richtig, endlich kam der Bauer heran und besichtigte die Fallen. Als der Fuchs ihn erblickte, rief er ihm schon von Weitem zu: „Wer heisst dich, den ganzen Wald mit deinen hinterlistigen Fallen unsicher machen? Man kann nirgends mehr in Ruhe auftreten! Die schönste Zeit ist mir hier verloren gegangen!" — „Du hättest ja daneben treten können; Raum genug ist da", versetzte der Bauer. „So? du glaubst wohl dass ich in der Eile Zeit habe, deine unglückseligen Fallen zu berücksichtigen?" knurrte der Fuchs verdriesslich. — „Lass das jetzt ruhen, mein Junge", sagte der Bauer, den das Gebahren des Fuchses ärgerte. „Aber wie steht es zwischen uns Beiden, wenn ich dich loslassen soll? Giebst du mir Lösegeld, oder überlässt du mir lieber deinen Pelz?" — „Ach Gott, nimm nur lieber den Pelz!" antwortete der Fuchs; denn er meinte, der Bauer wolle ihn nur tüchtig durchprügeln, zur Mahnung, dass er sich besser vorsehe, und werde ihn dann laufen lassen. Aber Michel hatte seine Rechnung ohne den Wirth gemacht; der Bauer schlug den schlauen, verschlagenen Kumpan wirklich todt und nahm das Fell mit sich. Das war das Ende der Geschichte!

2.

Das Girren der Taube.

(Aus Rnokolakse.)

Die Taube und das Huhn hatten beide ihr Nest; aber die Taube hatte zehn Eier und das Huhn nur zwei. Da fing das Huhn an, die Taube mit List zu einem Tausch-

handel zu überreden. Endlich ging denn auch diese auf den Vorschlag ein: sie gab dem Huhn ihre zehn Eier und erhielt dafür die zwei Hühnereier. Doch bald merkte die Taube, wie sehr sie durch die Arglist des Huhnes geschädigt worden war, und bereute den einfältigen Tausch. Noch heutigen Tages trauert und jammert sie darüber; denn sobald du ihre Stimme hörst, vernimmst du auch die Klagelaute:

> Girr, girre! zehn meiner Eier
> Gab ich Elende hin für des Huhnes zwei Eier!

3.

Hase, Wolf, Fuchs und Bär in der Fanggrube.

(Aus Toksova.)

Der Bauer hatte eine tiefe Fanggrube für Hasen, Wölfe, Füchse und Bären gegraben und Aas als Lockspeise hineingeworfen. Alle die genannten Thiere fanden sich auch zu dem Frasse ein und fielen sämmtlich in die Grube. Jetzt war guter Rath theuer! Da sie nicht herauskonnten, fanden sie, dass Ruhe vorläufig das Beste sei. Nachdem sie eine Weile geschlafen hatten, erwachten sie, und da sie Hunger fühlten, sagte der Eine: „Was werden wir jetzt hier fressen?“

Der Fuchs schielte zum Hasen hinüber und sagte zu den Andern: „Lasst uns erst das Glotzauge da verzehren, das Weitere wird sich finden.“

„Ja, ja, lasst uns den Hasen fressen!“ riefen die Andern, und im Nu war der Hase verschlungen. Dann legten sie sich wieder schlafen; aber nach einer Weile erwachten sie wieder, und die Frage entstand aufs neue: „Was fressen wir jetzt? Der Hunger ist da.“ Des Fuchses Augen streiften den Wolf, und er sagte zum Bären: „Lass uns den Haarbalg da fressen!“

„Ja, ja, wir wollen ihn fressen!“ rief der Bär, und der Wolf war auch bald verzehrt; danach legten sich Fuchs und Bär wieder zur Ruhe. Aber während Letzterer schlief, stand der Fuchs leise auf und steckte die Eingeweide des Wolfes unter seinen Leib, worauf er auch einschlummerte. Als nun der Bär erwachte und an den Fuchs die Frage richtete: „Was fressen wir jetzt? Der Hunger ist da“, zog der Fuchs das Wolfseingeweide unter seinem Leibe hervor und sagte: „Friss deine eigenen Eingeweide; ich habe mir selber den Bauch aufgerissen, thue du desgleichen.“

Der Bär befolgte den Rath; aber als er sich den Leib aufriss und anfing sein eigenes Eingeweide zu schlingen, da traf ihn der Tod. Der Fuchs frass nun allein und in Ruhe die Ueberreste des Wolfes und lebte, so gut es eben ging. Endlich kam der Eigenthümer der Fanggrube heran um zu sehen, ob sich drin was gefangen habe. Da stellte sich der Fuchs todt, und als der Bauer sich dadurch täuschen liess und ihn zur Seite warf, huschte Michel blitzesschnell in den Wald und rettete dadurch sein Leben. So lang ist's.

4.

Die Thiere und der Teufel.

(Aus Karelen.)

Es war einmal ein alter Mann, der drei Thiere besass: eine Katze, einen Hahn und einen Ochsen. Als man nun einst beim Abendessen sass, sagte der Hauswirth zum Knechte: „Morgen früh musst du die Katze tödten.“

Aber nach dem Essen gab der Knecht der Katze den Rath: „Fliehe, sonst wirst du morgen früh geschlachtet.“ Die Katze nahm sich die Warnung zu Herzen, und als

man sie am frühen Morgen tödten wollte, war das Opfer fort, von der Katze nichts zu sehen noch zu hören.

Am folgenden Abend sagte der Hauswirth wieder: „Morgen früh muss man unsern Hahn schlachten.“ Diesen Befehl des Hausherrn hinterbrachte der Knecht auch dem Hahn, der schleunigst das Gehöft verliess. Auch an den Ochsen kam die Reihe zu fliehen, und alle drei fanden sich im Walde wieder zusammen. Sie wanderten unter den Bäumen dahin; da kommt ihnen ein Wolf entgegen. „Wohin gehst du?“ fragen sie diesen. „Ich suche die Herde dort auf“, antwortete der Wolf; „ich will sehen, ob ich nicht ein Lämmchen zum Imbiss erwischen kann.“ „Geh nicht hin!“ warnten die Andern. „Dort wird man dich tödten; komm lieber mit uns.“ Der Wolf willigte ein, und sie gingen vier Mann hoch weiter. Da kommt ihnen ein Bär entgegen. „Wohin gehst du?“ fragen sie wiederum. „In die Nähe des Dorfes dort; ich will Hafer fressen“, antwortete der Bär. „Geh nicht hin, du könntest zu Schaden kommen,“ sagten die Andern, „komm lieber mit uns.“ Der Bär ging denn auch mit ihnen, und als sie zu Fünfen ein Stückchen weitergewandert waren, begegneten sie einem Hasen. Den redeten sie ebenfalls an, und auch ihn gewannen sie zum Gefährten, worauf sie einem Dorf zuschritten und sich anschickten die Badestube zu heizen. Vor der Stube lag ein Hund, der die Andern mit der Warnung empfing: „Geht nicht dort hinein, drin wohnen böse Geister.“ Aber die Andern gingen doch hinein. Der Bär legte sich an der Schwelle hin, der Wolf zwischen den Thürpfosten, der Ochs suchte sich den Viehwinkel auf, der Hahn flog auf die Hühnerstiege, die Katze legte sich auf den Ofen, der Hase unter die Bank und der Hund mitten in die Stube.

Da kommt auch der Teufel an die Badestube und öffnet die Thür. Im Nu beisst ihn der Wolf in die Wade, der

Bär schlägt ihn mit der Tatze, der Ochs stösst ihn mit den Hörnern, der Hahn fängt an zu krähen und die Katze zu miauen, der Hase springt unter der Bank hin und her und der Hund rennt in der Stube herum. Vor Schrecken über diesen Wirrwarr fiel der Teufel rücklings hin; aber kaum hatte er sich aufgerafft und sich aus den Klauen seiner Feinde befreit, als er auch aus der Thür hinausflog und in eiligster Flucht dem Walde zurannte, wo er seinen Gefährten die Geschichte mit den Worten erzählte:

„Geht nicht mehr in die Badestube: drin hausen Fremde, und gar gewaltige. Ein Schneider stach mich gleich an der Schwelle mit seinen Nadeln, ein rauhhaariger Mann packte mich mit seinen Fäusten an der Brust, ein Schuster schlug mich mit seinem Leistensack, dass ich rücklings hinfiel; Einer auf dem Ofen schlug Feuer an, die Lehrbuben rannten in der Stube herum, sprangen mit glühenden Augen aus einer Ecke in die andere und suchten mich um mich zu prügeln, konnten mich aber nicht finden. Einer (der Hahn) schrie sogar den Andern zu, als ich entfloh: „Greift den Kerl! Greift den Kerl!“

5.

Der Fuchs, der Wolf und der Löwe.

(Aus Tawastland.)

In uralter Zeit, als noch die Thiere auf Erden herrschten, erkrankte einst der Löwe und war nicht mehr im stande das Leben und Treiben seiner Unterthanen zu beaufsichtigen, sondern musste auf seinem Schmerzenslager liegen. Dieses benutzte Schlaumichel, der Fuchs: er liess alle seine Arbeit ruhen und lief müssig in der Welt herum, wer weiss, wo er sich umhergetrieben haben mag. Der Wolf sah das

Treiben des Fuchses scheel an und nahm es ihm sehr übel, denn er selbst hätte sich die Arbeit gern erleichtert und sich manch ein Erholungsstündchen in den Wäldern gegönnt; aber er hätte nie gewagt, es auf eigene Verantwortung zu thun. Endlich ging er zum kranken Löwen und verklagte den Fuchs mit den Worten: „Dieser Lump von einem Fuchs hält bei keiner Arbeit aus, sondern läuft ohne Mass und Ziel in aller Herren Ländern umher.“

Darüber entbrannte der Löwe in heftigem Zorn; er liess den Fuchs holen und fuhr ihn an: „Wo treibst du dich müssig umher? warum verrichtest du nicht deine Arbeit, wie es dir geziemt?“ — „Ich habe ja dabei immer einen guten Zweck im Auge gehabt“, winselte der Fuchs zur Antwort; „ich habe nach einer Arzenei für den kranken Löwen gesucht.“

„Nun, hast du eine gefunden?“ fragte der Löwe schon ganz besänftigt und erfreut. — „Noch nicht, aber ich war ganz nahe daran“, antwortete der Fuchs; „ich suchte Rath bei einer Spinne, welche im Winkel einer Dreschtenne haust, und sie versprach mir ein gutes Mittel zu entdecken.“ — „Nun, so laufe denn geschwind wieder zur Spinne, um sie zu befragen. Du hast eine glatte Zunge; siehe zu, ob du nicht einen guten Spruch mit heimbringst.“

Der Fuchs wanderte wieder lustig über die Berge und durch die Lande und kehrte nach einiger Zeit von seinen Streifereien zurück. „Hast du ein Mittel erkundet?“ fragte ihn der Löwe.

„Das, wonach ich suchte“, antwortete der Fuchs. — „Sprich doch, welchen Rath gab dir die Spinne?“ — „Sie meinte,“ erklärte der Fuchs, „wenn man dem Wolf das Fell abziehen wollte und es Euch auf die kranke Stelle thäte, würdet Ihr alsbald genesen.“

Was war dabei zu thun? Als der Löwe dieses vernahm, liess er den Wolf in seine Behausung bringen und ihm sofort das Fell über die Ohren ziehen. Der schlaue Fuchs zog seiner Wege.

6.

Der Fuchs und der Hase.

(Aus Satakunta.)

Einstmals trafen sich Fuchs und Hase. Der Fuchs sagte zum Hasen: „Dich fürchtet doch Niemand!" — „Wer fürchtet dich denn?" fragte der Hase. — „Mich fürchtet Jedermann", meinte der Fuchs. „Ich besitze einen langen Schwanz, desshalb hält man mich aus der Ferne für den Wolf und fürchtet mich in Folge dessen. Aber dich fürchtet doch Niemand." — „Lass uns eine Wette eingehen", sagte der Hase; „ich werde dir zeigen, dass auch ich gefürchtet bin."

Danach wandelten die Beiden miteinander dahin; da erblickte der Hase eine Herde Schafe, die hinter einem Zaune ruhten. Mit einem Satze sprang er mitten unter sie. Im blinden Schrecken darüber stoben die Schafe auseinander, so schnell sie nur irgend konnten. Der Hase war überglücklich, seine Wette gewonnen zu haben und fing an zu lachen, und lachte so unbändig, dass ihm das Mäulchen kreuzweise zerriss. Von der Zeit an tragen alle Hasen die Lippen kreuzweis gespalten.

7.

Das Eichhorn, die Nadel und der Fausthandschuh.

(Aus Wuokkiniemi.)

Ein Eichhorn, eine Nadel und ein Fausthandschuh lebten in guter Freundschaft bei einander. Einstmals beschlich sie die Langeweile, und sie beschlossen zusammen in den Wald zu gehen. Gesagt, gethan. Das Eichhorn und der Fausthandschuh gingen nebeneinander, die Nadel hüpfte einsam hinterdrein.

Sie mochten eine geraume Weile so gewandert sein ohne eine Beute erblickt zu haben, und die drei Waldläufer schauten schon ganz betrübt darein; da fand die Nadel eine Wasserpfütze. Freudig rief sie den Andern zu:

„Ei, mein Eichhorn, ei!
Handschuh, kommt herbei!
Die Nadel hat 'nen Fund gethan.
Eilt und seht die Beute an!“

Die Andern liefen schnell herbei die Beute in Empfang zu nehmen; aber als sie den Fund der Nadel sahen, wunderten sie sich nicht wenig und sagten: „Ist dies deine ganze Beute?“ — „Ja, das ist sie“, antwortete die Nadel; „ist es denn nicht genug?“ — „Ach du wunderliches Ding, dass du uns wegen solcher Lumperei herbeirufst!“ schalten die Andern und gingen verdriesslich nach Hause, den Streifzug für dies Mal aufgebend. Die Nadel kehrte mit ihnen heim.

Am folgenden Morgen wanderten sie wieder in den Wald hinaus, das Eichhorn und der Fausthandschuh nebeneinander, die Nadel einsam hinterdrein. So mochten sie eine Zeitlang gewandert sein, da fand die Nadel einen alten Baumstumpf und rief, wie gestern, den Andern zu:

„Ei, mein Eichhorn, ei!
Handschuh! kommt herbei!
Die Nadel hat 'nen Fund gethan.
Eilt und seht die Beute an!"

Die Andern kamen herbeigelaufen, in der Hoffnung, diesmal eine gute Beute vorzufinden. Aber der Anblick des morschen Baumstumpfes versetzte sie in solche Wuth, dass sie beinahe die Nadel geschlagen hätten, die aus Schalkheit ohne Grund die Gefährten herbeigerufen hatte. — Endlich versöhnten sich jedoch die Drei und kehrten zusammen aus dem Walde zurück: das Eichhorn und der Fausthandschuh nebeneinander, die Nadel einsam hinterdrein. — Sie schliefen die Nacht durch, und als der Morgen graute, beriethen sich die Drei, ob sie noch einmal in den Wald gehen sollten, da sie doch nichts erbeutet hatten. Sie wurden aber bald über die Sache einig und wanderten hinaus, das Eichhorn und der Fausthandschuh nebeneinander, die Nadel einsam hinterdrein. Die Beiden fanden auch diesmal gar nichts; aber die Nadel gelangte auf ihrer einsamen Streiferei an ein weites Moor. Dort spähte sie mit ihrem einen Auge scharf im Kreise umher und erblickte richtig einen Hirsch, der im Sumpfe graste. Kaum hatte sie ihn gewahrt, als sie auch schnell in einen Grashalm schlüpfte, und der Hirsch verschluckte sie mitsammt dem Sumpfgras. So kam die Nadel in den Magen des Hirsches und fing an ihn aus Leibeskräften zu stechen. Das konnte der arme Hirsch nicht lange ertragen; er fiel hin und kam elend ums Leben. Als die Nadel dieses merkte, drängte sie sich durch den Leib des Hirsches heraus und fing an seelenvergnügt den Andern zuzurufen:

„Ei, mein Eichhorn, ei!
Handschuh! kommt herbei!
Die Nadel hat 'nen Fund gethan.
Eilt und seht die Beute an!"

Die Gefährten hörten wohl das Rufen der Nadel, aber sie fürchteten auch jetzt eine Täuschung. Sie beriethen sich miteinander und sprachen: „Wenn wir hoffen dürften, dass die Nadel wirklich etwas Gutes erbeutet hat, würden wir hingehen; aber wer weiss, ob sie nicht wieder lügt.“ Trotz aller solcher Bedenken liefen sie doch nach der Richtung hin, woher das Rufen kam, und fanden den todten Hirsch.

Jetzt war mal das Erstaunen gross! Der Fausthandschuh betrachtete die von der Nadel erlegte Beute von allen Seiten, das Eichhorn zeigte unverwandt darauf, und Beide wussten sich vor Verwunderung und Freude gar nicht zu lassen. Darauf sagte die Nadel zu ihnen: „Ich habe die Beute erlegt, nun mag das Kochen derselben euer Geschäft sein.“ Die Andern gehorchten der Aufforderung und gingen diensteifrig an die Arbeit. Das Eichhorn spaltete den alten Baumstumpf zu Brennholz, der Fausthandschuh trug Wasser aus der Pfütze herbei; so geriethen ihnen auch die früheren Funde der Nadel zu Nutz und Frommen. Bald kochte die Brühe auf dem Feuer, und das Essen ward gut und schmackhaft. So lang ist's.

8.

Der Bär als Richter.

(Aus Tawastland.)

Zwischen einigen Thieren, nämlich dem Wolf, dem Fuchs, der Katze und dem Hasen, entstand einmal ein Streit, und sie konnten nicht selber über die Sache einig werden. Desshalb holten sie den Bären herbei, dass er als Richter ihren Streit schlichten sollte. Der Bär kam und fragte die Streitenden: „Worüber habt ihr euch entzweit?“ — „Wir ereiferten uns über die Frage, wie viele

Auswege wohl ein Jeder von uns hat, um in der Stunde der Gefahr das Leben retten zu können", antworteten die Andern. — „Nun, wie viele Auswege kennst du?" fragte der Bär zuerst den Wolf. — „Hundert", antwortete dieser. „Und du?" fragte der Bär den Fuchs. Dieser antwortete: „Tausend." — „Kennst du viele?" fragte der Bär jetzt den Hasen. — „Ich habe nur meine flinken Läufe", erwiderte dieser. Zuletzt fragte der Bär die Katze: „Kennst du viele Auswege?" — „Nur einen einzigen", antwortete die Katze.

Da gedachte der Bär Alle auf die Probe zu stellen, um zu sehen, durch welche Mittel ein Jedes in der Stunde der Gefahr sich retten würde. Er warf sich plötzlich zuerst auf den Wolf und drückte ihn halbtodt. Der Fuchs machte eiligst kehrt, als er sah, wie es dem Wolfe erging; der Bär erfasste ihn eben noch am Schwanzende, wovon der Fuchs noch heutigen Tages am Schwanz einen weissen Fleck hat. Der Hase, der flinke Läufe hatte, ergriff die Flucht und rannte davon. Die Katze kletterte auf einen Baum und sang von oben herab: „Der hundert Auswege kennt, ward eingefangen; der tausend Mittel weiss, ward verstümmelt; das Langbein muss noch immer laufen; der nur einen Ausweg hat, sitzt auf dem Baum und behauptet seinen Platz!" So lang ist's.

9.

Der Wolf als Grenzwächter.

(Aus Tawastland.)

Es zogen einmal einige Wandersleute die Heerstrasse entlang und verloren dabei ein Stück geräucherten Schweinefleisches. Bald nach ihnen kam ein Wolf desselben Weges und packte das Stück Fleisch mit den Zähnen; aber als er

merkte, dass es salzig sei, spie er es aus und sagte: „Mein Gaumen trachtet nach frischem!“ Da erblickte er am Ufer des Flusses eine Sau mit ihren Ferkeln und sprang hinzu, um sie zu würgen. Die Sau legte sich aufs Bitten und sagte: „Friss uns nicht, bis ich meine Kinder getauft habe.“ — „Nun gut, taufe sie erst“, sagte der Wolf, auf ihre Bitte eingehend. Da ging die Sau mit ihren Ferkeln in den Fluss; aber von Wiederkehr war keine Rede mehr, sie schwammen hinüber an das andere Ufer. Der Wolf, dem schon der Mund wässerte, hatte nur das Nachsehen und konnte der Sau nichts anthun.

Darauf ging der Wolf in den Wald und traf dort einen Bock. Diesen packte er an und rief: „Jetzt wirst du von allem Jammer und aller Trübsal dieser Erde erlöst, denn ich will dich fressen.“ — „Warte nur ein wenig, bis ich dieses Feld ausgemessen habe“, sagte der Bock; „dann magst du mich fressen, wenn dein Sinn danach steht.“ — Der Wolf war es zufrieden; aber der Bock besann sich nicht lange, sondern suchte in dem nahen Dorfe Schutz.

Der Wolf war ganz erbost, dass ihm auch der Bock entgangen war, und ging aus, um neue Beute zu suchen. Bald fand er eine Stute mit ihrem Fohlen und rief ihr zu: „Ich will dein Fohlen fressen, du hast ja doch nur Beschwerde davon. Uebrigens hast du keine Erlaubniss in dieser Gegend zu spazieren.“ „O, ich habe von meinem Herrn einen Erlaubnissschein erhalten, friss uns nicht, bevor ich dir diesen gezeigt habe“, antwortete die Stute, drehte sich plötzlich um und schlug mit solcher Gewalt aus, dass der Wolf mit zerschmettertem Unterkiefer auf den Rücken flog. Sie selbst suchte mit ihrem Fohlen das Weite.

„Ach! Thor, der ich war!“ schrie der Wolf in seinen Schmerzen. „Ich bin ja kein Pfarrer; warum liess ich's zu, dass die Sau ihre Ferkel taufte? Ich bin ja auch kein Landmesser, dass ich das Feld durch den Bock ausmessen

lassen sollte! Bin ich doch auch kein Grenzwächter, dass ich mir den Erlaubnissschein der Stute ansehen sollte!“ So lang ist’s.

10.

Der alte Hahn.

(Aus Karelen und Tawastland.)

Es stand einmal ein Schloss, dessen Herr einen alten Hahn besass. Weil dieser schon so sehr alt war, mochten die Schlossleute ihn nicht mehr füttern, und der Hahn musste in der Umgegend betteln gehn, um sich sein Futter zusammenzusuchen. Aber als ihm auch dieses nicht genug einbrachte, sein Leben zu fristen, beschloss der arme Hahn doch wieder nach Hause zurückzukehren. Unterwegs begegnete ihm ein Fuchs, der ihn fragte: „Wohin wanderst du, mein Hähnchen?“ — „Ich gehe heim“, antwortete der Hahn; „beim Betteln kommt nichts heraus!“ — „Nimm mich mit“, sagte der Fuchs. — „Ich habe nicht die Kraft dich zu tragen“, erwiderte der Hahn; „aber wenn du dich in einen Floh verwandelst und dich unter meinen Flügel versteckst, will ich dich mitnehmen.“ Der Fuchs verwandelte sich in einen Floh, und der Hahn steckte ihn unter seinen Flügel. Dann wanderte er weiter, wanderte ein Weilchen, da begegnet ihm ein Wolf und redet ihn an: „Wohin gehst du, mein Hähnchen?“ — „Nach Hause“, antwortete der Hahn. Als der Wolf dieses hörte, wollte er ihn durchaus begleiten und sagte: „Nimm mich mit!“ — „So verwandle dich in einen Floh und setze dich in die Federn an meiner Seite, dann will ich dich mitnehmen“, antwortete der Hahn. Der Wolf ward zum Floh, und der Hahn steckte ihn ins Seitengefieder.

Darauf, als er eine Strecke Weges weitergewandert war, begegnet ihm ein Bär und verlangt ebenfalls von ihm mitgenommen zu werden. Der Hahn bedeutet auch ihm, sich in einen Floh zu verwandeln, und als der Bär das gethan, steckt er ihn ins Schenkelgefieder.

So wanderte er eine Zeitlang dahin und kam denn auch endlich in sein altes Heim, stellte sich auf den Schlosshof hin und fing an zu krähen:

„Kikeriki, Kikeriki!
Der Hahn hat einen goldnen Helm!
Der Herr ist nur ein armer Schelm,
Hat seinen Hahn verjagt!"

Darüber gerieth der Schlossherr in gewaltigen Zorn und befahl seinem Knechte den Hahn zu tödten. Dem Knecht that es leid um den Hahn, der so schön krähen konnte; er weigerte sich die Arbeit zu thun, weil sie ihm so zuwider war. „Nun, so magst du den Hahn in den Stall zu den wilden Hengsten sperren, die werden ihn bald zu Tode stampfen", meinte der Herr. Der Hahn wurde denn auch in den Stall gebracht. Aber er kam dort zu keinem Schaden; denn als die Hengste anfingen auszuschlagen, sagte der Hahn nur: „Komm unter meinem Schenkel hervor, lieber Bär, friss so viel du vermagst und tödte das Uebrige!" Da erschien auch sofort der Bär, der als Floh am Schenkel des Hahnes gesessen, frass so viele von des Herrn Zuchthengsten, als er nur konnte, und tödtete und zerfleischte die übrigen.

Am folgenden Tage kam man, um nach dem Hahn zu sehen; der König selber kam in den Stall, um sich zu überzeugen, dass die Hengste den Hahn zerstampft hatten; aber dieser war noch am Leben und krähte wie früher:

„Kikeriki, Kikeriki!
Der Hahn hat einen goldnen Helm!
Der Herr ist nur ein armer Schelm,
Hat seinen Hahn verjagt!"

Im Schlosse waren zwölf böse, starke Stiere, und der König befahl seinem Knecht: „Hetzt die Stiere auf den Hahn, dass sie ihn stossen; wer weiss, ob er nicht getödtet wird, und das unverschämte Gekrähe ein Ende nimmt.“

Gut, man liess die Stiere los. Aber als sie den Hahn stossen wollten, griff dieser nach dem Floh unter seinem Flügel; der Floh ward wieder zum Wolf und frass und erwürgte die Stiere alle, wonach der Hahn wie früher zu singen anfing:

„Kikeriki, Kikeriki!
Der Hahn hat einen goldnen Helm! u. s. w.“

Das hörte der König und sagte im Zorn zu seinen Knechten: „Wir haben ja noch zwölf böse Böcke; Tragt den Hahn zur Nacht in ihren Stall; lass sehen, ob er nicht endlich aufhört sein Kikeriki zu singen!“

Gesagt, gethan: man bringt den Hahn dorthin und sperrt ihn zu den Böcken. Diese gehen gleich auf ihn los, um ihn zu stossen; aber der Hahn wusste Rath: er liess den dritten Floh aus seinem Gefieder, der verwandelte sich in den Fuchs und zerriss und erwürgte die Böcke ganz jämmerlich und frass davon, soviel er vermochte und fertig kriegen konnte.

Am Morgen kam man nachzusehen, wie es dem Hahn ergangen war. Da fand man ihn noch immer am Leben; und kaum wurde die Thür geöffnet, als auch der Fuchs hinausschlüpfte und seiner Wege lief, wer weiss, wohin er gelaufen sein mag. Als der König von all diesem Kunde erhielt, ward er furchtbar zornig und sagte: „Dieses absonderliche Thier muss ich doch umbringen, geschehe es, wie es wolle!“ Mit diesem Entschluss ging er in den Viehstall, um den Hahn mit eigenen Händen zu tödten. Bald fing er ihn ein und drehte ihm den Hals um; aber noch im Sterben sagte ihm der Hahn: „Du wirst mich

nicht los, selbst wenn ich todt bin. Noch einmal wirst du meine Stimme hören, aber dann ist auch dein eignes Ende nahe.“ Als der Schlossherr das hörte, dachte er in seinem Sinn: „Ich muss diesen absonderlichen Unruhstifter aufessen; dann wird er doch von seinem Geschrei lassen.“ Desshalb liess er ein Gastmahl herrichten, wozu alle die benachbarten Herren und viele Andere eingeladen wurden, und der Hahn ward als Braten zubereitet.

Nun, die Gäste waren alle beisammen, man setzte sich an den Tisch und fing an zu essen. Da nahm der Schlossherr den gebratenen Hahn in die Hand, schnitt sich ein Stückchen davon ab und that es in den Mund, indem er sagte: „Du hast dir Vieles in deinem Leben zu gute kommen lassen, aber dein Kikeriki wirst du nicht mehr rufen!“

Kaum hatte der Herr dieses gesagt, als der Hahn plötzlich seinen Kopf aus des Redenden Munde steckte und wie ehedem krähte:

„Kikeriki, Kikeriki!
Der Hahn hat einen goldnen Helm!
Der Herr ist nur ein armer Schelm,
Hat seinen Hahn verjagt!“

Als die Gesellschaft aus dem Munde des Schlossherrn diese sonderbare Stimme hörte, geriethen Alle in die grösste Bestürzung und liessen das Gastmahl stehen. Endlich, als sich der Herr von seinem Schrecken erholt, rief er seinen Dienern zu: „Ergreift ein Beil, und wenn der Hahn wieder in meinem Munde erscheint, so spaltet ihm den Kopf!“

Die Diener thaten, wie ihnen befohlen war, und sowie der Hahn wieder den Kopf zum Munde des Herrn heraussteckte, hieben sie mit dem Beile auf den Hahn ein; der aber zog schnell den Kopf zurück, und das Beil zerschmetterte das Haupt des Schlossherrn, welcher todt hinsank, wie es der Hahn vorausgesagt hatte. So lang ist's!

11.

Vom Kranich, der dem Fuchs das Fliegen lehrte.

Einmal, als der Kranich zum Winter dageblieben war, begegnete ihm der Fuchs und sagte zu ihm: „Nun, Kranich, wie lebst du denn?“ Dieser antwortete: „Je nun, wie soll ich denn leben? Viel zu fressen giebt es nicht.“ Da sagte der Fuchs: „Willst du mich fliegen lehren, so will ich dich den ganzen Winter durch füttern.“ Der Kranich war mit diesem Vorschlag zufrieden, und der Fuchs ernährte ihn den Winter über; doch als es Sommer wurde, verlangte der Fuchs den ausbedungenen Lohn. „Gut“, sagte der Kranich, „setze dich auf meinen Rücken.“ Darauf erhob sich der Kranich mit dem Fuchs in die Lüfte und flog und flog hoch hinauf. Plötzlich liess er jedoch den Fuchs von seinem Rücken herabfallen, so dass der Arme auf die Erde aufstiess und sich das Bein brach. Dann liess sich auch der Kranich aus den Lüften hernieder und fragte: „Nun, Fuchs, wie gefällt dir das Fliegen?“ — „Ach“, sagte der Andere, „hübsch ist es sonst, nur habe ich mir dabei das Bein gebrochen.“ — „Nun, hast du's gebrochen, so mag es gebrochen sein!“ meinte der Kranich.

12.

Der Kaulbarsch und der Lachs.

(Aus Pyhäjärvi.)

Man sagt, dass einmal der Kaulbarsch und der Lachs unterhalb eines Wasserfalles eine Wette eingingen, wer von ihnen den Wasserfall hinauf schwimmen könne. Der Kaulbarsch verfiel auf den schlauen Gedanken, seinen Schwanz mit einem Haar an den Lachs festzubinden. Als

nun der Lachs oben war, schaute er sich nach dem Kaulbarsch um. Ja, da steckte dieser hinter dem Schwanz des Lachses, schwamm schnell nach vorn und rief: „Ei, hier bin ich!“

13.

Des Fuchses böse Streiche.

Einst diente der Kater beim Fuchs als Knecht. Da kam einmal der Wolf, den Fuchs zu besuchen, und dieser fragte ihn: „Nun, Wolf, wie ist es dir ergangen?“

Der Wolf fing an zu klagen und antwortete: „Bald hätte ich meine Zähne an den Nagel hängen müssen, wenn ich nicht mit Pekka (Peter) ein feistes Schwein zum Schlachten gefunden hätte.“ Pekka war nämlich der Bär.

Der Fuchs erzählte dagegen, dass er einen gar flinken Knecht habe. „Ja, und dieser besitzt so eigenthümliche Fliegen, dass sie dich in die Flucht zu jagen im stande sind.“ „Ei,“ meinte der Wolf, „das möchte ich sehen! Keine Fliege kann mir ja was anthun, ebensowenig wie ein Kater!“

Darauf ging der Wolf zu Pekka und sagte ihm: „Komm, lass uns doch die merkwürdigen Fliegen ansehen, von denen Mikko (Michel) behauptet, dass sie dich und mich in die Flucht jagen können.“

Gut, Mikko führte nun den Wolf und Pekka zu einem Wespennest und sagte: „Hier, in diesem Beutelchen stecken sie.“

Der Wolf verlangte, dass Mikko die Fliegen selber zeigen sollte.

„Ei,“ sagte Mikko, „befiehl doch dem Pekka, dass er das Nest öffne.“

Pekka machte sich nun dran das Nest zu öffnen; da, plötzlich, schossen die Wespen hervor und hängten sich an den Wolf und Pekka. Die Beiden sprangen wie toll herum und suchten sich von ihren Peinigern zu befreien, denn diese stachen ganz entsetzlich. Zuletzt rief Pekka in seiner Angst nach seinem Weibe: „Gretel-Weibchen, Fettschenkel, komm mir zu Hülfe! Mikko's Fliegen tödten mich!"

Doch Pekka's Weib hatte keine Lust zu kommen; sie rief ihm zu: „Ich mag nicht! Es wäre mehr schade um Zweie als um Einen!"

Darauf schrie er nach Mikko: „Komm und hilf uns!" Mikko ging hin, brach einen Zweig vom Baume und trieb damit die Wespen von des Wolfes und Pekka's Leibe fort.

Nun sagten die Zwei: „Zeige uns jetzt deinen gewaltigen Knecht, aber sieh zu, dass wir nicht in seine Klauen gerathen."

Mikko meinte: „Wenn ihr uns zu einem Gastmahl einladen wollt, werden wir beide zusammen kommen und das Schwein fressen."

Gut, sie wurden eingeladen, und Mikko nahm den Mittymys (Mietz) mit. Sie kamen hin, fingen miteinander an zu fressen, Mikko sowohl wie Mittymys, und bald war das Schwein aufgezehrt. Währenddessen lugten der Wolf und Pekka im Haidekraut aus einer Grube heraus und betrachteten die Beiden; dabei bewegten sie etwas die Pfoten. Mittymys bemerkte das und sprang mit einem Satze den Beiden ins Genick. Der Wolf und Pekka liefen nun wie besessen herum und meinten, wer weiss, was jetzt über sie gekommen sei. In ihrer Angst schrieen sie laut: „Mikko, hilf uns! Mikko, hilf uns!"

Mikko kam und fing an zu schelten: „Mittymys, gehe doch höflicher mit den Menschen um! Du bist doch ganz

unverschämt; die Beiden haben uns zum Gastmahl eingeladen, und du willst deine Wirthe tödten!"

Da liess Mittymys von ihnen ab. —

Eine Tagereise von da hatte der Wolf seinen Bau und sechs Junge darin. Einst hatte sich Mittymys dort eingeschlichen.

Der Wolf lief zu Mikko und versprach diesem den ganzen Bau, wenn er ihm den Mittymys aus dem Hause schaffen wollte.

„Warte, wart ein Weilchen!" sagte Mikko. „Ich will doch mal mein Weib um Rath fragen, wie ich den Mittymys aus deinem Bau heraustreiben kann."

Wie nun Mikko nach Hause kam, fand er in dem eignen Bau einen Mann, der ihm die Jungen stehlen wollte. Da sagte Mikko zu ihm: „Wenn du mir meine Jungen lässest, will ich dir nach einigen Tagen einen Wolfsbau zeigen."

„Gut", meinte der Mann; „ich komme am Mittwoch wieder; führe mich dann hin."

Darauf holte Mikko den Mittymys aus der Behausung des Wolfes heim und sann nun nach, was er jetzt anstellen sollte. In solchen Gedanken lief er in den Wald und fand dort von ohngefähr ein festes langes Stück Tau. Dieses schleppte er zu einer grossen gefallenen Kiefer. Wie er davor stand, kam der Wolf herangelaufen und fragte: „Wo sind Mittymys und Pekka?"

Mikko sagte darauf: „Was sollen wir jetzt thun? Ich habe den Mittymys in diese Kiefer gesteckt und das Loch zugestopft, dass er nicht mehr heraus kann."

Die Beiden beriethen sich nun, was weiter geschehen sollte. Zuletzt meinte Mikko, der schlaue: „Lass uns dieses Tau um die Kiefer binden und sie bis an den Wasserfall ziehen; dann stürzen wir sie hinein und Mittymys muss darin sterben."

Gesagt, gethan. Mikko spannte den Pekka und den Wolf vor die Kiefer, indem er zwei Schlingen aus dem Tau machte und sie fest um den Nacken der Beiden knüpfte. Dann fingen sie an zu ziehen. Vorerst hatten Pekka und der Wolf den Mikko gemahnt: „Gieb gut Obacht, Mikko, dass Mittymys nicht durch das Loch entkommt.“ Da setzte sich Mikko auf die Kiefer, und Pekka und der Wolf zogen sie bis an den Wasserfall. Am Rande des Falles sprang Mikko schnell von der Kiefer ab und rief den Gefährten zu: „Ich will von hier aus stossen, geht ihr Beide nur ruhig ins Wasser, es ist hier nicht tief. Zieht die Kiefer mitten in den Fall, der wird sie von selber hinunterschnellen.“ Gut, Pekka und der Wolf zogen die Kiefer in den Strom, zogen sie längs den Steinen in den mächtigern Wirbel, bis sie der Strudel erfasste und dem Fall zuführte, Pekka und den Wolf mitsammt der Kiefer.

Nun schrie der Wolf: „Goldner Mikko, komm und hilf uns! Goldner Mikko, komm und hilf uns! Hier ist der Tod!“ Und Pekka schrie: „Gretel-Weibchen, Fettschenkel, hilf aus der Noth, hilf aus der Noth!“

Doch das Gretel-Weibchen rief zurück: „Wer sich in den Wasserfall begiebt, mag darin bleiben! Ich komme nicht!“

So starben die Beiden; mit der Kiefer geriethen sie in den Fall, und die Gewalt desselben tödtete den Wolf und Pekka. Mikko's böse Anschläge gelangen ihm alle.

Bald darauf kam der Mann zu Mikko's Bau und sagte: „Zeigst du mir jetzt den Wolfsbau? Sonst nehme ich deine Jungen.“ Da führte ihn Mikko an die Behausung des Wolfes, und der Mann nahm die Wolfsjungen heraus und tödtete sie.

„Und nun gehe hin“, sagte Mikko zum Manne; „dort unterhalb des Wasserfalles findest du den Wolf und den

Bär. Nimm die auch mit und lass meinen Bau fortan in Ruh'."

So glückte dem Fuchs Alles, und seine Jungen wuchsen heran und liefen in den Wald. Der Mann konnte ihnen nichts mehr anthun.

14.

Die ehstnischen Wölfe.

(Aus Pieksämäki.)

An einem Sommertage ging ein Mann in den Wald hinaus, um eine Rodung zu pflügen. Da merkte er, dass hinter dem Zaune am Felde ein Wolf lauerte, und plötzlich spritzte ihm dessen Wasser in das Gesicht. In seinem Aerger darüber segnete ihn der Mann,[1] und siehe da, der Wolf verwandelte sich alsbald in einen Menschen. Verwundert fragte ihn nun der Mann: „Wer bist du?"

Der Wolf erzählte: „Ich bin ein ehstnischer Wolf, einer aus der Hochzeitsschaar, von der Alle in Wölfe verwandelt wurden. Einst wanderten Sankt Peter und der Andere umher, um zu taufen und zu lehren, und kamen in ein Dorf, in dem eine Hochzeit gefeiert wurde. Sie baten um Speise und um ein Nachtlager; aber man versprach ihnen nichts und gab ihnen nichts. Da fluchte ihnen Sankt Peter und sagte: „Wartet, bis Einer euch segnet!" schlug die Thür zu und ging fort. Nach einiger Zeit schickte Sankt Peter seinen Gefährten zu sehen, was die Leute im Hochzeitshause trieben. Der kam wieder zurück und berichtete: „Sie springen an den Wänden hinauf! Da habe ich die Thür zugemacht und bin fortgegangen." — „Nun, gehe

[1] Im Finnischen wird oft der Ausruf: Gott segne dich! im Aerger gebraucht.

wieder hin und sieh, was sie jetzt thun?" — „Sie heulen da drinnen wie Wölfe!" — Nach einer Weile sagte Sankt Peter aufs neue: „Sieh mal nach, was sie jetzt thun?"

Da waren sie alle zu Wölfen geworden und die ganze Gesellschaft rannte in Wolfsgestalt in den Wald hinaus."

Die Sage erzählt, dass einst ein Jäger einen Wolf erbeutete, der silbernen Frauenschmuck trug. Seinesgleichen traf man so viele in dem Lande, dass ein Sprichwort aufkam: „Der ist wie ein ehstnischer Wolf."[1] Der Wolf, von dem vorhin die Rede war, trug einen Frauengürtel und eine kupferne Brustschnalle.

[1] Sprichwort aus Haapavesi: „Der ist wie ein ehstnischer Wolf", bezeichnet einen sehr bösen Menschen.





